

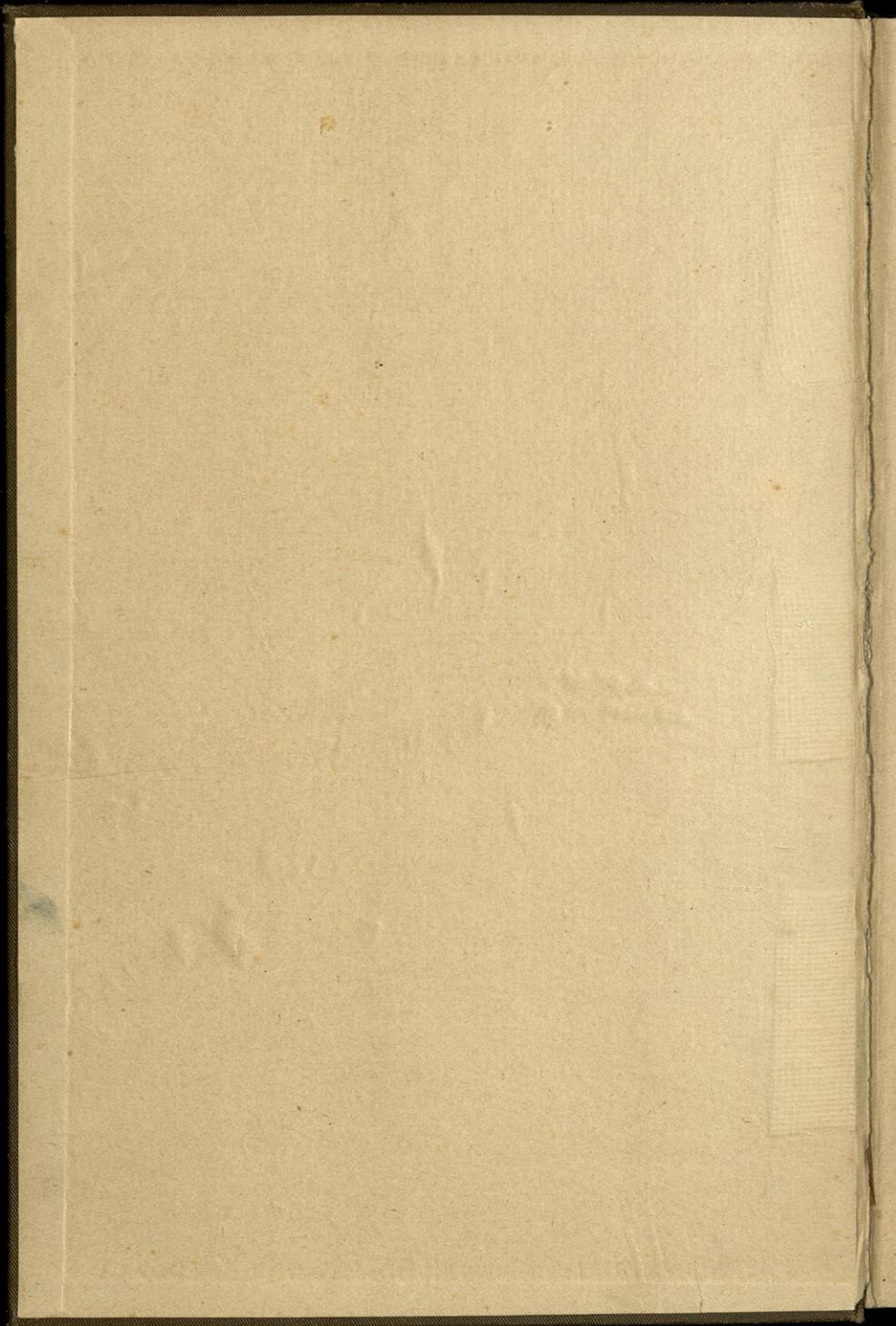
Frisch und Rudolf

# Deutsches Lesebuch

für österreichische Bürgerschulen



WIEN,  
A. FICHLERS WITWE & SOHN.



Ida Libej



# Deutsches Lesebuch

für

österreichische Bürgerschulen.

---

Herausgegeben

von

**Franz Frisch,**

Direktor der Landes-Lehrerinnenbildungsanstalt  
und k. k. Bezirksschulinspektor in Marburg.

**Franz Rudolf,**

Bürgerschuldirektor in Reichenberg.

In einem Bande.

Mit 45 Abbildungen.

2. Auflage.

Unveränderter Abdruck der mit Erlaß des hohen k. k. Ministeriums für Kultus und Unterricht vom 25. August 1904, Z. 29.832, zum Unterrichtsgebrauche an Bürgerschulen zulässig erklärten 1. Auflage.

Preis gebunden 2 K 50 h.

---

Wien, 1905.

Verlag von A. Pichlers Witwe & Sohn,

Buchhandlung für pädagogische Literatur und Lehrmittel-Anstalt,  
V., Margaretenplatz 2.

GSI 800347



202309508

# Inhaltsverzeichnis.

## Erster Teil.

(Für die erste und zweite Klasse.)

	Seite		Seite
1. Das walte Gott. Von Julius Sturm . . . . .	1	27. Die sieben Wahrzeichen eines guten Dorfes. Nach B. Nuerbach . . . . .	22
2. Von der Ausbildung der Rede und Sprache. Nach J. G. Herder . . . . .	2	28. Von der Ordnung. Von J. G. Seume . . . . .	23
3. Die deutsche Sprache. Von Robert Hamerling . . . . .	2	29. Achtzehn Wirtschaftsregeln. Von D. U. Kolff . . . . .	25
4. Wie die Sprache altes Leben fortführt. Von R. Hildebrand . . . . .	2	30. Guter Ton und seine Sitte. Von Franz Rudolf . . . . .	26
5. Wert der Zeit. Nach Smiles . . . . .	4	31. Höflichkeit ziert jeden Stand. Von J. Dorn . . . . .	27
6. Die Kaiserfurch. Von Bertold Nuerbach . . . . .	4	32. Der beste Empfehlungsbrief. Von A. Kleinschmidt . . . . .	27
7. Von der Arbeit. Nach Spieker . . . . .	8	33. Mein Vaterland. Von J. G. Seidl . . . . .	28
8. Ehre der Arbeit. Von Ferd. Freiligrath . . . . .	9	34. Kaiser Franz Josef I. Nach L. Smolle . . . . .	28
9. Abendlied. Von Gottfried Keller . . . . .	9	35. Eintracht. Von Chr. F. Gellert . . . . .	30
10. Heldenmut. Von M. Petutschnigg . . . . .	10	36. Aus Gellerts Leben. Von W. D. von Horn . . . . .	31
11. Rätsel. Von Fr. Schiller . . . . .	10	37. Als ich um Hasenöl geschickt wurde. Von Peter Rosegger . . . . .	33
12. Helden der Pflicht. Von Josef Siegl . . . . .	10	38. Der Wolf und der Kranich. Aso- pische Fabel . . . . .	41
13. Das goldene Buch. Von Otto von Leigner . . . . .	13	39. Die Elster und ihre Kinder. Von W. Grimm . . . . .	41
14. Franz Schubert. Nach E. Hanslick . . . . .	13	40. Der Specht und die Taube. Von W. Grimm . . . . .	42
15. Glück der Genügsamkeit. Von Martin Greif . . . . .	14	41. Der Knabe und die Schlange. Von G. E. Lessing . . . . .	42
16. Des Landmanns Glück. Von G. Freytag . . . . .	14	42. Der Wolf auf dem Totenbette. Von G. E. Lessing . . . . .	43
17. Die Milchfrau. Von Gleim . . . . .	15	43. Der Geizige. Von G. E. Lessing . . . . .	43
18. Der Kaiserbrunnen am Schnee- berge. Nach Friedr. Umlauf . . . . .	16	44. Der Besitzer des Bogens. Von G. E. Lessing . . . . .	43
19. Boten des Herbstes. Von M. Greif . . . . .	17	45. Die beiden Ärte. Von A. Meißner . . . . .	44
20. Abendlied. Von Otto Julius Bierbaum . . . . .	17	46. Herkules am Scheidewege. Von F. Beck . . . . .	44
21. Gegengruß. Von L. A. Franzl . . . . .	18	47. Ein Vater an seinen Sohn. Von Peter Rosegger . . . . .	45
22. Der regelmäßige Müßiggänger. Von Chr. F. Gellert . . . . .	18	48. Themistokles als Jüngling. Von F. Bähler . . . . .	49
23. Die Kunst, jeden Tag glücklich zu sein. Von B. Nuerbach . . . . .	19	49. Zum Ziele. Von Julius Sturm . . . . .	50
24. Schäfers Sonntagslied. Von Lud- wig Uhland . . . . .	20		
25. Hoffnung. Von Fr. Schiller . . . . .	21		
26. Sprüche. Von G. A. Bürger, F. M. Bodensiedt u. s. w. . . . .	21		

	Seite		Seite
50. Das Riesenspielzeug. Von A. von Chamisso . . . . .	50	83. Klein Roland. Von Ludwig Uhland . . . . .	102
51. Rätsel. Von Fr. Schiller . . . . .	52	84. Rolands Horn. Von Ferdinand Avenarius . . . . .	106
52. Rübzahl. Von A. L. Grimm und H. Klette . . . . .	52	85. Altes Gold. Von J. P. Hebel . . . . .	107
53. Aus dem schlesischen Gebirge. Von F. Freiligrath . . . . .	55	86. Sprichwörter . . . . .	108
54. Der Fiedelbogen des Neck. Von Rudolf Baumbach . . . . .	57	87. Gegen den Dämon Alfihol . . . . .	108
55. Das wohlfeile Mittagessen. Von J. P. Hebel . . . . .	62	88. Das Eisen. Von A. W. Grube . . . . .	109
56. Des Knaben Berglied. Von Ludwig Uhland . . . . .	63	89. Geschichte eines Wassertropfens. Von A. W. Grube . . . . .	110
57. Mutterherz. Von Albert Traeger . . . . .	63	90. Rätsel. Von Friedr. Schiller . . . . .	114
58. Wiege und Sarg. Von Würtert . . . . .	64	91. Aus Mozarts Jugendleben. Aus Obentrauts „Jugendbibliothek“ . . . . .	115
59. Selige Ruh!. Von F. Grillparzer . . . . .	65	92. Das Lied vom braven Mann. Von G. A. Bürger . . . . .	117
60. Der geheilte Patient. Von J. P. Hebel . . . . .	65	93. Vom Sparen. Von Franz Rudolf . . . . .	120
61. Die Boten des Todes. Von Jak. und Wils. Grimm . . . . .	67	94. Friedrich Rotbart. Von Emanuel Geibel . . . . .	121
62. Ätzt eurer Gesundheit! Von D. H. Rolff . . . . .	68	95. Johanna Sebus. Von Joh. W. Goethe . . . . .	122
63. Pfl eget die Zähne! Von Franz Schütz . . . . .	70	96. Meine Uhr. Von J. G. Seidl . . . . .	123
64. Die Krone des Alters. Von J. G. Herder . . . . .	70	97. Aufmunterung zur Freude. Von L. Hölty . . . . .	123
65. Tod und Schlaf. Von F. A. Krummacher . . . . .	71	98. Frisch gefungen. Von A. von Chamisso . . . . .	124
66. Aus Wolfgang Goethes Jugendjah ren. Von J. W. Goethe . . . . .	72	99. Der Mensch und die Vögel. Von A. C. Brehm . . . . .	125
67. Erbkönig. Von J. W. Goethe . . . . .	73	100. Eine Bitte. Von Peter . . . . .	125
68. Aus Schillers Jugendjahren. Nach G. Schwab . . . . .	74	101. Ihr lieben Vöglein, singt nur fort! Von Oskar von Redwitz . . . . .	126
69. Der Graf von Habsburg. Von Friedr. Schiller . . . . .	76	102. Frühlingseinzug. Von Wilhelm Müller . . . . .	126
70. Der Segen guter Hauswirtschaft. Von Adolf Mang . . . . .	79	103. Im Frühlinge. Von J. Sturm . . . . .	127
71. Der Rheinstrom. Von G. B. Mendelssohn . . . . .	80	104. Der Lenz. Von Nikolaus Lenau . . . . .	128
72. Die Kinder der Armut. Von Friedr. Rückert . . . . .	81	105. Morgenwanderung. Von Em. Geibel . . . . .	129
73. Der Winter. Von Chr. Hirschfeld . . . . .	82	106. Wanderchaft. Von Em. Geibel . . . . .	129
74. Sprüche. Von Fr. Bodenstedt . . . . .	84	107. Der Frühling. Von Friedrich von Bodenstedt . . . . .	130
75. Das brave Mütterchen. Von Müllenhoff . . . . .	84	108. Der Wald im Frühling. Nach Theodor Colshorn . . . . .	131
76. Waldliebe im Schnee. Von Peter Rosegger . . . . .	85	109. In der Heimat. Von Julius Sturm . . . . .	132
77. Freud' und Leid. Von Hoffmann von Fallersleben . . . . .	88	110. Denksprüche. Von G. E. Lessing . . . . .	132
78. Das Waldhaus. Von Peter Rosegger . . . . .	88	111. Was der Schwalbe auf der Reise geschehen ist. Von Peter Rosegger . . . . .	132
79. Weihnachten. Von Jos. Freiherrn von Eichendorff . . . . .	96	112. Der Fuchs und das Reh. Von J. Masius . . . . .	139
80. Die siztinische Madonna von Rafael Santi. Von J. Siegl . . . . .	96	113. Tierleben in den südamerikanischen Steppen. Von A. von Humboldt . . . . .	140
81. Die Neujahrsnacht eines Unglücklichen. Von J. P. Richter . . . . .	98	114. Schützt die Tiere! Von D. U. Rolff . . . . .	141
82. Der Reiter und der Bodense. Von G. Schwab . . . . .	100	115. Das taube Mütterlein. Von Friedr. Halm . . . . .	142
		116. Unser Herz. Von Peter Rosegger . . . . .	142
		117. Drahtlänge. Von Ferd. v. Saar . . . . .	142
		118. Die Nacht. Von L. Uhland . . . . .	143
		119. Aus Richard Wagners Jugendjah ren. Von Franz Schütz . . . . .	143

	Seite		Seite
120. Von einer Stadt und einem Riesen. Von Campe . . . . .	145	141. Einer oder der andere. Von J. B. Hebel . . . . .	171
121. Verwandlungen. Von Ed. Bauern- feld . . . . .	146	142. Das Erkennen. Von J. N. Vogl . . . . .	172
122. Menschenliebe und Wohlthätigkeit. Nach Emil Frommel . . . . .	146	143. Das Glöcklein des Glücks. Von J. G. Seidl . . . . .	173
123. Der kleine Friedensbote. Von Ab. Stöber . . . . .	147	144. Kaiser Magens Zweitampf. Von Karoline Bichler . . . . .	175
124. Freundschaft. Von Friedr. von Bodenstedt . . . . .	149	145. Das Glück von Edenhall. Von L. Uhland . . . . .	176
125. Drei Freunde. Von Joh. G. Herder . . . . .	150	146. Andreas Hofers Tod. Von Peter Rofegger . . . . .	178
126. Freundschaft. Von Ch. F. Gellert . . . . .	150	147. Der Räuber. Von Robert C. Prutz . . . . .	182
127. Die Treue. Nach Emil Frommel . . . . .	151	148. Das Loch im Armel. Von Bichotte . . . . .	183
128. Die Bürgerschaft. Von Friedr. Schiller . . . . .	152	149. Ermutigung. Von Friedr. Halm . . . . .	185
129. Gleich und gleich gefellt sich gern. Von Fr. Grillparzer . . . . .	155	150. Ein Warenlager. Von G. Freytag . . . . .	186
130. Die Kraniche des Ibykus. Von Friedr. Schiller . . . . .	156	151. Wenn die Rosen blühen. Von Heinrich Seidel . . . . .	187
131. Die Obstbäume. Nach Masius . . . . .	161	152. Beim Wassermüller. Von Heinrich Seidel . . . . .	188
132. Zwei Heimgekehrte. Von Ana- stasius Grün . . . . .	162	153. Der gestirnte Himmel. Nach F. Beck . . . . .	189
133. Der Böhmerwald. Nach F. Kraut- mann und E. Hartmann . . . . .	162	154. Gebet. Von Emanuel Geibel . . . . .	190
134. Die Gäste der Buche. Von Au- dolf Baumbach . . . . .	163	155. Not entwickelt Kraft. Nach F. Beck . . . . .	190
135. Norwegens Natur. Von Theodor Mügge . . . . .	163	156. Über ein Stündlein. Von Paul Heyse . . . . .	192
136. Der Wald im Sommer. Nach Theodor Colshorn . . . . .	166	157. Parzivals früheste Jugend. Von K. Dorenwell . . . . .	193
137. Das Gewitter. Von G. Schwab . . . . .	167	158. Abschiedsworte eines Vaters an seinen Sohn. Von Julius Sturm . . . . .	194
138. Nüffel. Von Friedr. Schiller . . . . .	168	159. Die Mutter an ihre Tochter. Von Friedr. Halm . . . . .	195
139. Die Bedeutung der Ströme. Nach Masius . . . . .	168	160. Der Schwanritter. Von Jakob und Wilhelm Grimm . . . . .	195
140. Die sterbende Eiche. Von Rudolf Baumbach . . . . .	170	161. Nach altdeutscher Weise. Von E. von Feuchtersleben . . . . .	197
		162. Deutsches Gebet. Von Peter Rofegger . . . . .	198
		163. Das Kaiserlied. Von J. G. Seidl . . . . .	198

## Zweiter Teil.

(Für die dritte Klasse.)

1. Das Nibelungenlied. Nach Vilmar . . . . .	200
2. Die treue Gudrun. Nach K. S. Keel . . . . .	210
Walter von der Vogelweide.	
3. Lebensbild. Von F. Rudolf . . . . .	215
4. Erziehung . . . . .	217
5. Leopolds Rückkehr vom Kreuzzuge . . . . .	218
6. Reichthum und Armut . . . . .	218
Meistergesang.	
7. Die Meistersinger. Von Aug. Hagen . . . . .	218
8. Das Schlaraffenland. Nach Hans Sachs . . . . .	226
Volkslied.	
9. Der Schweizer Soldat. (Ein Volkslied) . . . . .	227

Friedrich von Logau.

10. Sinngedichte . . . . .	228
----------------------------	-----

Christian Fürchtegott Gellert.

11. Lebensbild. Von D. U. Kollff . . . . .	229
12. Die beiden Wächter . . . . .	231
13. Damokles . . . . .	231

Friedrich Gottlieb Klopstock.

14. Morgenlied . . . . .	232
--------------------------	-----

Gotthold Ephraim Lessing.

15. Zeus und das Pferd . . . . .	233
16. Der Rangstreit der Tiere . . . . .	233

	Seite		Seite
17. Der Fuchs und der Tiger . . . . .	234	60. Monolog des Prinz . . . . .	309
18. Aussprüche Lessings . . . . .	235	61. Auf dem Schlachtfelde von Aspern . . . . .	310
19. Minna von Barnhelm . . . . .	236	Mar von Schenkendorf.	
20. Lessing über sich selbst . . . . .	239	62. Muttersprache . . . . .	310
21. Sinngedichte . . . . .	240	Ernst Moritz Arndt.	
Johann Gottfried Herder.		63. Das Vaterland . . . . .	311
22. Lebensbild. Nach Schäfer und Dr. Niemeyer . . . . .	241	64. Wer ist ein Mann? . . . . .	311
23. Tag und Nacht . . . . .	242	65. Die Leipziger Schlacht . . . . .	312
24. Das Kind der Barmherzigkeit . . . . .	242	Friedrich Rückert.	
25. Der Tribut . . . . .	243	66. Geharnischte Sonette . . . . .	313
Johann Wolfgang Goethe.		Ludwig Uhland.	
26. Lebensbild . . . . .	243	67. Frühlingsglaube . . . . .	314
27. Aus „Heineke Fuchs“ . . . . .	245	68. Frühlingsfeier . . . . .	315
28. Der getreue Eckart . . . . .	246	69. Lob des Frühlings . . . . .	315
29. Hermann und Dorothea . . . . .	248	70. Des Sängers Fluch . . . . .	315
30. Der Sänger . . . . .	253	71. Roland Schildträger . . . . .	317
31. Das heilige Abendmahl von Leonardo da Vinci . . . . .	253	72. Uhlands Lieder und erzählende Gedichte. Von Heinrich von Treitschke . . . . .	319
32. Der Fischer . . . . .	255	Justinus Kerner.	
33. Märlied . . . . .	256	73. Kaiser Rudolfs Ritt zum Grabe . . . . .	321
34. Der Zauberlehrling . . . . .	256	74. Der reichste Fürst . . . . .	321
35. Wanderers Nachtlied . . . . .	258	Heinrich Heine.	
36. Ein Gleiches . . . . .	258	75. Eine Brockenreise . . . . .	322
37. Frühlings Auferstehung . . . . .	259	76. Liebesgruß . . . . .	323
38. Goldene Worte . . . . .	259	77. An meine Mutter . . . . .	324
39. Goethe, ein Freund körperlicher Übungen. Von Rudolf Hermann . . . . .	260	August Platen.	
Friedrich Schiller.		78. Das Grab im Busento . . . . .	324
40. Lebensbild. Von Hugo Weber . . . . .	262	Adalbert von Chamisso.	
41. Der Ring des Polykrates . . . . .	264	79. Die Kreuzschau . . . . .	325
42. Der Taucher . . . . .	265	Emanuel Geibel.	
43. Der Kampf mit dem Drachen . . . . .	270	80. Hoffnung . . . . .	326
44. Die Worte des Glaubens . . . . .	274	Franz Grillparzer.	
45. Wallenstein . . . . .	275	81. Lebensbild. Von D. U. Kolff . . . . .	327
46. Reiterlied. (Aus „Wallensteins Lager“) . . . . .	277	82. Aus „König Ottobars Glück und Ende“ . . . . .	329
47. Das Mädchen aus der Fremde . . . . .	278	83. Ein altes Lied . . . . .	337
48. Deutsche Treue . . . . .	278	Nikolaus Lenau.	
49. Das Lied von der Glocke . . . . .	279	84. Der Postillon . . . . .	337
50. Wilhelm von Humboldt über „Das Lied von der Glocke“ . . . . .	285	85. Die Heideschenke . . . . .	338
51. Wilhelm Tell . . . . .	286	86. An mein Vaterland . . . . .	340
52. Aus „Wilhelm Tell“ . . . . .	295	Anastasius Grün.	
53. Zwei Briefe. W. von Humboldt an Friedr. von Schiller . . . . .	297	87. Lebensbild. Von D. U. Kolff . . . . .	341
54. Goldene Worte . . . . .	299	88. Aus dem Romanzenkranz „Der letzte Ritter“ . . . . .	343
Johann Gottfried Seume.			
55. Von der Güte . . . . .	300		
56. Der Wilde . . . . .	301		
Theodor Körner.			
57. Lebensbild. Von D. U. Kolff . . . . .	304		
58. Letzter Trost . . . . .	306		
59. Gebet während der Schlacht . . . . .	307		

	Seite		Seite
89. Der letzte Dichter . . . . .	345		
90. Am Strande . . . . .	346		
91. Sprüche . . . . .	347		
Friedrich Halm.			
92. Ratschläge . . . . .	347		
Joh. N. Vogl.			
93. Gruß an mein Vaterland . . . . .	348		
Joh. Gabriel Seidl.			
94. Ins Freie . . . . .	348		
95. Männerwaffen . . . . .	349		
96. Der tote Soldat . . . . .	349		
Adalbert Stifter.			
97. Der Plöckensteiner See . . . . .	350		
Robert Hamerling.			
98. Lebensbild. Von Hugo Möbius	352		
99. Der Springer . . . . .	354		
100. Die Sterne . . . . .	355		
Viktor Scheffel.			
101. Ausfahrt . . . . .	355		
Elise Polko.			
102. Unter Palmen . . . . .	355		
Felix Dahn.			
103. Gotentreue . . . . .	359		
		Adolf Pichler.	
104. Der Sturm . . . . .	360		
Karl Gerok.			
105. Der Ring des Polykrates . . . . .	360		
Peter Rosegger.			
106. Ein Vater an seinen Sohn . . . . .	360		
Paul Heyse.			
107. Heimweh . . . . .	362		
Gustav Falke.			
108. Gebet . . . . .	363		
Eduard Mörike.			
109. Er ist's . . . . .	363		
Detlev von Liliencron.			
110. Legende . . . . .	363		
Otto Ernst.			
111. Nis Randers . . . . .	364		
		Marie von Ebner-Eschenbach, Th. Storm, Carmen Sylva, Daniel Sanders, Frida Schanz.	
112. Goldene Worte . . . . .	365		



## Erster Teil.

(Für die erste und zweite Klasse.)

### 1. Das walte Gott!

„Das walte Gott!“ Mehr braucht es nicht.  
Wer dies Gebet von Herzen spricht,  
Darf an sein Werk mit Freuden gehn  
Und treuer Hilfe sich versehen.

Und wär' die Last auch noch so schwer  
Und drohten Feinde ringsumher,  
Es macht den Trotz der Welt zu Spott  
Der fromme Spruch: „Das walte Gott!“

Julius Sturm.

### 2. Von der Ausbildung der Rede und Sprache.

Um im Umgange mit unseren Mitmenschen zu einem guten Gebrauche unserer Sprache zu gelangen, muß man folgende Regeln beachten: Man falle niemandem in die Rede. Ein Mensch, der den andern in der Rede unterbricht, ist seines Verstandes nicht mächtig; niemand wird ihm viel zutrauen. Man hüte sich vor gewohnten Eigenheiten und Lieblingsausdrücken, durch die man entweder lächerlich oder eintönig wird, weil man sie gewöhnlich zur Unzeit wiederholt. Fast niemand kann ihnen ganz entgehen; besonders findet man sie bei Leuten, die viel reden müssen und oft ohne Vorbereitung sprechen. Bestelle dir Wächter, die dir solche sagen müssen, oder sei dir selbst Wächter! Man hüte sich, im Umgange und in seinen Gesprächen aufdringlich zu sein. Personen dieser Art sind die unerträglichsten Geschöpfe; sie brechen die muntere, liebliche Unterhaltung ab, halten sie auf, lenken sie seitwärts und suchen immer und überall ihre Meinung zur Geltung zu bringen. Sie kommen nicht zur Wahrheit und wollen andere nicht dazu gelangen lassen. Jeder junge Mensch prüfe sich des Abends, ob er im Verlaufe des Tages eine Ungezogenheit begangen, eine ungebührliche Rede geäußert, ein Gespräch verdorben, ob er eine Antwort

gegeben oder sonst ein Betragen gezeigt habe, womit andere und er selbst nicht zufrieden sein können. Nicht dazu ist uns die Rede gegeben, daß wir unfreundlich seien. Bei allem kommt es darauf an, daß unsere Rede ganz sei und ein Ganzes bestimmt sage. Denn das, was man sagen will, rein, ganz, bestimmt und doch artig und höflich zu sagen und in der Rede auch ein Ende zu finden, ist der schöne Ausdruck der Gesellschaft und des Umganges. Er ist wie ein schöner Edelstein, ein Kind der Natur, aber durch Kunst gefaßt, voll Sinnes, voll Anmut, voll inneren Wertes, klein und kostbar.

Nach Joh. G. Herder.

### 3. Die deutsche Sprache.

Die deutsche Sprache ist vorzugsweise die Sprache des Gedankens und des Gefühls. Sie vermag wie keine andere die Geheimnisse des Geistes wie des Herzens auszuklingen, sie hat Worte für das Tiefste und für das Zarteste. Deutsch geschrieben sind die tief Sinnigsten Werke der Forschung, die Offenbarungen des Geistes, deutsch die tief Sinnigsten Lieder, die Offenbarungen des Herzens. Unübersetzbar sind Werke wie die eines Hegel, unübersetzbar das Nibelungenlied und die Minnesänger. Um nur eine Seite — die des Gefühlsausdruckes — hervorzuheben, welche Sprache ist reicher an Ausdrücken für Liebe und Schönheit? Worte wie Minne, Innigkeit, Gemüt, Liebreiz, Goldseligkeit, — lieblich, traut, traulich, minniglich, herzlich, sinnig, wonnig, welche Sprache hat sie in solcher Fülle wie die deutsche?

Wem gebührt aber der Dank für diese Vorzüge der deutschen Sprache? Nicht der Sprache an sich, sondern dem Volke, das sie spricht und nach seinem Bedarfe bildet. In der Sprache zeigt sich der Geist des Volkes und der Zeit. Der regierende Zeitgeist münzt den Sprachschatz wie ein König das Gold und drückt sein Bild als Gepräge darauf.

Robert Hamerling.

### 4. Wie die Sprache altes Leben fortführt.

Die Sprache führt häufig ein Stück altes Leben noch fort, das im Leben selbst vergangen ist. So laden wir heutzutage das Gewehr. Geladen wird eine Last; eine solche ist ja aber die Kugel im Gewehre nicht. Es lebt jedoch darin ein Stück aus dem ältesten Geschützwesen; unsere Handfeuergewehre, Flinte und Pistole, sind nämlich nicht der Anfang einer Entwicklung. Die ältesten Feuerwaffen waren Geschütze von gewaltiger Größe, die man dann immer mehr ins Kleinere und Bequemere zog. Die ältesten Geschütze oder Büchsen aber traten an die Stelle der vorherigen Wurfgeschütze, die man aus dem Altertume überkommen hatte, wo sie zur

Belagerung gebraucht wurden. Bei denen aber war „Laden“ der rechte Ausdruck; denn sie schleuderten aufgelegte Lasten, große Steine und Balken; daher also das heutige Laden des Gewehres.

Längst Vergangenes hält auch die Redensart Lunte riechen fest. „Er hat Lunte gerochen,“ sagte man z. B. von einem, der in einem Kreise, in dem er sich bewegt hat, auf einmal wegbleibt, weil er gemerkt hat, daß man ihm da nicht wohl will oder selbst Feindseliges im Schilde führt. Das ist die Lunte, die vor der Anwendung des Feuersteines, der seinerseits vom Zündhütchen abgelöst wurde, zum Anzünden des Pulvers auf der Pfanne diente, bei den Geschützen wie bei den Gewehren. Der glimmend gehaltene Haussstrick mußte weithin riechbar sein mit größter Deutlichkeit; wer also dem Kampfe auszuweichen Grund hatte, mußte an dem Geruche der Lunte den anrückenden Feind auch im Walde weit genug merken.

Aus ziemlicher Nähe zeigt den Vorgang, daß eine fest gewordene Redensart im Leben ihren Anhalt verliert, aber unbekümmert darum fortlebt, die Redensart „eben vor Tor schluß“. Sie ist unentbehrlich, um ein Geschehen oder Tun zu bezeichnen, das gerade noch genau vor der gegebenen Möglichkeit glücklich zu stande kommt, hat aber ihren sachlichen Ernst nur noch in Festungen hinter sich; denn das Stadttor ist gemeint, das es ja nun nicht mehr gibt. Wir Alten wissen noch, wie das Ding beschaffen war und was für eine Bedeutung es auch im Frieden hatte mit seinem Öffnen früh und Schließen abends. Da kam es vor, daß einer Gesellschaft, die sich verspätet hatte, das Tor „vor der Nase“ verschlossen wurde, obschon ein sogenannter Torgroschen das strenge Gesetz milderte und ein Pförtchen in oder neben dem wuchtigen Tore öffnete zum Durchschlüpfen. Eine Stadt mit völlig offenen Gassen ohne jede Möglichkeit eines Verschlusses, während jeder Garten abends verschlossen wird, das ist etwas, was noch vor hundert Jahren keinem Menschen denkbar war. Noch bei Schiller verstehen sich Stadttor und Tor schluß von selber in der „Glocke“ und die Stelle braucht nun schon eine Art gelehrter Erklärung, welche die jüngeren Lehrer auch schon nicht mehr aus eigener Anschauung nehmen können. Da der Abend eintritt:

„Um des Lichts gesell'ge Flamme  
Sammeln sich die Hausbewohner  
Und das Stadttor schließt sich knarrend.“

In dieser Stelle ist bei dem Licht nicht etwa eine Lampe auf dem Tische zu denken, die es damals noch durchaus nicht gab, auch nicht an Fürstenthöfen; es ist nur ein Licht im Leuchter gemeint. Auch das haben wir Alten noch miterlebt.

Rudolf Hildebrand.

## 5. Wert der Zeit.

Geschäftsleute pflegen zu sagen, daß Zeit Geld sei. Eine Stunde, die täglich unnütz verbracht wird, würde, wenn man sie zu Bildungszwecken benützte, in wenigen Jahren einem unwissenden Menschen reiche Kenntnisse bringen. Schon der Einfluß einer Viertelstunde, die man täglich für seine Bildung verwendet, macht sich am Ende eines Jahres fühlbar. Eine wirtschaftliche Benützung der Zeit ist die richtige Art, sich Muße zu verschaffen; sie setzt uns in den Stand, eine Sache vorwärts zu bringen, so daß wir nicht von der Sache getrieben werden. Andererseits bringt uns eine falsche Berechnung der Zeit in eine beständige Verwirrung, wir geraten in Verlegenheiten, denen gewöhnlich das Unglück auf dem Fuße folgt.

Nelson sagte einmal: „Ich verdanke alle meine Erfolge im Leben dem Umstande, daß ich immer eine Viertelstunde vor der festgesetzten Zeit bereit war.“

Es gibt Leute, die den Wert des Geldes erst schätzen, wenn sie damit zu Ende sind, und viele machen es ebenso mit der Zeit. Gar manche Menschen lassen die Stunden unbenützt vorüberfliegen und erst, wenn das Leben schon bald vergangen ist, erinnern sie sich, daß sie die Zeit hätten weiser benützen sollen. Aber Lässigkeit und Müßiggang sind dann wohl schon zur festen Gewohnheit geworden und man ist außer Stande, die Bande zu zerreißen, mit denen man sich gefesselt hat. Verlorener Wohlstand kann durch Fleiß, verlorene Gesundheit durch Mäßigkeit und Pflege, Kenntnisse können durch Studium, aber verlorene Zeit kann durch nichts errungen werden, sie ist für immer verloren.

Durch die richtige Würdigung der Zeit lernt man strenge Pünktlichkeit. Durch nichts wird das Vertrauen rascher erweckt als durch diese Tugend. Ein Mann, der seine Zeit pünktlich einhält und niemanden warten läßt, zeigt, daß er Achtung für des anderen Zeit wie für seine eigene hat. Als sich Washingtons Geheimschreiber einst bei seinem Herrn wegen des Zuspätkommens mit der Ungenauigkeit seiner Uhr entschuldigte, sagte ihm jener ganz ruhig: „Dann müssen Sie sich eine andere Uhr kaufen, oder ich werde mir einen anderen Sekretär anschaffen.“ Wer die Zeit nachlässig verwendet, stört die Gemütsruhe anderer. Der Unpünktliche kommt beständig zu spät, er ist nur treu in seiner Unregelmäßigkeit. Er wird schließlich von der Welt beiseite gedrängt und vermehrt die Zahl jener seltsamen Gestalten, die, in steter Unzufriedenheit mit sich selbst lebend, das Schicksal anklagen und lästern.

Nach Smiles.

## 6. Die Kaiserfurch.

Es war im August des Jahres 1769, als Kaiser Josef im offenen Wagen durch das Land Mähren auf der Straße von Brünn nach Wischau

fuhr. Seine Wange war geröthet und sein blaues Auge erglänzte hell beim Aufschauen nach dem Himmel wie beim Ausschauen nach den fernen blauen Bergen und wieder ruhte sein Blick freudig auf den Feldern am Wege. Ein großer Theil der Ernte war eingebracht und schon begann man da und dort den Boden aufs neue umzupflügen.

Lange saß der Kaiser still in sich versunken, sah nichts und hörte nichts von der Welt um ihn her. Plötzlich befahl er, daß man anhalte. Die schnaubenden Rosse standen still und hinter dem Wagen des Kaisers hielten die Gespanne seines ganzen Gefolges. Der Kaiser stieg aus. Ein alter Bauer pflügte mit zwei Pferden ein Ackerfeld am Wege. Er hielt eine Weile in der Arbeit inne und starnte verwundert drein, als er so viele Wagen mit gepuzten Herren hier auf der Straße halten sah. Der Kaiser rief ihm zu, er möge seine Furche nur zu Ende ziehen bis an den Weg. Auf einen Ruck am Leitseile schritten die Ackerpferde vorwärts und bald stand der Bauer mit Pferden und Geschirre beim Kaiser. Noch kannte er ihn nicht und der Kaiser winkte seiner Begleitung, daß man ihn nicht verrate.

„Wollt Ihr mir erlauben,“ fragte der Kaiser, „daß ich Euch den Pflug abnehme und eine Furche ziehe?“

„Warum nicht,“ sagte der Bauer, „aber ich glaub' nicht, daß Er's kann; das sieht sich leicht an, will aber doch gelernt sein.“

„Es gilt den Versuch,“ sagte der Kaiser und alle Umstehenden sahen staunend, wie der Kaiser die Pfluggabel in die Hand nahm und den Bauer ersuchte, seine Tiere anzutreiben. Dies geschah und die Schollen hoben sich eine Strecke. Plötzlich aber hielt der Bauer inne und sagte: „Halt, Er begreift das noch nicht recht. Er drückt den Pflug zu tief ein und bringt schlechten Lettenboden herauf; das verträgt der Acker nicht, der hat nur eine leichte Krume. Freilich, das hat Er nicht wissen können.“

Der Kaiser schaute vieldeutig lächelnd zu seiner Umgebung, er gab ihr damit zu verstehen, was noch anderes auf ihn und sein Reich Anwendbares damit gesagt sein könnte.

Und nun ging's wieder vorwärts; aber bald kam der Pflug aus dem Geleise. Der Kaiser wollte ihn halten, wollte einlenken und eindücken, aber die Pferde waren im Gange und der Pflug strich, kaum eine Ritze machend, über die Stoppeln und schleppte den mit aller Kraft mühselig aufstemmenden Kaiser nach, bis wiederum innegehalten wurde.

„Warum schreit Ihr so auf Eure Pferde hinein?“ fragte der Kaiser.

„Das muß sein,“ lautete die Antwort, „das Vieh schläft ein, wenn man's nicht immer merken läßt, daß jemand hinter ihm ist, der's weckt.“

Diesmal lächelte der Kaiser in sich hinein und auch viele aus seiner Umgebung taten es.

Der Kaiser übergab dem Bauer den Pflug und dieser zeigte ihm nun, wie man nur die gleichmäßige Richtung halten müsse und daß die Pferde von selbst die Hauptsache tun und wie diese Arbeit, zumal heute, wo es in der Nacht geregnet hatte, fast die leichteste von allen Feldarbeiten sei.

Bei der Wendung übernahm der Kaiser nochmals den Pflug und jetzt nickte der Bauer oft und sagte: „Er ist gelehrig,“ denn der Kaiser zog ebenmäßig die Furche von dem einen Ende des Ackers bis zum anderen. Aber nicht sowohl von der äußeren Anstrengung als von der zusammen-



Kaiser Josef II. und der Bauer. Von E. Pirchan. (Verlag B. A. Gess, Wien.)

genommenen Aufmerksamkeit, die eine innere Anstrengung ist, rann dem Kaiser der Schweiß von der Stirn; er trocknete sich ihn ab und sagte: „Das ist der freudigste Schweiß.“

„Ja,“ lachte der Bauer, „wenn man's zum Spaß tut, kann's sein, aber wenn man's das ganze Jahr tun muß und noch dazu fünf Tage Robot für den Herrn, da geht's anders. Aber jetzt ist's doch schön, jetzt hat auch einmal ein hoher Herr für mich gearbeitet. Darf ich nun fragen, wer Er ist?“

„Später will ich's Euch sagen,“ antwortete der Kaiser und er ließ sich nun genau die Verhältnisse der Hörigkeit auseinandersetzen.

„Und weiß Er, guter Herr,“ fragte der Bauer zuletzt, „welches der größte Schaden ist, den der Fröner leidet?“

„Daß er nie zur Selbständigkeit kommt, nie zu seiner freien Menschenwürde.“

„Da hat Er übers Ziel hinausgeschossen,“ erwiderte der Bauer selbstzufrieden und pffiffig lächelnd; dann aber verfinsterten sich seine Mienen wieder, indem er fortfuhr: „Der größte Schaden ist nicht nur, daß man nicht zur rechten Zeit an die rechte Arbeit und an die eigene kommt, sondern noch mehr, daß man gar nicht mehr dazu kommen kann, daß man durchs Fronen das Arbeiten verlernt. Man gewöhnt in der Fronen sich und sein Vieh und Geschirr an Scheinarbeit, an verdeckten Müßiggang, und wenn's dann ans eigene, rechte Geschäft geht, kann man nicht mehr, das Vieh will nicht und selber hat man auch verlernt, sich anzustrengen.“

Unwillkürlich sagte hierauf der Kaiser, daß er nicht ablassen werde, bis er die Bauern frei gemacht habe.

Der Ackerzmann merkte schon, daß er es mit einem vornehmen Manne zu tun habe, und mit pffiffig schlauer Weise treuherzig polternd legte er nun alle Mißstände der Gutsherrnuntertänigkeit auseinander und sagte zuletzt: „Er scheint mir ein großer Herr; wenn Er Seinen guten Kaiser Josef einmal sieht, bericht' Er ihm doch alles!“

„Meint Ihr, daß der Kaiser helfen kann?“

„Nein, nicht ganz, aber doch ein gut Stück; er soll sich nicht irre und nicht abwendig machen lassen, wenn man ihm einreden will, daß das nicht geht.“

„Glaubt Ihr, daß man ihm abredet?“

„Er ist ein Mensch nach dem Herzen Gottes, aber doch nur ein Mensch und er hat verdorbenez Zugvieh und schlechtes Geschirr. Er ist zu gut, er meint, jeder sei so wie er, aber das ist nicht. Er hält alle Menschen für seinesgleichen, aber sie sind nicht seinesgleichen. Sie verderben ihm seine Guttaten, sobald er den Rücken wendet. Er kann ja nicht überall sein; aber eines möcht' ich ihm noch sagen lassen: er sollte sich doch mehr schonen, daß wir recht lang, lang an ihm haben, und er soll nur scharf darauf losgehen.“

„Ihr liebt also den Kaiser, trotzdem er noch wenig für Euch getan?“

„Jedes Kind weiß, wie gutherzig er ist, und wenn ich einmal seine Hand küssen dürfte, ich hätte genug gelebt!“

Dem Kaiser standen Tränen in den Augen, er faßte die schwielige Hand des Bauers und sagte: „Ich bin Josef, Euer Kaiser.“

„O barmherziger Gott!“ rief der Bauer und fiel in die Knie und alle Anwesenden entblößten unwillkürlich das Haupt, ergriffen von der reinsten Offenbarung der Liebe zwischen Volk und Fürst.

„Steht auf,“ sagte der Kaiser, „man darf vor niemand knien als vor Gott und Ihr selbst habt ja gesagt, ich bin nur ein Mensch, wenn auch

ein leidlich guter Mensch. Ja, lieber Mann, wie ich hier Eure Hand halte, so möchte ich die Hand Eures ganzen, vor allen ehrenhaften Standes halten und Euch sagen: Bewahrt mir Eure Liebe wie ich die meine Euch und helft mir Euch glücklich machen und mich durch Euch; und diese Furche, die ich hier gezogen, soll ein Sinnbild sein meiner Wohlachtung für Euern Stand und meines Dichtens und Trachtens für Euch. Gedenket mein, wenn ich auch nicht mehr bin!"

„Nein,“ rief der Bauer, „unser Herrgott wird ein Wunder tun; so einem wie Ihr . . . wie unser . . . wie der Kaiser ist, so einem muß er das Leben zehnfach verlängern zum Heile der Welt.“

„Lebt wohl!“ rief der Kaiser, dem Bauer nochmals die Hand schüttelnd; er konnte vor Rührung kein weiteres Wort hervorbringen; er schritt nach dem Wagen, stieg ein und — fort rasselte der ganze Zug.

Bertold Auerbach.

## 7. Von der Arbeit.

Die Arbeit läßt uns nicht nur erwerben, was wir zum Leben brauchen, sie erhöht auch unsere Gesundheit und die Kraft des Körpers; sie gewöhnt uns an eine geordnete Tätigkeit; sie gibt dem Geiste Heiterkeit und Frohsinn; sie erweckt in uns das Gefühl der Selbständigkeit; sie übt uns in der Standhaftigkeit, Selbstbeherrschung und Überwindung von Schwierigkeiten und Gefahren; sie bricht die Gewalt der Leidenschaften; sie bewahrt uns vor allen Verirrungen und Lastern, die im Gefolge des Müßiggangs die Seele bestricken; sie macht uns fähig zu einer gesegneten Wirksamkeit nach innen und außen; sie erwirbt uns das Vertrauen, die Achtung und Liebe unserer Mitmenschen.

Ob die Arbeit geleistet wird nur mit den Händen in schwerem Tagewerk, ob mit dem Geiste und mit der Feder, ob mit den Händen und mit dem Kopfe zugleich, darauf kommt es nicht an. Aber das ist von Wichtigkeit, daß jeder den Platz ausfülle, auf den er nach dem Maße seiner körperlichen oder geistigen Fähigkeiten gestellt ist. Der fleißige Tagelöhner mit seiner rein mechanischen Arbeit empfindet in gleicher Weise den Segen und die Ehre der Arbeit wie der sinnende Gelehrte am Schreibtische. Und den faulenzenden Millionär im Palaste drückt ebenso das Gefühl der Wichtigkeit seines Daseins wie den zerlumpten Bettler am Wege.

Not lehrt beten; Arbeit lehrt,  
Wie man gegen Not sich wehrt.

Nach Spieker.

### 8. Ehre der Arbeit!

Wer den wucht'gen Hammer schwingt  
Wer im Felde mäht die Ähren,  
Wer ins Mark der Erde dringt,  
Weib und Kinder zu ernähren,  
Wer stroman den Nachen zieht,  
Wer bei Woll' und Werg und Flachse  
Hintern Webstuhl sich mäht,  
Daß sein blonder Junge wachse:  
Jedem Ehre, jedem Preis!  
Ehre jeder Hand voll Schwielen!  
Ehre jedem Tropfen Schweiß,  
Der in Hütten fällt und Mühlen!  
Ehre jeder nassen Stirn  
Hintern Pfluge! — Doch auch dessen,  
Der mit Schädel und mit Hirn  
Hungernd pflügt, sei nicht vergessen!

Ferdinand Freiligrath.

### 9. Abendlied.

Augen, meine lieben Fensterlein,  
Gebt mir schon so lange holden Schein,  
Lasset freundlich Bild um Bild herein:  
Einmal werdet ihr verdunkelt sein!

Fallen einst die müden Lider zu,  
Löschet ihr aus, dann hat die Seele Ruh';  
Tastend streift sie ab die Wanderschuh',  
Legt sich auch in ihre finstre Truh'.

Noch zwei Fünklein sieht sie glimmend stehn  
Wie zwei Sternlein, innerlich zu sehn,  
Bis sie schwanken und dann auch vergehn  
Wie von eines Falters Flügelwehn.

Doch noch wandl' ich auf dem Abendfeld,  
Nur dem sinkenden Gestirn gesellt;  
Trinkt, o Augen, was die Wimper hält,  
Von dem goldnen Überfluß der Welt!

Gottfried Keller.

## 10. Heldenmut.

Am 15. November 1899 fuhr der deutsche Dampfer „Patria“ durch die Straße von Calais. Nach Mitternacht entstand im unteren Schiffsraume ein Brand. Mit aller Anstrengung arbeitete die Mannschaft, um ihn zu löschen. Doch alle Mühe war vergeblich, das Feuer griff immer mehr um sich. Noch schlummerten die Reisenden ahnungslos in ihren Kajüten. Da ertönte gegen 6 Uhr früh der Schreckensruf: „Feuer!“ Die Reisenden stürzten aufs Verdeck, jammernd, nach Hilfe rufend, verzweiflungsvoll die Hände ringend.

Mitten in diesem Gewirr stand der Kapitän Fröhlich unerschütterlich auf seinem Platze, während die Mannschaft pünktlich seine kurzen Befehle vollführte. Sieben Rettungsboote wurden in die Fluten hinabgelassen, aber niemand durfte in dieselben steigen. Da befahl der Kapitän: „Kinder und Frauen zuerst!“ Keiner wagte, dem Befehle entgegen zu handeln. Zum Glück erschienen infolge der Notzeichen zwei große Fischerboote aus Yarmouth, welche einen Teil der Reisenden aufnahmen. Auch der russische Dampfer „Ceres“ erschien bald in der Nähe. Dieser schickte sofort alle seine Boote zu Hilfe. Sämtliche Reisenden wurden gerettet und mit 153 Personen fuhr die „Ceres“ nach Dover hinüber. Unter den Geretteten befanden sich 24 Frauen und 26 Kinder.

Aber Kapitän Fröhlich verließ mit etwa 160 Mann das brennende Schiff nicht. Heldenmütig wollte er bis zum letzten Augenblicke seine Pflicht erfüllen, auf seinem gefahrvollen Posten ausharren. Schon war die Not aufs höchste gestiegen; da eilte ein Dampfer zu Hilfe. Die gesamte Mannschaft wurde gerettet. Kapitän Fröhlich verließ als der letzte das brennende Schiff.

M. Petutschnigg.

## 11. Rätsel.

Ein Vogel ist es und an Schnelle	Der Spinnen kriechendem Gewürme
Buhlt es mit eines Adlers Flug;	Gleicht es, wenn es die Füße regt;
Ein Fisch ist's und zerteilt die Welle,	Und hat es fest sich eingebissen
Die noch kein größres Untier trug;	Mit seinem spitz'gen Eisenzahn,
Ein Elefant ist's, welcher Türme	So steht's gleichwie auf festen Füßen
Auf seinem schweren Rücken trägt;	Und trotz dem wütenden Orkan.

Friedrich Schiller.

## 12. Selden der Pflicht.

„Und sollte einst im dunklen Schacht  
Mein letztes Stündlein schlagen,

Wir stehen ja in Gottes Macht,  
Er hilft uns alles ertragen.  
Abe, ihr Lieben, weinet nicht!  
Den Tod nicht scheu'n, ist Bergmannspflicht.  
Wir fahren zum Himmel hinauf,  
Glück auf, Glück auf, Glück auf!"

So singt ein altes Bergmannslied und der 14. Januar 1902, an welchem in dem Jupiterschachte bei Brüz 43 Bergleute ihr Leben lassen mußten, hat wieder einmal in erschütternder Weise an dasselbe erinnert.

In vielfacher Gestalt umlauert der Tod den Bergmann: ein Stützbalken wird morsch, die Decke stürzt ein und kann ihn zerschmettern oder lebendig begraben; „schlagende Wetter“ können die dumpfe Luft des Schachtes in ein brausendes Flammenmeer verwandeln; Wasserfluten können urplötzlich hereinbrechen, in wenigen Minuten Stollen und Gänge füllen und den Unglücklichen ein nasses Grab bereiten. Und doch muß der Bergmann, mag die Gefahr noch so sehr drohen, hinab in die Tiefe. Bei dem einen warten Vater und Mutter, bei dem andern Weib und Kind auf den Lohn und jeder ausgefallene Arbeitstag fehlt im Haushalte. Die Sorge um die Seinen und die stetig drohenden Gefahren stumpfen ihn mehr und mehr ab gegen die Schrecken seines Berufes. Aber dieselbe Gefahr erweckt auch seinen Mut, seine Todesverachtung. Um andere zu retten, gibt mancher ein Leben dahin und die Tiefen der Erde haben schon zahllose Heldentaten gesehen. Auch bei dem furchtbaren Ereignisse in dem Jupiterschachte haben wieder zwei Männer heldenhaften Mut bewiesen: der Betriebsingenieur Hermann Binder und der Obersteiger Franz Seemann.

In der Nähe des Jupiterschachtes hatte sich über jener Stelle, an der Kohlen abgebaut worden waren, die Erde gesenkt; eine Vertiefung, eine sogenannte „Pinge“, war entstanden. Diese füllte sich allmählich mit Wasser. Als sich nun das Erdreich lockerte und die Biela, die hier vorbeifließt, aus ihren Ufern trat, da stieg das Wasser in der Pinge immer höher, der Erdtrichter konnte die Last nicht mehr halten und plötzlich stürzten mit ungeheurer Kraft die Wasser in die Tiefe. Brausend drang der Wasserschwall in die Stollen, in denen die Bergleute arbeiteten; kein Schutzwall konnte ihn zurückhalten. Sofort erscholl das Zeichen der Gefahr und in wilder Hast stürzten alle dem Schachte zu. Nachtschwarze Finsternis umgibt sie, denn der gewaltige Luftdruck, der den Wassermassen vorausgeht, hat die Lampen verlöscht. So stürmen sie vorwärts, die Arme ausgebreitet, um nicht an die Stollenwand anzurennen. Jede Sekunde Verzögerung kann den Tod bedeuten. Endlich sind sie beim Schachte angelangt und springen auf die Fördereschale; wo sonst vier Männer ihren Platz finden, da stehen,

nein — da hängen, da klammern sich zehn, zwölf Menschen fest. Sie geben das Zeichen und rasch geht's in die Höhe. Gott sei es gedankt! Sie sind gerettet.

Doch nicht alle denken so an ihr eigenes Heil. Obersteiger Franz Seemann war zufällig in der Nähe jener Stelle, wo die Wasser hereinbrachen. Er bemerkt die Gefahr; er kennt besser als viele andere den Weg der Rettung; aber er weicht nicht von seinem Posten. Wie der brave Kapitän das sinkende Schiff nicht verläßt, so will dieser Wackere erst seine Mannschaft in Sicherheit bringen, ehe er an seine Rettung denkt. So schnell er kann, verständigt er die Bergleute in den anderen Stollen von der Gefahr und mahnt zur höchsten Eile. Seine Aufopferung rettet die anderen, doch ihm selbst bringt sie den Untergang, ihm und einem zweiten. Denn als die Wasser hereinbrachen, da erscholl nicht bloß im Schachte und in den Stollen, sondern auch in der Betriebskanzlei das elektrische Notzeichen. Hier arbeitete der leitende Ingenieur Hermann Binder. Ohne auch nur einen Augenblick zu überlegen, eilt er zum Schachte; der Gefahr, welcher alle in wilder Hast entfliehen, tritt er todverachtend entgegen. Er läßt sich hinab in den Schacht und dringt in den Stollen vor. Hoch hält er seine Lampe empor. „Rasch, schaut, daß ihr hinauskommt, ich muß weiter hinein, daß ich alle herausbringe!“ So ruft er den Bergleuten zu, die ihm aus dem dunklen Stollen entgegenstürzen. Nicht der schönste Stern am Himmel hat diese je mit seinem Glanze so erfreut wie das armselige Lämpchen in der Hand dieses Braven; denn es zeigt ihnen den Weg, verheißt ihnen Rettung aus Todesnot.

Von Minute zu Minute, von Sekunde zu Sekunde steigt die Gefahr. So oft die Förderschale unten ankommt, schwingen sich zehn, zwölf Bergleute, denen die Lampe des Ingenieurs und sein drängender Ruf den Weg gewiesen, in Todesangst auf dieselbe und hinauf geht's, aus graufiger Tiefe zum Lichte des Tages. Nur Hermann Binder harret todesmutig aus. Dreimal steigt die Schale hinab, dreimal steigt sie empor. Da, als sie das viertemal hinabgeht, keilen sich Holzstücke, die das Wasser gebracht, zwischen ihr und dem Gesteine ein. Unbeweglich sitzt sie fest. Wer noch unten ist, der ist verloren. Hermann Binder, der so viele andere gerettet hat, und der Obersteiger Franz Seemann sterben den Heldentod.

Unaufhaltsam dringt das Wasser vor, bald sind Stollen und Schacht von ihm erfüllt; an Rettung ist nicht zu denken. 43 Menschenleben hat der Wassereinbruch gefordert! Aber in die Klage um die Toten mischt sich wie ein Trost der erhebende Gedanke: Auch unsere Zeit hat noch Männer, hat Helden, die mutig ihr Leben einsetzen, wenn es gilt, das ihres Nächsten zu retten, die bis zum Tode getreu ihre Pflicht erfüllen. Und zwei der-

selben sind: Ingenieur Hermann Binder und Obersteiger Franz Seemann.  
Ihnen — Ehre und Ruhm!

Josef Siegl.

### 13. Das goldene Buch.

Ins goldne Buch der Menschheit kommt,  
Wer heldenhaft gestritten;  
Im goldnen Buch des Himmels steht,  
Wer heldenhaft gelitten.

Otto v. Zeigner.

### 14. Franz Schubert.

Es ist ein gar unscheinbares, einstöckiges Haus der ehemaligen Wiener Vorstadt Himmelfortgrund, in welchem am 31. Januar 1797 Franz Schubert als Sohn eines Lehrers geboren wurde. Hier wuchs er im Kreise seiner Eltern und Geschwister in einfachen Verhältnissen auf.

In Schuberts Familie waren Vater und Brüder wackere Musiker, es wurde da viel gesungen und gegeigt und der kleine Franz war so recht von Haus aus musikalisch. Seine hübsche Sopranstimme erklang bald in der kaiserlichen Hofcapelle und verschaffte ihm einen Böglingplatz im Konvikt. Von seinem elften bis zum vollendeten sechzehnten Jahre blieb Schubert im Konvikt, wo er, immer viel reicher an Ideen als an Notenspapier, schon eifrig komponierte. Dann sehen wir ihn wieder im väterlichen Hause als Schulgehilfen. Nach drei Jahren verließ er die Schulstube und warf sich beherzt der Kunst in die Arme, die längst sein ganzes Herz erfüllte.

Hier beginnt der zweite und letzte Abschnitt seines kurzen Lebens; der Inhalt desselben ist ein ununterbrochener Strom musikalischen Schaffens. Michael

Vogel, einer der besten dramatischen Sänger jener Zeit, zugleich ein Mann von seltener Bildung, führte Schuberts Lieder zuerst in die Privatkreise, dann in die Öffentlichkeit ein. Mehrere Freunde des jungen Komponisten bestritten die Druckkosten seines ersten Liedes, des „Erkönigs“,



Franz Schubert.

dessen günstige Aufnahme nunmehr die Verleger ermutigte, es mit der Herausgabe weiterer Hefte zu wagen.

In praktischen Dingen zeitlebens ein Kind, hat Schubert es nicht verstanden, aus seinen Werken den angemessenen Vorteil zu ziehen; doch sah er sich bald in den Stand gesetzt, unabhängig, wenngleich sehr eingeschränkt, zu leben. Lektionen zu geben, war ihm verhaßt, ein öffentliches Musikamt hat er nie bekleidet. Mit Ausnahme kleiner Ferienaussflüge und eines Sommeraufenthaltes, auf einem Esterhazy'schen Gute in Ungarn lebte er stets in Wien, ein stilles, unscheinbares Dasein in der glänzenden Kaiserstadt.

In seinem Lebenselemente fühlte sich Schubert, wenn er mit Vogel das schöne Oberösterreich und Salzburg durchzog, „frei wie ein Gott und aller Not entlassen.“ Mit offenen Armen wurden da die zwei Sänger überall, besonders in den geistlichen Stiften, aufgenommen. Schubert sollte die ihm so teuren „göttlichen Seen und Berge“ nicht lange schauen. Er verfiel in eine Nervenkrankheit, die in raschem Verlaufe seinem Leben ein Ende machte. Er starb am 19. November 1828 im zweiunddreißigsten Lebensjahre.

Schuberts Leben bewegte sich in unscheinbarer Alltäglichkeit. Ein glückliches Temperament und ein reiches, treues Gemüt ließen ihn aber viel inneres Glück erleben, das ihn über die Kleinlichkeit der äußeren Verhältnisse hinaushob. Fortwährend und überall in Tönen lebend und denkend, hat er das Lied zu einer vor ihm ungeahnten Höhe und Bedeutung erhoben, es zu einer geradezu neuen Schöpfung gemacht. Eine originelle Schöpfung Schuberts sind die Liederkreise, welche jedes für sich selbständige Lied zugleich als den Teil eines größeren Ganzen behandeln. Wen hätten Franz Schuberts Lieder nicht erfreut, erhoben, entzückt!

Nach Ed. Hanslik.

### 15. Glück der Genügsamkeit.

Alles endet, eh' wir's ahnen,  
Freude minder nicht als Leid;  
Darum lasse dich gemahnen:  
Trage nie im Herzen Reid!

Laß an keinem dich's verdrießen,  
Ist er mehr als du beglückt;  
Wenig heiter zu genießen,  
Ist's, was sich für Weise scheidt.

Martin Greif.

### 16. Des Landmanns Glück.

Glücklich der Fuß, welcher über weite Flächen des eigenen Grundes schreitet; glücklich das Haupt, welches die Kraft der grünenden Natur einem verständigen Willen zu unterwerfen weiß! Alles, was den Menschen stark, gesund und gut macht, das ist dem Landwirt zu teil geworden. Sein Leben ist ein unaufhörlicher Kampf, ein endloser Sieg. Ihm stählt die

reine Gotteslust die Muskeln des Leibes, ihm zwingt die uralte Ordnung der Natur auch die Gedanken zu geordnetem Lauf. Er ist der Priester, welcher Beständigkeit, Zucht und Sitte, die ersten Tugenden eines Volkes, zu hüten hat. Wenn andere Arten nützlicher Tätigkeit veralten, die seine ist so ewig wie das Leben der Erde; wenn andere Arbeit den Menschen in enge Mauern einschließt, in die Tiefen der Erde oder zwischen die Holzplancken des Schiffes, sein Blick hat nur zwei Grenzen, oben den blauen Himmel und unten den festen Grund. Ihm wird die höchste Freude des Schaffens; denn was sein Befehl von der Natur fordert, Pflanze und Tier, das wächst unter seiner Hand zu eigenem, frohem Leben auf. Auch dem Städter sind die grüne Saat und die goldene Halmfrucht des Feldes, das Rind auf der Weide und das galoppierende Füllen, Waldesgrün und Wiesenduft eine Erquickung des Herzens; aber kräftiger, stolzer, edler ist das Behagen des Mannes, der mit dem Bewußtsein über eine Flur schreitet, dies ist alles mein, meine Kraft erschuf es und mir gereicht es zum Segen. Denn nicht in mühelosem Genuße betrachtet er die Bilder, welche ihm die Natur entgegenhält. An jeden Blick knüpft sich sein Wunsch, an jeden Eindruck ein Vorsatz, jedes Ding hat für ihn einen Zweck; denn alles, das fruchtbare Feld, das Tier und der Mensch sollen Neues schaffen nach seinem Willen, dem Willen des Gebieters. Die tägliche Arbeit ist sein Genuß und in diesem Genuße wächst seine Kraft. — So lebt der Mann, welcher selbst der arbeitame Wirt seines Gutes ist.

G. Freytag.

### 17. Die Milchfrau.

Auf leichten Füßen lief ein artig Bauernweib,  
 Geliebt von ihrem Mann, gesund an Seel' und Leib,  
 Frühmorgens nach der Stadt und trug auf ihrem Kopfe  
 Vier Stübchen süße Milch in einem großen Topfe.  
 Sie lief und wollte gern „Kauft Milch!“ am ersten schrei'n,  
 „Denn,“ dachte sie bei sich, „die erste Milch ist teuer;  
 Will's Gott, so nehm' ich heut' sechs bare Groschen ein.  
 Dafür kauf' ich mir dann ein halbes Hundert Eier,  
 Mein Hühnchen brütet sie mir all' auf einmal aus;  
 Gras, eine Menge, steht um unser kleines Haus;  
 Die kleinen Küchelchen, die meine Stimme hören,  
 Die werden herrlich da sich legen und sich nähren;  
 Und ganz gewiß, der Fuchs, der müßte listig sein,  
 Ließ' er mir nicht so viel, daß ich ein kleines Schwein  
 Dafür ertauschen könnte! Seht nur an!  
 Wenn ich mich etwa schon darauf im Geiste freue,

So denk' ich nur dabei an meinen lieben Mann.  
 Zu mästen kostet's mich ja nur ein wenig Kleie!  
 Hab' ich das Schweinchen fett, dann kauf' ich eine Kuh  
 In meinen kleinen Stall, ein Kälbchen wohl dazu;  
 Das Kälbchen will ich dann auf meine Weide bringen  
 Und munter hüpf't's und springt's, wie da die Lämmer springen!  
 Hei," sagt sie und springt auf — und von dem Kopfe fällt  
 Der Topf; das bare Geld  
 Und Kalb und Kuh und Reichtum und Vergnügen  
 Sieht nun das arme Weib vor sich in Scherben liegen.  
 Erschrocken bleibt sie stehn und sieht die Scherben an.  
 „Die schöne, weiße Milch," sagt sie, „auf schwarzer Erde!“  
 Weint, geht nach Haus, erzählt's dem lieben Mann,  
 Der ihr entgegenkommt, mit ängstlicher Gebärde.  
 „Kind," sagt der Mann, „schon gut! Bau' mir ein andermal  
 Nicht Schlösser in die Luft! Man bauet seine Qual.  
 Geschwinder drehet sich um sich kein Wagenrad,  
 Als sie verschwinden in dem Wind.  
 Wir haben all das Glück, das unsrer Junker hat,  
 Wenn wir zufrieden sind.“

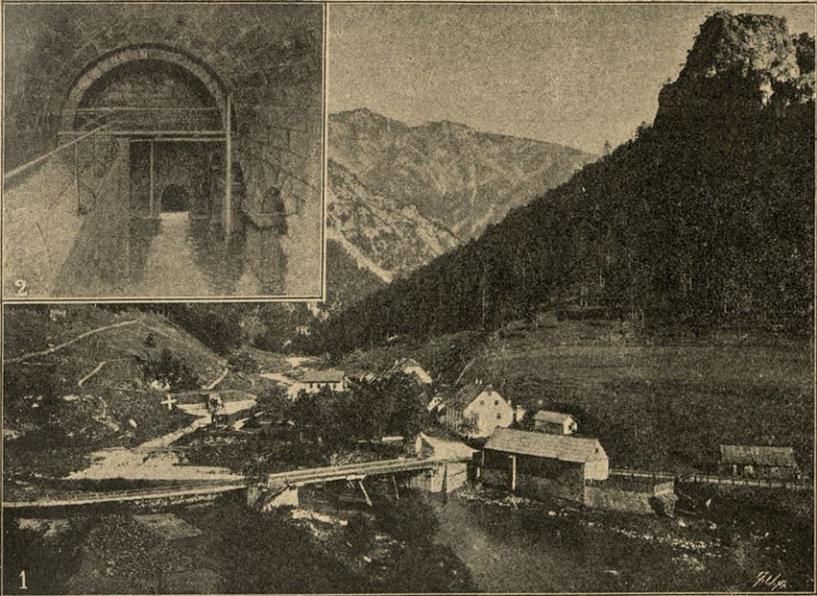
Steim.

### 18. Der Kaiserbrunnen am Schneeberge.

Wo sich am Fuße des Schneeberges das wunderschöne Höllental hinzieht, entdeckte Kaiser Karl VI. im Jahre 1732 auf einer Jagd eine mächtige Quelle, deren kristallhelles Wasser in reichem Schwall über die Felsblöcke rings im Bogen niederrann. Überrascht und entzückt stand der erlauchte Weidmann vor dem schönen Schauspiel. Das Wasser mundete ihm vorzüglich und sein Leibarzt erklärte es für das beste, das im weiten Umkreise von Wien zu finden sei. Darum beschloß Kaiser Karl, sich das Wasser dieser Quelle an den Hof zum täglichen Genuße bringen zu lassen.

Das auf Saumrossen in Fässern in die Hofburg gebrachte Wasser perlte auf der Kaisertafel. Die diesen Dienst besorgenden Knechte hießen Wasserreiter. Sie ritten gewöhnlich dritthalb Tage. Jetzt kann man den Weg auf der Südbahn in vier Stunden zurücklegen. Die Quelle heißt seit jener Zeit der Kaiserbrunnen. Erst unter Kaiser Josef II. wurde statt des „Kaiserbrunnens“ das Wasser der Schönbrunner Quelle für die Hofstafel verwendet.

Heute perlte wieder in Wien das treffliche Wasser des Kaiserbrunnens, aber nicht nur auf der Hofstafel, sondern auch im Krüge des Armen. Denn



1. Kaiserbrunn (+ Quelle) am Schneeberge. 2. Der Kaiserbrunnen.

Kaiser Franz Josef I. hat der Stadt Wien den Kaiserbrunnen geschenkt und dieser speist nun einen beträchtlichen Teil der großartigen Wiener Hochquellenleitung.  
Nach Friedrich Umlauf.

### 19. Boten des Herbstes.

Wolkengüsse,	Kahle Felder,	Ringsum Klage,
Frühe Nacht,	Nebelduft,	Sturmeston —
Breiter Flüsse	Nasse Wälder,	Herbstestage,
Wilde Macht —	Schwere Luft —	Naht ihr schon?

Mart. Greif.

### 20. Abendlied.

Die Nacht ist niedergangen,	Noch einmal lei' ein Wehen,
Die schwarzen Schleier hangen	Dann bleibt der Atem stehen
Nun über Busch und Haus.	Der müden, müden Welt.
Lei' rauscht es in den Buchen,	Nur noch ein zages Leben
Die letzten Winde suchen	Fühl' durch die Nacht ich schweben,
Die vollsten Wipfel sich zum Neste aus.	Auf die der Friede seine Hände hält.

Otto Julius Bierbaum.

## 21. Gegengruß.

Wir legen im Herbst zu Allerseelen  
Blumen auf der Teuern Grab,  
Daß sie ihnen von uns erzählen  
Und Grüße bringen hinab.

Und wenn der Frühling drauf ge-  
kommen,  
Da blüht's von den Gräbern auf,  
Es senden die lieben Toten  
Uns Gegengrüße herauf.

S. A. Frankl.

## 22. Der regelmäßige Müßiggänger.

Erst, mehr einsiedlerisch als gesellschaftlich, lebt für sich und teilt sein Vermögen so ein, daß er ehrlich und ruhig leben kann. Er ist ohne Familie, hat keine Hausorgen, ist Herr seiner Zeit und sorgt, daß er niemandem zur Last falle. Er lebt seit zehn Jahren einen Tag so regelmäßig wie den anderen, ist gesund und mit seinem Schicksale zufrieden. Um acht Uhr erwacht er; der Tee, die Zeitung und das Fenster beschäftigen ihn bis zehn Uhr. Um diese Zeit besorgt er seine Geschäfte, d. h. er trägt die gestrigen Ausgaben in sein Tagebuch ein, besieht seinen gestrigen Anzug, ob etwas mangelhaft daran geworden, wählt den heutigen, schreibt einen Brief, wenn ihm der Anstand einen abfordert, blättert in einem neuen Buche, das ihm aus dem Laden zugeschickt worden ist, zeichnet eine halbe Stunde zu seinem Vergnügen oder tritt an seinen Flügel. Ehe es zwölf Uhr schlägt, ist er angekleidet. Er speist gut, aber mäßig und weiß seit dreißig Jahren nicht, was ein Rausch ist. Seine Zeit von zwei Uhr nach Tische bis abends um zehn Uhr ist ebenfalls eingeteilt. Eine Stunde schenkt er dem Billard, eine dem Besuche, den er gibt oder annimmt, eine halbe Stunde dem Schläfe, eine Stunde dem Lesen einer anmutigen Schrift, eine dem Spaziergange, wenn es das Wetter erlaubt, eine der Abendmahlszeit und um zehn Uhr überläßt er sich regelmäßig dem Schläfe. Von dieser Ordnung weicht er nie ab, außer des Sonntags, da er die Kirche besucht.

Dieser Mann hat den Ruhm der Eingezogenheit und einer ordentlichen Lebensart. Sein Bedienter rühmt, daß sein Herr alle Morgen bete und alle Abende singe. Und in der That, Erst ist mäßig und haushälterisch, kein Freund lärmender Vergnügen. Er spricht von niemandem Böses, läßt jeden in seinen Würden, bezahlt richtig, was er zu geben schuldig ist, und lebt still für sich. Gleichwohl, wer ist Erst, wenn man ihn in seinem ganzen Betragen untersucht? Ist er mehr als ein regelmäßiger Müßiggänger? Was ist die Hauptabsicht seines Planes? Bequemlichkeit und streng geregelte Trägheit. Er lebt mäßig, um gesund zu sein, wirtschaftlich, um nicht zu darben, und ordentlich, um die beschwerlichen Folgen der Unordnung zu vermeiden. Er lebt für sich und nicht für andere. Ist er deswegen in die

große Gesellschaft der Menschen gesetzt worden? Er befördert sein Vergnügen; aber ist es das, was von der Vernunft gebilligt wird? Er geht mit seinem Vermögen sorgfältig um, weil es die Pflicht eines Vernünftigen ist; aber ist nur der Gebrauch des Vermögens, nicht auch der nützliche Gebrauch der Zeit eine Pflicht, eine beständige Pflicht? Er wendet die Zeit bloß zur Pflege und Erhaltung seines Körpers an; und also lebt er, um künftig so lange gelebt zu haben, als er nur gekonnt. Er hat eine Seele bloß für seine Sinne und einen Verstand, bloß um die Gegenstände zu entdecken, die seiner Bequemlichkeit schmeicheln. Er glaubt, er tue nichts Böses, weil er sich vor Lastern hütet, die sich selbst bestrafen; allein sein ganzer Plan des Lebens ist böse, weil ihn die Vernunft und die göttliche Bestimmung verwerfen. Er beweist selbst durch seine Einrichtung, daß die Seele des Menschen ein geschäftiges Wesen ist, weil er ihr in jeder Stunde eine Art von Unterhaltung gibt. Warum kann er nicht einsehen, daß es besser ist, ein nützlicher und arbeitfamer Mann zu sein als ein geschäftiger Müßiggänger? Könnte er so oft schlafen, wie er wollte, so würde er wahrscheinlich den größten Teil seines Lebens verschlafen. Er habe noch so wenig Gaben von der Natur empfangen, so hat er doch mit allen Menschen die Pflicht gemein, seine geringen Talente zum Besten der Welt aufrichtig anzuwenden. Hierin besteht seine Tugend und Ruhe. Er soll zufrieden leben als ein Mitbürger, nicht als ein träumerischer Einsiedler. Er darf seine Bequemlichkeit suchen, aber er lebe nicht für sich allein, sonst würde ihn der Schöpfer in eine Höhle eingeschlossen und mit den nötigen Lebensmitteln umringt haben.

Chr. F. Sellert.

### 23. Die Kunst, jeden Tag glücklich zu sein.

„Ja, wer die konnte!“ denkst du. Freilich, ich verstehe sie auch nicht ganz, aber etwas davon habe ich doch in Erfahrung gebracht; versuch's einmal, ob's hilft! Also: Nimm dir jeden Morgen vor, heute jemanden zu erfreuen und, soviel du kannst, glücklich zu machen! Geh dann an deine Arbeit und tu vor allem deine Pflicht! Du wirst froh und heiter dabei sein; denn ein rechtichaffener Gedanke macht froh. Suche sodann deinen Vorsatz auszuführen, wo sich dir Gelegenheit dazu bietet! Du wirst nicht lange darauf zu warten haben. Es braucht nichts Großes zu sein, was du dem andern schenkst oder bereitest; tu es nur mit freundlichem Blick und Gedanken und es wird gut sein.

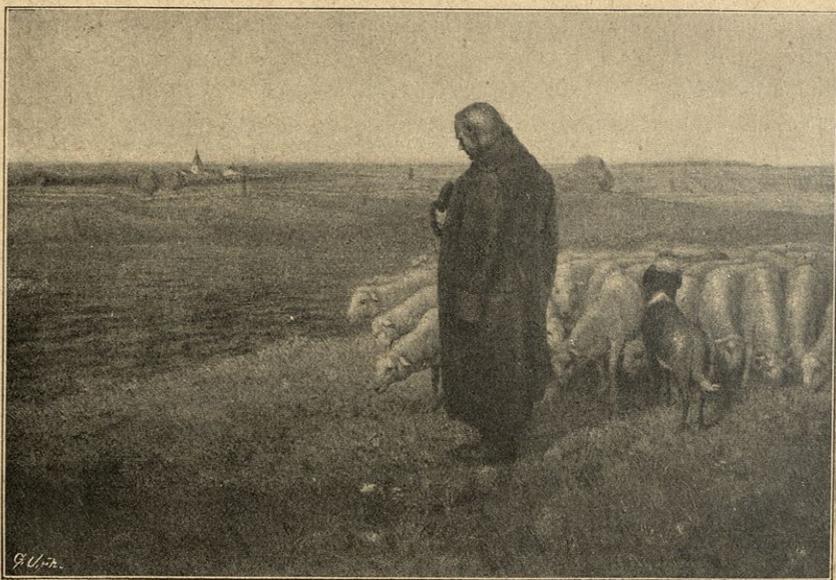
Doppelt glücklich aber wirst du sein, wenn dein Nebenmensch den gleichen Vorsatz gefaßt hat wie du und er sendet dir nun unverhofft etwas Freundliches in dein Haus oder in dein Herz.

Das ist die schönste geheime Verbindung der Menschen, wenn jeder daran denkt, die kurze Lebenszeit, die er hier neben dem andern zubringt, diesem, soviel er vermag, mit allem Guten und Schönen auszufüllen.

Und höher steigt diese Liebe, wenn man daran denkt, etwas zu tun, was dem Allgemeinen, der Gemeinde, dem Staate, der Nation, der Menschheit zu gute kommt. Dieser Gedanke gibt jedem Menschen, so klein und beschränkt auch sein Leben sei, eine innere Würde und Hoheit, eine Glückseligkeit, die über alle kleinen Plagen, über alle Trennungen hinaushebt und den Menschen mit sich und mit der Welt einig macht — durch die Liebe.

B. Auerbach.

## 24. Schäfers Sonntagslied.



Das ist der Tag des Herrn. Von M. Molitor. (M. Pichlers Witwe & Sohn, Wien.)

Das ist der Tag des Herrn!	Anbetend knie ich hier.
Ich bin allein auf weiter Flur;	O süßes Grau'n, geheimes Wehn,
Noch eine Morgenglocke nur,	Als knieten viele ungesehn
Nun Stille nah und fern.	Und beteten mit mir!

Der Himmel, nah und fern,  
Er ist so klar und feierlich,  
So ganz, als wollt' er öffnen sich.  
Das ist der Tag des Herrn!

Ludwig Uhland.

## 25. Hoffnung.

Es reden und träumen die Menschen viel  
Von bessern künftigen Tagen;  
Nach einem glücklichen, goldenen Ziel  
Sieht man sie rennen und jagen.  
Die Welt wird alt und wird wieder jung,  
Doch der Mensch hofft immer Verbesserung.

Die Hoffnung führt ihn ins Leben ein,  
Sie umflattert den fröhlichen Knaben,  
Den Jüngling locket ihr Zauberschein,  
Sie wird mit dem Greis nicht begraben;  
Denn beschließt er im Grabe den müden Lauf,  
Noch am Grabe pflanzt er — die Hoffnung auf.

Es ist kein leerer, schmeichelnder Wahn,  
Erzeugt im Gehirne des Toren,  
Im Herzen kündigt es laut sich an:  
Zu was Bessrem sind wir geboren;  
Und was die innere Stimme spricht,  
Das täuscht die hoffende Seele nicht.

Friedrich Schiller.

## 26. Sprüche.

Wenn dich die Lästertunge sticht,  
So laß dir dies zum Troste sagen:  
Die schlechtesten Früchte sind es nicht,  
Woran die Wespen nagen.

Gottfried August Bürger.

Willst du Flug durchs Leben wandern,  
Prüfe andre, doch auch dich!  
Jeder täuscht gar gern den andern,  
Doch am liebsten jeder sich.

Friedrich Martin Bodenstedt.

Sei du wie ein Quell:  
Frisch und hell.  
Quellentief und rein  
Soll auch deine Seele sein.

L. A. Franckl.

Deutsche Scholle, deutsche Erd' —  
Eignes Heim und eignen Herd —  
Ob dir Glück, ob Leid beschert:  
Halt in Treu' sie lieb und wert!

Anton August Raff.

Die Stätte, die ein guter Mensch betrat,  
Ist eingeweiht; nach hundert Jahren klingt  
Sein Wort und seine Tat dem Enkel wieder.

J. W. Goethe.

Nicht an die Güter hänge dein Herz,  
Die das Leben vergänglich zieren!  
Wer besitzt, der lerne verlieren,  
Wer im Glück ist, der lerne den Schmerz.

Friedrich Schiller.

Nicht der ist auf der Welt verwaist,  
Dessen Vater und Mutter gestorben,  
Sondern der für Herz und Geist  
Keine Lieb' und kein Wissen erworben.

Friedrich Rückert.

## 27. Die sieben Wahrzeichen eines guten Dorfes.

A. Wenn ich durch ein Dorf gehe, habe ich meine Merkzeichen, die mir sagen, wie es bei den Menschen hier bestellt ist. Sehe ich auf den Fensterimsen wohlgepflegte Blumen in Töpfen, ein Plätzchen vor dem Hause oder an der Seite, wo Blumen gezogen werden, da freut sich mein Herz, denn ich weiß, hier sind Menschen, die sich das Leben noch schmücken, und wo Blumen sind, sind auch Lieder. Hier wird gewiß auch noch fröhlich gesungen.

Mein zweites Augenmerk ist auf die Brunnen gerichtet. Man achtet viel zu wenig darauf, wie im Trinkwasser die eigentliche Quelle der Gesundheit ist. Du kannst es oft in einem Dorfe oder Städtchen hören; da draußen am Berge, beim Walde, da ist die beste Quelle weit und breit und sie versichert ungenüzt. Es ist ein großes Zeichen, welches kernhaft gesunde Naturen die alten Römer waren, daß sie überall Bauten zu Wasserleitungen ausführten, die sich mit unsern kühnsten Eisenbahnbauten messen können; auch die Amerikaner sparen für Herleitung eines gesunden Wassers nicht Mühe und Kosten. Je nach seiner Kraft sollte jedes Dorf darauf bedacht sein, sich das beste Wasser zuzuleiten. Sehe ich nun

in einem Dorfe, daß die Brunnen in Ordnung sind, frisch, bequem, hell und reinlich, dann ist auch das Hauswesen im Dorfe nicht schlecht bestellt.

B. Mit den Brunnen gebe ich dir recht. Krankheit und Gesundheit kommen zumeist aus dem Trinkwasser. Ich sehe mich aber nach ganz anderen Dingen im Dorfe um, die mit Blumen und Liedern gar nichts zu tun haben. Blumen und Lieder sind Schmuck und Spiel des Lebens. Das Leben ist vor allem Arbeit und Kampf, dann erst kommt die Lustbarkeit.

Ich sehe zuerst, ob mein Liebling Benjamin Franklin hier die Häuser beschirmt. Der Blitzableiter ist eines der wichtigsten Erfordernisse. Ich sehe nach Schild und Schwert, ob man gewaffnet ist gegen alle Gefahren, und Schild und Schwert gegen Feuerz Gefahr sind Blitzableiter und Versicherungstafeln. Wo diese fehlen, da ist es übel bestellt. Wenn nur jeder bedächte, daß die Feuerversicherung eine Pflicht gegen sich selbst und gegen den Nächsten ist! Und wird derjenige, der eine Feuerversicherung eingeht, nicht auch sein Leben versichern? Unsere Blitzableiter und Versicherungstafeln sind Wehr und Waffen des Hauses. Erst dann kann man an Blumen und Lieder denken. Doch ich bin auch damit noch nicht fertig. Die beiden besten Wahrzeichen der Ordnung und der Bildung sind Straßen und Schulen. Ich sehe, wie die Straßen bestellt sind, ob man sie reinlich hält und den entsprechenden Nutzen für den Feldbau daraus zieht und ob das Schulhaus gesund, fest und hell ist. Sehe ich diese in einem Dorfe, dann segne ich im Herzen die, die jetzt und in der Zukunft darin wohnen.

A und B. So stellen wir unsere Wahrzeichen nun zusammen in gerechte Ordnung: Brunnen, Straßen, Schulen, Blitzableiter, Feuerversicherung, Blumen und Lieder.

Nach Bert. Auerbach.

## 28. Von der Ordnung.

„Ordnung ist das halbe Leben,“ heißt es; und wenn man das Glück des Ordentlichen und die traurige Lage manches Unordentlichen ansieht, so kann man wohl sagen: „Ordnung ist das ganze Leben.“ Das höchste Muster aller Ordnung und der höchsten Übereinstimmung ist Gott in seiner Weltregierung. Millionen Sterne gehen ihre gemessene Laufbahn; die Sonne geht auf und unter; der Mond wächst und nimmt ab; die Jahreszeiten kommen und gehen; alles folgt den weisesten, festesten Regeln. Alles ist und bleibt und gedeihet, wie es soll; alles ist zum Glück der Geschöpfe eingerichtet. Wenn ein Reich in allen seinen Theilen glücklich ist, wenn alle Stände vom Throne bis zur geringsten Strohütte ihre Pflicht tun

und einander mit Eifer wechselseitig unterstützen, so sagen wir: „Es ist Ordnung im Lande.“ Und wenn wir sagen: „Es ist keine Ordnung im Lande,“ so ist das der schärfste Tadel, den wir über die Verwaltung der öffentlichen Geschäfte ergehen lassen. Ebenso ist es in der Stadt und in der Gemeinde und ebenso ist es in der einzelnen Haushaltung und mit jedem einzelnen Menschen. „Er ist ein ordentlicher Mann, sie ist eine ordentliche Frau,“ ist ein allgemeines, vielbedeutendes Lob, wenn es von einem Menschen gesagt wird. Mit Ordnung wird jedes Geschäft leichter, jede Arbeit angenehmer gemacht, jede Beschwerlichkeit eher überstiegen, jede Unannehmlichkeit vermieden oder bald beigelegt. Selbst Gefahr und Unglück werden durch ununterbrochene Ordnung am besten vorhergesehen und abgewandt. „Es ist nichts mit ihm anzufangen, er ist ein unordentlicher Mensch,“ sagt man von einem Menschen, den man zuweilen wohl noch härter einen Taugenichts nennt.

Hat irgend jemand Ordnung nötig, so ist es der Landmann, da sein ganzes Leben in einer Verketzung von Dingen besteht, die oft einzeln von keiner Wichtigkeit zu sein scheinen, die aber im ganzen die Seele der Landwirtschaft und des ländlichen Wohlstandes ausmachen. Wenn man durch einen Ort reiset, fällt man nicht gleich von dem äußeren Anschein ein ziemlich richtiges Urtheil: Hier wohnen gute oder hier wohnen schlechte Wirthe? Wo die Dächer löcherig, die Tore verfallen sind, wo das Vieh über alle Zäune und Mauern springt, wo in den Gärten die Bäume dünn und verbrochen stehen, wo der Schmutz in allen Höfen bis an die Knie geht, wo das Vieh aussieht wie die teure Zeit in Aegypten: da kann man sicher schließen, daß es um die Haushaltungen und um die Gemeinde schlecht bestellt ist. Wo aber rund um das Dorf die Baumpflanzungen blühen, wo die Gärten voll edler Obstbäume stehen, die Wege und Fußsteige gangbar und reinlich sind, wo sich die Tiere mit den Menschen wohl befinden: da darf man sicher auf gute Ordnung im Orte rechnen. Es ist ein Vergnügen, wenn man, an einem Hofe vorbeigehend, sieht, wie alles vom Hause bis zum Hühnerstalle so gut und nett und reinlich und bequem ist. „Hier wohnt ein sehr ordentlicher Wirth,“ sagt der Fremde und betrachtet die Pflanzung und den Bau einigemal mit Zufriedenheit, ehe er weiter geht. Traurig und niederschlagend ist es hingegen, ganze wichtige Wirtschaften in dem kümmerlichsten Verfall zu sehen, wo man schon am durchlöchernten, zerbrochenen Torwege die wahre Beschaffenheit des Inwendigen befürchtet und ziemlich richtig vermutet. Freilich ist es nicht allemal der Fall, daß der Besitzer eines solchen Hauses durch seine Nachlässigkeit und Unordnung schuld an dem traurigen Anblicke ist. Häusliche oder öffentliche Unglücksfälle können Ursache seines Unvermögens sein

und ihn hindern, so viel wieder herzustellen und auszubessern, als nötig ist und er wohl wünschet. Aber dies ist doch der seltenere Fall.

Die Ordnung und ihr Vorteil zeigen sich überall, im kleinsten wie im größten. Schon Kleidung und Betragen zeichnen den ordentlichen Menschen aus; jeder hat sogleich ein volles Vertrauen zu ihm, sowie man gegen einen Unordentlichen, den seine Unordnung auch zumeist schon im äußeren Aufzuge sichtbar macht, sogleich Mißtrauen hat und mit Recht. Denn wer will einem Menschen fremde Sachen sicher anvertrauen, der seine eigenen nicht in acht nimmt? Der Ordentliche hat alle seine Sachen an der rechten Stelle und alle in der Beschaffenheit, wie sie sein sollen. Reinlichkeit und Nettigkeit herrschen überall, wo es nur möglich ist. Zu jedem Gebrauch kann er jedes Werkzeug sogleich finden, jedes ist im Stande, so daß auf keine Weise ein Aufenthalt entsteht.

Nichts geht in der Welt über die Ordnung, und wie weit man in der Welt mit Sinn für Ordnung kommen kann, zeigen hier und da Beispiele, welche aufmunternd sein sollten. Eine ziemlich arme Gemeinde besetzte auf Anraten und Vorstellung einiger vernünftigen Mitglieder etliche leere, fast unbrauchbare Plätze an den Bergen mit Obstbäumen; in zehn Jahren verkaufte sie schon das Obst jährlich für eine beträchtliche Summe und konnte sich in kurzer Zeit aus dem daraus gelösten Gelde nach Versorgung einiger anderen geringeren Notwendigkeiten eine Spritze kaufen und ein Haus dazu bauen lassen und die übrigen Feuergeräthschaften in besseren Zustand setzen. Durch die Pflanzung wurden also sonst ungebrauchte Stellen benützt, die Gegend schöner und anmutiger gemacht und einem wesentlichen Bedürfnisse abgeholfen. So kann man sich durch Aufmerksamkeit und Ordnung manchen Vorteil schaffen.

J. G. Seume.

## 29. Achtzehn Wirtschaftsregeln.

1. Ordnung erhält die Welt.
2. Verschiebe nicht auf morgen, was du heute kannst besorgen!
3. Wer sich nicht nach der Decke streckt, dem bleiben die Füße unbedeckt.
4. Zuerst Sorge für das Notwendige!
5. Kaufe nie schlechte Ware!
6. Auch die Ausgaben für edle Genüsse sind nötig.
7. Erschöpfe niemals dein ganzes Einkommen!
8. Hüte dich vor kleinen Ausgaben!
9. Kaufe nichts Unnötiges!
10. Borge nicht!
11. Besser ohne Abendessen zu Bette gehen als mit Schulden aufstehen.
12. Sei mäßig!
13. Mit vielem hält man haus, mit wenigem kommt man aus.
14. Achte auf den Rat erfahrener Leute!
15. Erwirb, was du kannst, und bewahre was du erworben hast!
16. Hasse den Müßiggang!
17. Spare in

der Zeit, so hast du in der Not! 18. Zufriedenheit ist der beste Reichtum.

D. U. Rolff.

### 30. Guter Ton und feine Sitte.

Es genügt nicht, daß sich die Jugend den Forderungen einer strengen Zucht unterwirft; sie soll auch wissen, was der gute Ton und die feine Sitte verlangen. Danach muß sie ihr Verhalten regeln.

Führe alle deine Lebensäußerungen so unauffällig wie möglich aus! Niese und huste nicht laut und nie, ohne die Hand vorzuhalten! Wenn ein anderer nieset, so überhöre es! „Zur Gesundheit“ oder „Zum Wohlsein“ zu sagen, ist veraltet. Seufze und gähne nicht so, daß es andere bemerken! Pfeife, summe oder trillere nicht in der Gesellschaft! Spucke nicht unvorsichtig aus! Reinige dir die Nägel nie in Gegenwart anderer, kaue nie daran! Zeige nie mit dem Finger auf eine Person, von der du wissen möchtest, wer sie ist!

Dulde in deinen Kleidern keine Flecken, dulde keine schadhafte Handschuhe, keine ausgerissenen Knopflöcher!

Sprich nicht mit vollem Munde! Nimm die Gabel in die linke, das Messer in die rechte Hand! Die Speisen mit dem Messer zum Munde zu führen, ist unschicklich und gefährlich.

Deine Wohnung sei dein Spiegelbild! Richte sie so ein, daß dir der Aufenthalt darin zum Vergnügen werde! Als Schlafzimmer wähle den hellsten und gesündesten Raum deiner Wohnung!

Berschone auch den vertrautesten Freund mit deinem Geheimnis! Vermeide regelmäßig wiederkehrende Worte und Redewendungen! Wie es der Bornehme vermeidet, sich seines Vermögens zu rühmen, so prahlt der wahrhaft Gebildete nicht mit seiner Weisheit. Sprich in Gesellschaft nicht immer nur von deinen Angelegenheiten! Falle niemandem ins Wort. Meide die Fremdwörter! Dann entgehst du auch der Gefahr, das eine oder das andere falsch zu gebrauchen.

Besser zweimal zu viel als einmal zu wenig grüßen. Wenn du einen Gruß erwartest, so sieh auch nach demjenigen hin, der dich grüßen soll.

Treffen Personen bei dir zusammen, die sich noch nicht kennen, so hast du die Pflicht, sie einander vorzustellen, auch wenn du nicht darum ersucht wirst. Den Namen der jüngeren oder gesellschaftlich tiefer stehenden Person nennst du stets zuerst. Du stellst also eine junge Dame der älteren, einen Herrn der Dame, ein Fräulein der verheirateten Frau vor, nicht umgekehrt. Empfange deinen Gast so, daß er gern kommt, ungern geht. Sieh nicht auf die Uhr, während du Besuch hast!

iß niemals auf der Straße! Unterhalte dich nicht laut von persönlichen Angelegenheiten! Horche nicht auf die Gespräche anderer!

Gehe ins Konzert, um zu hören, nicht um zu sehen oder gesehen zu werden. Oft wird der Künstler mehr durch tiefes Schweigen als durch lauten Beifall geehrt.

Einfachheit, Bescheidenheit, Sanftmut, Natürlichkeit, Gefälligkeit, Fleiß und Güte sind die sieben Farben, aus denen sich das Farbenspektrum eines reinen Mädchenherzens zusammensetzt.

Vieles wäre in der Hauswirtschaft besser, könnten manchmal die Herrschaft und die Dienerschaft wenigstens für einen Tag die Rollen tauschen. Die Anhänglichkeit der Dienstboten kannst du nicht durch Geld erkaufen, nur durch Güte.

Alte Freunde und alte Wege trügen nicht. Schon die Kinder sollen gewöhnt werden, Freundschaft zu halten. Alles kann der Mensch entbehren, nur den Menschen nicht.

Franz Rudolf.

### 31. Höflichkeit ziert jeden Stand.

Ein sehr vornehmer und reicher Mann, der eine ganze Provinz regierte, stand einst mit einem andern gleichfalls reichen und angesehenen Manne auf der Straße und sie sprachen miteinander. Da ging ein Negerklave an den beiden Herren vorüber. Er grüßte sehr höflich und der Statthalter dankte freundlich.

„Wie,“ sagte der Reiche, „Eure Erzellenz lassen sich so weit herab, einem Sklaven für seinen Gruß zu danken?“

„Weshalb denn nicht?“ antwortete ihm der Statthalter; „ich wollte nicht, daß ein armer Sklave, der nicht einmal eine gute Erziehung genossen hat, höflicher sei als ich.“

J. Dorn.

### 32. Der beste Empfehlungsbrief.

Auf die Zeitungsanzeige eines Kaufmannes, durch welche er einen Jungen zur Aufnahme in sein Kontor suchte, meldeten sich fünfzig Knaben. Der Kaufmann wählte sehr rasch einen unter ihnen und verabschiedete die andern.

„Ich möchte wohl wissen,“ sagte ein Freund, „warum du gerade diesen Knaben, der doch keinen einzigen Empfehlungsbrief hatte, bevorzugtest.“

„Du irrst,“ lautete die Antwort; „dieser Knabe hat viele Empfehlungen. Er putzte seine Füße ab, ehe er ins Zimmer trat, und machte die Thür zu; er ist daher sorgfältig. Er gab ohne Besinnen seinen Stuhl jenem alten lahmen Manne; dadurch zeigte er seine Herzensgüte und Aufmerksamkeit. Er nahm seine Mütze ab, als er hereinkam, und antwortete auf meine Frage schnell und sicher; er ist also höflich und hat Manieren. Er hob das Buch

auf, welches ich absichtlich auf den Boden gelegt hatte, während alle übrigen dasselbe zur Seite stießen oder darüber stolperten. Er wartete ruhig und drängte sich nicht heran — ein gutes Zeugnis für sein anständiges Benehmen. Ich bemerkte ferner, daß seine Kleider gut gebürstet, seine Hände und sein Gesicht rein waren. Kennst du dies alles keinen Empfehlungsbrief? Ich gebe mehr darauf, was ich von einem Menschen weiß, nachdem ich ihn zehn Minuten lang gesehen, als auf das, was in schön klingenden Empfehlungsbriefen geschrieben steht.“

A. Kleinschmidt.

### 33. Mein Vaterland.

Ich hab' dich nicht vergessen,  
Mein liebes Österreich!  
Noch macht's, an dich zu denken,  
Das Herz mir immer weich.

Ich sah wohl schöne Alpen,  
Umweht von Balsamhauch;  
Sah Paradiese Gottes,  
Du aber hast sie auch.

Sah Silberströme wallen  
Durch manchen grünen Plan,  
Sah Täler, Auen, Städte —  
Du bist nicht ärmer dran.

Es lacht' auch andrer Orten  
Manch treues Herz mir zu,  
Doch wer hat sie auf Erden  
Zu Tausenden wie du?

Ich bracht' auch in der Fremde  
Manch selig Stündlein hin;  
Allein in deinem Boden  
Schläft ja mein Jugendsinn.

Du hast die ersten Freuden  
So treu mit mir geteilt,  
Du hast die ersten Leiden  
So liebend mir geheilt.

Und sind mir in der Fremde  
Biel hundert Plätzchen lieb,  
So hast du ja kein Fleckchen,  
Das deutungsleer mir blieb.

Drum glaub' dich nicht vergessen,  
Lob' ich die Ferne gleich:  
Ich weiß nur eine Heimat,  
Weiß nur ein Österreich!

Denn was ich in der Fremde  
Gesehn, gefühlt, erkannt,  
Ist nur ein goldner Reifen  
Um deinen Diamant.

J. G. Seidl.

### 34. Kaiser Franz Josef I.

Unser Kaiser gibt allen Bürgern des Staates ein leuchtendes Beispiel gewissenhaftester Pflichterfüllung und unablässiger Tätigkeit. Zuweilen wird sogar die Nacht geopfert, wenn dringende Geschäfte es erheischen. Selbst auf den anstrengenden Reisen, die der Kaiser so häufig unternimmt, um den Zustand seiner Länder und die Bedürfnisse seiner Völker kennen zu lernen, werden die Staatsgeschäfte nicht unterbrochen; jede freie Minute

benützt er, um die ihm erstatteten Vorschläge zu erledigen und die notwendigen Verfügungen zu treffen.

Dabei ist des Monarchen Lebensweise von schlichter, bürgerlicher Einfachheit. Umgeben von dem glanzvollen Prunke des Hoflebens, ist der Kaiser in seinen Bedürfnissen und Ansprüchen von spartanischer Zurückhaltung. Bewunderungswürdig ist die Ausdauer, mit welcher er sich selbst den größten Beschwerden unterzieht. Er ist ein Gegner jeder Verweich-



Kaiser Franz Josef I.

lichung und entbehrt ohne Unmut der einfachsten Bequemlichkeit. Abgehärtet und von fester, nie erschütterter Gesundheit, erträgt er mit Leichtigkeit alle Entbehrungen und Unbilden beschwerlicher Märsche oder anstrengender militärischer Übungen. Als der Kaiser im Jahre 1873 eine Reise durch Dalmatien unternahm und auf den gefahrvollsten Bergpfaden über Felsgeröll und an schaurigen Abgründen vorbeiritt, ohne irgend eine Ermüdung oder Besorgnis zu verraten, mußte man über die Kühnheit und Ausdauer des Herrschers staunen.

Unser Kaiser wird sicher nie genötigt sein, bedauernd auszurufen, daß er einen Tag verloren habe, da er nicht eine Minute verliert. Vor einer solchen Tatkraft muß man sich tief beugen. Diese Eigenschaften sind wahrhaft bewunderungswürdig. Daher sei allen der Spruch ans Herz gelegt: „Nach des Kaisers Beispiel!“

Aber noch viele andere Charakterzüge des Kaisers verdienen unsere Bewunderung. Unser Herrscher ist erfüllt von unendlicher Güte, von unerschöpflichem Wohlwollen. Kein Bedrängter wird je des Kaisers Audienzsaal verlassen haben, ohne daß ihm Worte des Trostes und der Ermutigung oder wirkliche Hilfe gespendet worden. Wie häufig spendet der Kaiser für wohltätige Zwecke reiche Gaben! Überallhin eilt er, wo Not und Jammer herrschen, wo furchtbare Naturereignisse der Bürger Fleiß vernichtet und deren Habe zerstört haben. Als Szegedin, die schöne und große ungarische Stadt, im Jahre 1879 durch eine entsetzliche Überschwemmung der Theiß fast ganz zerstört worden war, eilte der Kaiser an die Stätte des Unglücks. Tränen entquollen seinen Augen, als er die furchtbare Verwüstung sah. Doch das fürstliche Wort, das er damals gesprochen, Szegedin werde wieder und schöner als zuvor aufgebaut werden, wurde durch die werktätige Hilfe des Herrschers rascher, als man glauben konnte, zur Wahrheit.

Treu behält der Monarch die Dienste in Erinnerung, die ihm geleistet worden, fürstlich weiß er zu belohnen und slicht den Gelehrten, den Künstlern und den Helden den Kranz unvergänglicher Ehre.

Mehr als 50 Jahre sind schon verflossen seit jenem Tage, an welchem der jugendliche Fürst zum erstenmal die Stufen des Thrones hinanstieg und sagte: „Lebe wohl, meine Jugend!“ Und in der That! Nicht den Freuden sorgloser Jugend, sondern ernster, angestrenzter Arbeit war fortan des Herrschers Leben geweiht.

Nach L. Smolle.

### 35. Eintracht.

Ein Vater schied von seinen Söhnen;  
 Doch eh' er schied, such' er durch ein Symbol  
 Zur Eintracht ihre Herzen zu gewöhnen.  
 „Ich scheid',“ sprach er, „Söhne, lebet wohl!  
 Jedoch zuvor zerbrecht mir diese Pfeile,  
 Gebunden, wie sie sind!“ In größter Eile  
 Will jeder den Befehl vollziehen,  
 Jedoch umsonst ist ihr Bemühen.  
 Der Vater löst hierauf das Band,  
 Gibt jedem einen Pfeil besonders in die Hand.  
 „Zerbrecht mir den!“ spricht er mit trüben Blicken —

Und schnell war jeder Pfeil in Stücken.  
„Merkt, Söhne,“ rief er, „am zerbrochenen Geschloß:  
Die Eintracht nur macht stark und groß.  
Die Zwietracht stürzet alles nieder.  
Lebt wohl und liebt euch stets als Brüder!“

Chr. F. Gellert.

### 36. Aus Gellerts Leben.

„Hu, wie kalt! Müssen einheizen, Herr Professor!“ So sprach zu dem Dichter Gellert sein Arzt, ein kleiner, dicker Mann. „Wollen Sie sich denn ganz verderben? Sie müssen wärmer sitzen.“ Gellert lächelte wehmütig. „Mein Holz hat die Schwindjucht,“ sagte er, „und mein Geld dazu. Doch, Herr Doktor, seien Sie zufrieden; ich will sorgen, sorgen.“ Der Doktor bückte sich über Gellerts Schreibtisch und sagte fragend: „Ah, ein neues Lied?“ Gellert nickte mit verlegenem Gesichte. Der Doktor hielt es gegen das mit Eisblumen gezierte Fenster, und als er das Lied gelesen, sprach er: „Vortrefflich, ein echt christlich Lied! Lieber Herr Professor, das muß ich für meine Frau abschreiben. Morgen erhalten Sie's wieder.“ Dann fühlte der Doktor Gellerts Puls und sagte: „Immer noch langsam, das Sitzen ist ein Glend für Sie. Sollten einen Gaul haben, sollten reiten. Müssen ein Pferd kaufen!“ — „Schon wieder kaufen! Haben Sie nicht noch mehr solche wohlfeile Rezepte, Herr Doktor? Kommen mir jetzt sehr gelegen,“ erwiderte Gellert mit traurigem Lächeln.

Der Doktor entfernte sich wieder. Gellert verfiel ins Nachsinnen; gestern hatte er noch dreißig Taler, heute nicht mehr; sein Holz langte höchstens noch acht Tage; Einnahmen waren nicht zu erwarten. Wohin waren denn die dreißig Taler gekommen?

In einer abgelegenen kleinen Gasse der Stadt Leipzig war ein Häuslein, das gehörte dem reichen Geizhals Neidhardt. Es war ein elendes Gebäude, brachte aber doch noch seine Zinsen. Schon seit Jahren wohnte ein armer, gottesfürchtiger Schuhmacher mit seiner Frau und vielen Kindern darin. Die Sorge ums tägliche Brot war hier zur Herberge und es ging ihnen recht kümmerlich. Im Sommer hatten sie sich noch so ziemlich durchgeschlagen; aber jetzt war es Winter, Kriegszeit, große Kälte und der Verdienst kümmerlich; zudem nahte die Zeit der Hausmiete, die zu dreißig Talern angelaufen war, und schon hatte der geizige Neidhardt mit Hinanwerfen gedroht. Da ging die Frau noch einmal zu dem Hartherzigen; aber er kannte kein Erbarmen. Kniefällig, unter tausend Tränen bat sie um Geduld; sie hätten ja immer ehrlich bezahlt. Alles war umsonst. Es nahte der schreckliche Tag. Der Kummer hatte den Ernährer aufs Kranken-

bett geworfen. Kalte Luft drang durch die zerlöchernten Fenster und sechs unmündige Kinder standen um den kalten Ofen frierend, hungernd, weinend. Der Mutter wollte das Herz brechen. Der Vater aber sprach: „Gott hat gesagt: Rufe mich an in der Noth, so will ich dich erretten und du sollst mich preisen. Kommt, wir wollen beten!“ Der Vater betete inbrünstig, und als er Amen gesagt, leuchtete ein Strahl frohen Vertrauens ins matte Herz. Die Mutter aber ging nebst zwei Kindern hinaus auf den Zimmerplatz, Späne aufzulesen. Es war ein heller Wintertag, ein kalter Ostwind blies mit schneidender Schärfe durch die dünnen Röcklein der Armen, daß sie zitterten vor Frost und Hunger.

Zu eben dieser Zeit war Gellert seiner Gesundheit wegen ausgegangen und folgte im warmen Pelzrocke der Mutter und den Kindern nach. Die Kinder waren vorausgesprungen, die Mutter kam langsamen Schrittes nach und unter hellen Tränen setzte sie sich auf einen Stein nieder. Gellert kannte Kummer und Noth. Bei kärglichem Einkommen und dreizehn lebenden Kindern waren beide oft in seinem Vaterhause zu Gast gewesen. Darum ging er leise zu der Armen und fragte sie so herzinniglich nach ihrer Noth, daß seine Worte ihr tief in die Seele drangen und sie all ihren Kummer und Jammer dem unbekanntem Herrn mittheilen konnte: wie Reidhardt sie heute oder morgen zur Herberge hinauswerfen werde, wenn sie die dreißig Taler nicht zahlen könnten, und wie das ihres Mannes Tod sein werde und wie sie und ihre Kinder vor Hunger sterben müßten.

„Frau,“ rief Gellert, „der Herr lebt noch, und wenn Ihr glaubt, werdet Ihr seine Herrlichkeit sehen!“ Er befahl der Frau, ihm zu folgen, schloß zu Hause sein Pult auf, nahm dreißig Taler heraus und gab sie der Frau. Als die Frau vor Freude niederfallen und seine Knie umklammern wollte, wehrte er ab und sagte: „Danket Gott, der Euer Gebet erhört hat; geht nun aber nicht früher als um elf Uhr zu Reidhardt, ihm das Geld zu bringen!“

Gellert ging vor elf Uhr zu dem alten Reidhardt, der eben vor einem Tische mit Geld saß und es ungern hatte, daß er gestört wurde, aber einem so allgemein geachteten Manne gegenüber artiger sein mußte, als es ihm ums Herz war. Gellert sagte: „Herr Reidhardt, von Ihnen kann man gewiß viel Gutes lernen. Sie werden die Kunst verstehen, mit Ihrem Gottesseggen wahrhaft wohlzutun.“ Der Geizhals war in Verlegenheit; denn gut deutsch sagte ihm sein Gewissen das Gegentheil und er wünschte den Professor über alle Berge. Gellert aber fuhr fort, von den seligen Freuden des Wohltuns so eindringlich zu reden, daß es dem Wucherer ganz warm ums Herz wurde.

Da schlug es elf und mit dem Schlage trat die arme Frau herem mit einem strahlenden Gesichte und rief: „Da bring' ich Ihnen die dreißig Taler und jetzt geben Sie mir auch das Brieflein wieder, das Ihnen mein todfranker Mann geschrieben, daß Sie uns nicht sollten aus dem Hause werfen.“ Dem Neidhardt war's, als stände er auf Kohlen, und er sagte: „Ach, es hätte nicht so geeilt; es war ja nicht so ernst gemeint. Ihr seht ja, daß ich jetzt Besuch habe; geht jetzt!“ Unterdessen ergriff er mit seinen knochigen Fingern die Rolle und schob sie in die Tasche. Gellert aber sagte halblaut: „Es sind dreißig Taler und es klebt kein Fluch daran.“ Und Neidhardt fühlte bei diesen Worten ein sonderbares Frösteln. Die Frau aber fuhr fort: „Ja, ja, jetzt sagen Sie, es sei Ihnen nicht Ernst gewesen. Gestern aber sagten Sie: Geld muß her, oder ich werf' euch mit eurem Plunder auf die Straße. Wir haben nicht geflucht; wohl aber hat mein Mann für Sie gebetet, daß Gott Ihnen das steinerne Herz wegnehmen möchte, und heute morgens hat Gott unser Elend angesehen; als ich auf einem Straßensteine weinte, hat mich dieser gute Herr da gefunden und mir die dreißig Taler geschenkt.“ Gellert winkte, daß sie schweigen sollte; die Frau aber sagte: „Winken Sie nur; ich muß es sagen, sonst drückt's mir das Herz ab.“ Neidhardt wurde rot bis über die Ohren. Aber auf einmal nimmt er sich zusammen, gibt der Frau die dreißig Taler, streicht am Pult einen Posten durch und spricht: „Frau, Eure Schuld ist bezahlt, kauftet Brot und pfleget Euern Kranken!“ Und zu Gellert sprach er: „Vortrefflicher Herr, Sie können nicht nur schön schreiben, sondern auch schön handeln. Wir wollen zusammen zu der armen Familie gehen.“

Gesagt, getan. Und ins elende Stüblein schien ein Sonnenblick göttlicher und menschlicher Hilfe. Des Schuhmachers Gebet war erhört worden, denn Neidhardt tat der Haushaltung von dem Tage an viel Gutes.

W. D. v. Horn.

### 37. Als ich um Hasenöl geschickt wurde.

Im Jahre so und so viel hatten wir zu Pfingsten noch einen Kübel Schweinsfett vorrätig. Der Vater hatte ihn nicht verkauft, weil er meinte, die Mutter werde ihn zu Hause aufbrauchen, und die Mutter hatte ihn nicht aufgebraucht, weil sie glaubte, der Vater werde ihn ja verkaufen wollen. Und während dieses wirtschaftlichen Zwiespaltes war das Fett ranzig geworden. Jetzt hätte es die Mutter gern verkocht, allein so oft ein Sterz mit diesem Fett auf den Tisch kam, schnupperten die Knechte mit der Nase und sagten, Schusterstecher essen sie nicht. Es war aber kein Schusterstecher, es war ein echtes, reines Schweinsfett und das wußten sie auch und deshalb war es höllisch böseartig, daß sie solche Reden führten. Die Mutter

war sonst ein sehr frohes und glückliches Weib; wenn aber ein Diensthote über die Kost klagte, da wurde sie ganz verzagt und lud die anspruchsvollen Knechte wohl auch ein, sich nur selber einmal zum Herde zu stellen und mit den vorhandenen Mitteln eine Prälatenmahlzeit zu kochen. Unter Prälatenmahlzeit verstanden wir nämlich nichts Schlechtes.

Nun hatten wir zu dieser Zeit eine alte Einlegerin im Hause, die für alles einen guten Rat wußte. Sie war zwar auf beiden Augen blind, sah aber doch gleich, was da zu machen war.

„Ein schlechtes Schweinschmalz hast, Bäuerin!“ rief sie kecklich aus; „ranziges Schmalz kaufen sie nur noch in der Apotheke, sonst nirgends, dort aber gewiß!“

Ja, die Apotheke, das ist wahr. Die hat im vorigen Jahre auch Gamswurzeln genommen und Arnikablumen und gedörrte Fetichpepetch, die nimmt alles, was schmeckt (riecht), die nimmt auch das Schweinschmalz. Und ich, der zwölfjährige Hausbub', bin hervorgesucht worden, um am Pfingstmontage zeitlich in der Früh das Kübelchen beim Henkel an den Stock zu hängen und so über der Achsel hinabzutragen nach Kindberg in die Apotheke. Und bei dieser Gelegenheit sollte ich auch etwas anderes besorgen.

Da hatten wir zur selbigen Zeit einen alten Weber in der Einwohne, der nahm, wenn keine Arbeit war, oft den Kopf in beide Hände, brummte schier unheimlich vor sich hin und sagte dann zu dem, der just da war: „Mensch, ich werde ganz blöde. Just, als hätte ich ein Hummelnest im Kopfe, so tut's brummen, weiß der Ganggerl, was das ist. Immer einmal ganz dumm komm' ich mir vor, das ist mir jetzt schon zu dumm!“

Da antwortete ihm nun auf einmal die alte Einlegerin: „Wenn du dumm bist, Hartl, so mußt du dir mit Hasenöl die Schläfen einschmieren.“

„Alte Dudl, woher soll denn ich ein Hasenöl nehmen?“ fuhr der Weber auf.

„In der Apotheke kriegt man's,“ lautete ihr Bescheid und so sollte ich nun für den Weber-Hartl um zwei Groschen Hasenöl einkaufen in der Apotheke zu Kindberg. Hasenöl? Geben denn diese Tiere auch Öl so wie der Leinsamen und der Rübs? Natürlich wird's so sein, denn wenn's kein Hasenöl gäbe, so könnte man ja keins kaufen.

Als ich nach langem Marsche gegen Mittag mit meinem Küblein in die lateinische Küche zu Kindberg kam, hieß es dort, Schweinsfett brauche man jetzt nicht und wäre es auch ganz frisch.

„Es ist aber nit frisch!“ versicherte ich, „es schmeckt schon!“

Dann sollte ich nur in die Apotheke nach Bruck hinabgehen, meinte der Herr lachend; ich aber dachte: Wenn du mir kein Schweinsfett abkauffst, so kaufe ich dir kein Hasenöl ab — und machte mich auf den Weg. Daß

es aber so lange Straßen geben kann auf der Welt, wie dieser Weg war bis Bruck! An beiden Seiten des Tales Berge und Gräben, das Wasser einmal rechts und dann links und dann wieder rechts; ein Dorf ums andere; dieses hatte einen Kirchturm, jenes keinen; in manchem Wirtshause gab es Musik, in manchem helles Geschrei; mancher Wanderer lallte taumelnd des Weges dahin, mancher ruhte friedsam im Straßengraben — und immer so fort. Allzumal muß auch erzählt werden, daß die Sonne sehr heiß schien und mein Schweinsfett hinter dem Rücken Fluchtversuche machte, wie später an den Spuren auf meinem Rocke zu bemerken war.

Bruck ist eine Stadt. Ich hatte noch nie eine Stadt gesehen. Ein vielgereifter Handwerksbursche hatte bei uns einmal erzählt, Wien, Paris und Bruck seien die größten Städte der Welt und in Bruck stehe das achte Weltwunder, ein eiserner Brunnen.

Auf dem Wege zu solchen Merkwürdigkeiten wird man nicht müde. Die Sonne ging schon hinter den Berg hinüber, als ich mit meinem Küblein einzog in die große Stadt Bruck. Mein erstes war, nach dem eisernen Brunnen zu fragen, denn auf dieses Wunder war ich vor allem gespannt. Welche Enttäuschung, als aus einem rostigen Gitterwerke ein Brunnen herausran, ganz wie jeder andere Brunnen auch — von Wasser und nicht von Eisen!

Die Apotheke brauchte ich auch nicht lange zu suchen; stand doch der heilige Josef mit dem Knäblein an die Tür gemalt und der steht, das wußte ich schon, immer bei den Apotheken. Da drinnen war ein altes, weißköpfiges Männlein mit einer Brille, die es dazu benützte, um ober- oder unterhalb derselben recht schalkhaft auf mich herzublicken, als ich mein Schweinsfett ausbot, das Pfund um sieben Groschen. Er fragte, ob Safran in der Butten sei, worauf ich eine Weile tat, als besänne ich mich.

„Na na,“ näselte das Herrlein, „wenn du deine Schmier nicht gern gibst, so geh nur gleich wieder!“ Da ließ ich sie ihm ab. Er wog das Küblein mit einer unendlichen Gleichgültigkeit; das gab gerade drei Pfund, das Holz wie das Fett zahlte er für ein Pfund zu fünf Groschen. Der Kübel wurde in eine dunkle Nebenkammer getragen; leichten Herzens bin ich von ihm geschieden. Und nun um zwei Groschen Hasenöl! — Sollte in einer Viertelstunde wiederkommen.

Ich war hungrig und durstig geworden, ging hinaus und suchte ein Wirtshaus. Es standen ihrer ein paar stattliche da umher, mit großen Fensterscheiben, durch die schneeweiß gedeckte Tische zu sehen waren. Ich traute ihnen nicht recht. Wenn andere gute Wirtshäuser suchen, so ist das ihre Sache, ich für meinen Teil suchte ein schlechtes, war mir wohl bewußt, was drausgehen durfte. Glücklich fand ich das gesuchte; die Stube war

dunkel und voller Fliegen, die an den braunen, klebrigen Holztischen herumkrochen; das halbe Seidel Wein war lau und kahmig, aber naß — und das genügte mir. Die Semmel von vorgestern war schon deshalb zweckmäßig, weil sie mehr ausgab als etwa eine von heute. Diese Genüsse verschlangen zu meinem nicht geringen Schrecken ein halbes Pfund Schweinsfett und ich — als der bloß nach Rindberg Geschickte — durfte über das Kapital nicht verfügen.

Ich kehrte in die Apotheke zurück; dort gab es Leute. Ich hatte zu warten und setzte mich hinterwärts auf eine Winkelbank, von der aus schön zu sehen war, wie dieses ehrwürdige Geschäft betrieben wurde, um mit allerhand Mitteln die Leute gesund zu machen. Da kam jemand und verlangte Fuchsschmalz. Das alte Männlein langte einen schwefelgelben Tiegel vom Gefimse, stach mit einem zierlichen Schaufelchen ein Baglein heraus auf ein Papier und legte es auf die kleine Wage: „So, Better, da sind vier Quentlein Fuchsschmalz, kosten zwei Groschen.“ Hernach verlangte eine Frau Pillen. Eine andere bekam ein winziges Fläschchen. Ein Knabe begehrte Dachsfett als Mittel gegen den Kropf. Der Apotheker langte emsig nach dem schwefelgelben Tiegel auf dem Gefimse und gab, ähnlich wie früher, das Verlangte. Das fiel mir auf, er mußte sich vergriffen haben, in diesem Tiegel war doch das Fuchsschmalz. Hierauf wurden Pulver angefertigt und kleine Schächtelchen und Fläschchen allerlei. Ein altes Weib kam hereingehumpelt, beklagte sich über die Gicht und fragte, ob sie nicht eine Gichtsalbe haben könne. „Gewiß, liebe Frau!“ sagte das Männlein, langte wieder nach dem schwefelgelben Tiegel und gab die Gichtsalbe heraus. Jetzt hub dieser schwefelgelbe Tiegel auf dem Gefimse an, mir umheimlich zu werden. Weil die Zeit verging und ich immer noch nicht bemerkt wurde, so trat ich endlich aus dem Winkel hervor und bat um mein Hasenöl.

„Ei ja, richtig, Kleiner. Du bist auch da. Du bekommst Hasenöl!“ sprach freundlich das Männlein, nahm den Schwefelgelben vom Gefimse und stach mir gestocktes Hasenöl heraus.

Noch hatte ich das kostbare Mittel, welches in ein ganz kleines Tiegelchen getan war, kaum geborgen in meinem verlässlichsten Rockjack und es redlich bezahlt, als wieder ein Frauchen zur Thür hereinkam und fragte, ob frisches Schweinsfett zu haben sei als Medizin?

„Vollkommen frisch!“ rief der Apotheker, „heute erst bekommen!“ und stach aus dem schwefelgelben Tiegel Schweinsfett.

Hierauf bin ich fortgegangen und habe gleich bei mir selber die Erfahrung gemacht, wie heilsam so ein bißchen Hasenöl gegen die Dummheit ist. Fuchsschmalz, Dachsfett, Gichtpflaster, Hasenöl und Schweinsfett, alles

in einem Tiegel! Jetzt erst ist mir klar geworden, wozu einen Schatz von köstlichen Arzneien ich in meinem Kübel aus dem Gebirge herabgeschleppt hatte.

Als ich von der Bruckerstadt fortging, fielen die Schatten der Berge schon weit in das Thal hinein. Meine Füße hatten sich in schwerem Schuhwerk heißgegangen; auch das Atemziehen machte sich wichtig und es war, als ob mir jemand ein hartes Brett fest an die Brust gebunden hätte. Nach Alpel war es bloß noch acht Stunden. Weil es etwas langsam voran ging, so holte mich ein Fuhrwerk ein. Zwei klobige Pferde zogen einen großen Bauernwagen, auf dessen Vorderstuh ein Bursche, etwa in meinem Alter, kutschierte. Der Wagen selbst war fast leer. Er war mit Lärchentaufeln nach Bruck zum Faszbinder gefahren, auf dem Rückwege hatte er einen Sack Feldbohnen und einen Stock Salz aufgeladen; daneben war noch reichlich Platz für einen einfältigen Duden, der am Leiblein ein paar müde Beine hatte, in der Tasche hingegen die Salbe für Dummköpfe, die gescheit werden wollen. Ich war bereits so gescheit, um den Burschen auf dem Wagen anzurufen, ob er mich wolle aufsitzen lassen.

„Wohin willst du denn?“ fragte er fast vornehm von seiner Höhe herab.

„Heimzu!“

„So setz' dich auf, ich fahre auch heimzu.“

Bald war der Bohnensack mein Kopfkissen und der Salzstock mein Schlaffamerad; der Fuhrmann schmalzte mit der Peitsche und es ging knarrend voran. Viel weiß ich nicht von dieser Fahrt „heimzu“. Einmal, als ganz zufällig die Augen aufgingen, sah ich kohlschwarze Baumzacken in den nächtigen Himmel auffragen, welche ganz unheimlich ächzten, knarnten und holpterten, und dann wieder nichts.

Als ich erwachte, na, da war etwas! Da lag ich auf dem Wagen unter einem alten Holzschupfen; um mich war ein heller Tag und eine fremde Welt. Eine schreckbar fremde Welt! Der rauschende Bach mit der Mühle daneben, das gemauerte Haus mit einer breiten, braun angestrichenen Thür, der Anger mit den Pferden und solcherlei war mir seltsam genug, noch unheimlicher war etwas anderes. Dort hinter den Waldbergen stand breit und hoch etwas Weißes, Leuchtendes auf, fast ähnlich den mittägigen Sommerwolken, wie sie sich am Sehkreize emporbauen, wenn's Nachmittags Gewitter gibt. Aber das stand so starr und ruppig und ruhig da im Sonnenschein und von unten hinauf sah es aus, als ob blauende Wälder sich hinanzögen, von steilen, grauen Streifen überall unterbrochen. Und höher oben war alles wie purer Stein, der zerklüftet und zerprungen ist. Und so war es voran oben und so war es rechts oben und so war es links oben und überall die ungeheure Höhe, daß mir schwindlig ward, als ich den Kopf so weit nach rückwärts bog, um hinauf zu schauen. Mein Lebtag

hatte ich derlei nicht gesehen. Zum Glück kam nun mein junger Fuhrmann, der fragte mit lautem Lachen, ob ich gut ausgeschlafen habe. Vom Wagen gesprungen war ich schon; so rief ich nun voll Entsetzen: „Mensch, wohin hast du mich geführt?“

„Heimzu!“ lachte er, „da bin ich daheim.“

„Wie heißt's denn da?“

„Da heißt's Tragöß,“ sagte er.

„Und das da droben? Was ist denn das?“

„Die Berge meinst?“

„Mit die Berge, was hinter den Bergen so steht, das meine ich.“

„Jetzt!“ lachte der Bursche und klatzte mit beiden Händen auf seine Knie, „das sind halt wieder Berge, da ist die Mefnerin, dort ist die Pribitzen und hier ist der Hochturm und du sollst jetzt ins Haus gehen Suppen essen.“

So habe ich an jenem Morgen das erstmal die hohen Felsenberge in der Nähe gesehen und jene Gegend, aus der mir fünfundzwanzig Jahre später der Geist zu meinem „Gottsucher“ aufgestiegen ist. Auf dem Tische der Hausstube, in die der Junge mich geführt, stand schon die dampfende Suppenschüssel mit weißem Brote. Ich wollte aber den Löffel nicht in die Hand nehmen; ist du, so gehörs du ihnen, mußt da bleiben und weißt gar nit, wer sie sind. Von der Küche kam ein älteres Weib herein, das schlug die Hände über dem Kopfe zusammen, als es hörte, wie weit ich verführt worden war, und daß ich anstatt nach Krieglach im Mürztale nach Tragöß am Fuße des Hochschwabgebietes gekommen sei.

„Jetzt mußt erst recht essen, Büssel, daß du nachher heimgehen magst.“

„Frau Mutter, wie weit hab' ich denn heim?“

„Jetzt wart' einmal,“ antwortete sie und hub an, an ihren Fingern die Ortschaften und die Stunden abzuzählen; „ihrer zwölf Stunden wirst wohl brauchen bis ins Krieglach hinaus. Bist aber schon ein rechtes Tschapperl! So fest schlafen! Mein Seppel hat's freilich nit wissen können, wohin du willst, und hat sich gedacht, 's wird eh recht sein ins Tragöß herein. Aber das ist jetzt schon ein helles Kreuz. Mach' dir nur nichts draus, mein Wagen hat dich hergeführt und dein Schutzengel wird dich hinführen.“

Während sie mich so tröstete, war draußen in der Küche fortwährend ein klägliches Wimmern und nun kam der Seppel herein und berichtete, das Mentschl habe halt wieder gar so viel Zahnweh.

„Was aber das Zahnweh für ein Glend ist!“ rief das Weib; „jetzt leidet das Kind schon die ganze Nacht wie eine arme Seel' im Fegfeuer. Alles haben wir schon angewendet: heiße Tücher aufgelegt, kaltes Wasser

in den Mund getan, mit Rosenbuschbalsam ausgewaschen, Kalmusgeist hineingetropt, mit Salz eingerieben, einen Mariazeller Rosenkranz umgehängt, zwei Behen mit einem Seidenfaden zusammengebunden, die Füße ins Ofenloch gesteckt und sonst allerhand Sympathiemittel angewandt. Einen Kleben hat's geholfen! Das arme Wesen schreit, als ob man's wollt' köpfen, und jetzt weiß ich nichts mehr. — Katherl, Katherl, du gutes, armes Kindel du! Wart' einmal, jetzt will ich dir Hühnermist aufs Gnack legen, das zieht's aus, das hilft, Katherl, wirst es schon sehen, das hilft!" Damit eilte sie wieder hinaus in die Küche.

Das ganze Hausgesinde war zusammengееilt um die Leidende, die nun neuerdings anhub, herzbrecherisch zu schreien: „Mein Zahn, mein Zahn! Ahndl, mein Zahn tut mir so viel weh!“

„Laß nur Zeit,“ tröstete die Angerufene, „das Mittel greift halt an, jetzt wird's bald besser sein, schau, bist ja mein liebes Katherl, du!“

Auch ich war in die Küche hinausgegangen. Auf dem Herde, mit den Füßen im Ofenloch, kauerte ein Dirndl, das ein so rundes, liebes Gesichtlein hatte, seine gefalteten Hände wie um Hilfe flehend an die rechte geschwollene Wange preßte und mich schrecklich erbarmte. Jedes im Hause hatte schließlich noch ein Mittel gewußt, keins und gar keins hatte geholfen. Ein Mensch war zugegen, der behauptete, Dummheit wär's, die Zähne nicht ordentlich zu pflegen, und deswegen alleweil das Zahnweh! — Gott, wenn's von der Dummheit kommt, da muß ja mein Hasenöl helfen! — Aus meinem tiefen Sack zog ich das kostbare Tiegelchen hervor und aus meinem gescheiten Kopfe den guten Rat, mit diesem gestockten Hasenöl die geschwollene Wange einzuschmieren. — „Schaden wird's wohl doch nit; wenn's ein Hasenöl aus der Apotheke ist, kann's unmöglich schaden!“ sprach die Großmutter und fettete das Dirndl ein. Nicht fünf Minuten, so rief die Kleine aus: „Ahndl, jetzt ist's gut!“ und flink sprang sie vom Herde herab.

Freilich ging nun meine Not an, denn alles Hasenöl wollten sie haben, ich sollt' nur sagen, was es kostet! Von ihren dringenden Bitten kamen sie erst ab, als das geheilte Dirndl erklärte, der Zahn sei so gut geworden, daß er gar nimmer weh tun werde, also konnte ich mein Öl wieder in den Sack stecken und sehen, wie man von Tragöß nach Krieglach-Alpel kommt.

Unterwegs bedachte ich das Hasenöl. Wenn es beim dummen Weber-Hartl auch so heftig wirkt wie bei dem Zahnweh-Dirndl, dann geht er mit den drei Weisen aus dem Morgenlande als der vierte.

Nach einer fünfstündigen Wanderung war ich beiläufig wieder dort, wo der müde Junge einen Tag früher in den Bauernwagen gestiegen. In einem Gehöfte sprach ich vor und fragte, wieviel es an der Uhr und wie

weit es noch nach Krieglach sei, ob ich wohl den richtigen Weg habe. Die gründlichsten Auskünfte haben sie gegeben, jedoch, ob ich etwa einen Löffel Suppe möchte, das fragte niemand. Unter einem Kirschbaume lag ein Mensch und wimmerte vor Kopfweh; alsogleich wollte ich mein Mittel anbieten, jedoch ein Weibsbild behauptete scharf und stramm, das Kopfweh sei in der vorigen Nacht in einem Wirtshause eingekauft worden, und vor dem Abende gebe es gar kein Mittel; am Abende aber werde dieser Kopf schon von selber gut, hingegen dürften nachher dem, der ihn trägt, die Backen weh tun! Eine Handbewegung des Weibes hat das undeutliche Wort sehr klar gestellt.

Unterwegs nach Krieglach lud mich ein Flossenfürer (Roheisensführer) ein, auf seinen Eisenschollen Platz zu nehmen; ich besorgte, auch der möchte mich „heimzu“ führen in die Stanz oder in die Veitsch oder sonstwohin, wollte daher ablehnen. Der Fuhrmann kannte mich aber und sagte, daß er über Alpel nach dem Kettenegger Hammer fahre — ja das war freilich eine Schickung Gottes. Gelegen bin ich mein Lebtag schon weicher als damals auf den Eisenschollen, geschlafen habe ich aber selten besser. Richtig hätte ich mich jetzt auch an Alpel vorbei bis weit hinüber ins Kettenegg geschlafen, wenn ich von meinem Führer nicht abgesetzt worden wäre beim Heidenbauern-Törl, nahe bei meinem Daheim.

Um Mitternacht kam ich zu Hause an. Sie waren ein wenig in Spannung und schliefen noch nicht. „Wir haben schon gemeint, der Kinderberger Apotheker hat zum Schweinschmalz dich selber als Draufgab' genommen,“ sagte der Vater; das war Spaß. Dem alten Weber-Hartl jedoch war etwas ganz anderes eingefallen. Er erinnerte sich, einmal gehört zu haben, daß die Apotheker jährlich ein Menschenkind abtäten, um daraus eine ganz besondere Medizin für ganz besondere Krankheiten zu gewinnen. Es war wohl die höchste Zeit für den alten Hartl, daß ich mit dem Hasenöl heimkam.

Erst steckte er seine Nase ins Tiegelschen. „Scharf schmeckt's, das wird schon angreifen,“ murmelte er; „es brummt eh schon wieder so viel im Kopfe.“ Mein Vater roch auch und schaute mich grauenhaft streng an. Ich hatte nie begriffen, weshalb die Apotheker auf jeden Tiegel, den sie verkaufen, einen Zettel mit ihrem Namen und Wohnort kleben. Jetzt ward es mir klar; ohne diesen Zettel auf dem Tiegelschen hätte man es mir daheim niemals geglaubt, daß ich mein Hasenöl nicht aus dem Schweinfettkübel genommen, sondern aus der Apotheke zum heiligen Josef in Bruck.

„Hat er's genommen, woher immer,“ rief der alte Weber hochgemut aus, „wenn's nur hilft!“ und begann sich gleich die Stirn einzureiben mit dem Hasenöl.

Hut's geholfen? — Nun, die Wahrheit zu sagen, beim alten Weber-Hartl konnte eine nennenswerte Besserung nicht nachgewiesen werden; hingegen ist mein Vater durch dieses Hasenöl klüger geworden, obschon er sich damit gar nicht eingerieben hatte. Er hat wohl auch in späterer Zeit noch manches Küblein Schweinsfett, manches Bündlein Wurzeln und Kräuter in die Apotheke geschickt — holen aber ließ er nichts mehr aus ihr. — Das für alles heilsame „Hasenöl“ hat uns für alle Zukunft geheilt.

Peter Rosegger.

### 38. Der Wolf und der Kranich.

Einem Wolfe war ein Knochen im Schlunde stecken geblieben; er versprach daher einem Kranich eine Belohnung, wenn er ihm mit seinem Schnabel den Knochen aus dem Halse zöge. Der Langhals tat es und forderte nun seinen Lohn. Da lachte jener, fletschte die Zähne und sagte: „Als Lohn ist schon das für dich genug, daß du deinen Kopf aus dem Rachen und den Zähnen des Wolfes heil und unversehrt wieder herausgebracht hast.“

Derartigen Dank statten manche Menschen ihren Wohltätern ab.

Äsopische Fabel.

### 39. Die Elster und ihre Kinder.

Eine Elster führt ihre Kinder aufs Feld, damit sie lernen, selbst ihre Nahrung zu suchen. Das gefällt ihnen nicht; sie wollen lieber ins Nest zurück, wo sie es bequemer haben, weil die Mutter die Speise im Schnabel herbeitragen soll. „Meine Kinder,“ spricht sie, „ihr seid groß genug, euch selbst zu ernähren; meine Mutter hat mich viel früher ausgewiesen.“

„Aber die Bogenschützen werden uns töten,“ antworteten die Kinder.

„Nein, nein,“ spricht sie, „es gehört Zeit zum Zielen; wenn ihr seht, daß sie die Armbrust in die Höhe heben und an das Gesicht legen, um ab-zudrücken, so fliegt davon.“

„Das wollten wir wohl tun; aber wenn einer einen Stein nimmt und will nach uns werfen, dazu ist kein Zielen nötig, wie dann?“

„Ihr könnt ja sehen, wie er sich bückt,“ sagte die Alte, „wenn er den Stein aufheben will.“

„Aber wie, wenn er einen Stein beständig in der Hand trägt und jeden Augenblick zum Schleudern bereit ist?“

„Ei, was ihr nicht alles wißt!“ spricht die Mutter, „ihr könnt schon selbst für euch sorgen.“ Damit fliegt sie weg und läßt sie allein.

W. Grimm.

#### 40. Der Specht und die Taube.

Der Specht und die Taube flogen eben von einem Besuche zurück, den sie bei dem Pfau gemacht hatten.

„Nun, wie hat dir heute der Pfau gefallen?“ fragte der Specht. „War er dir nicht auch recht widrig? Und wie stolz ist er! Ich möchte nur wissen, worauf er sich so viel einbildet. Doch wohl nicht gar auf seine Füße? Hast du nicht bemerkt, wie unförmlich diese sind? Auch auf seine Stimme kann er sich nichts zu gute tun. Etwas Häßlicheres und Unerträglicheres ist mir noch gar nicht vorgekommen. Habe ich nicht recht?“

Die Taube aber antwortete ganz unbefangen: „Ich gestehe, ich habe auf dies alles nicht achtgegeben; denn ich mußte immer seinen Kopf, die Schönheit seiner Federn und seinen majestätischen Schweif bewundern.“

So sieht der edle Mensch an seinem Nächsten immer nur das Gute und vergißt darüber gern kleine menschliche Gebrechen. W. Grimm.

#### 41. Der Knabe und die Schlange.

Ein Knabe spielte mit einer zahmen Schlange. „Mein liebes Tierchen,“ sagte der Knabe, „ich würde mich mit dir so gemein nicht machen, wenn dir das Gift nicht genommen wäre. Ihr Schlangen seid die boshaftesten, undankbarsten Geschöpfe. Ich habe es wohl gelesen, wie es einem armen Landmanne ging, der eine, vielleicht von deinen Ureltern, die er halb erfroren unter einer Hecke fand, mitleidig aufhob und sie in seinen erwärmenden Busen steckte. Kaum fühlte sich die Böse wieder, als sie ihren Wohltäter biß, und der gute, freundliche Mann mußte sterben.“

„Ich erstaune,“ sagte die Schlange; „wie parteiisch eure Geschichtschreiber sein müssen! Die unsrigen erzählen die Geschichte ganz anders. Dein freundlicher Mann glaubte, die Schlange sei wirklich erfroren, und weil es eine von den bunten Schlangen war, so steckte er sie zu sich, um ihr zu Hause die schöne Haut abzustreifen. War das recht?“

„Ach, schweig nur!“ erwiderte der Knabe. „Welcher Undankbare hätte sich nicht zu entschuldigen gewußt!“

„Recht, mein Sohn,“ fiel der Vater, der dieser Unterredung zugehört hatte, dem Knaben ins Wort. „Aber gleichwohl, wenn dir einmal von einem außerordentlichen Undank hören solltest, so untersuche ja alle Umstände genau, bevor du einen Menschen mit einem so abscheulichen Schandfleck brandmarken lässest. Wahre Wohltäter haben selten Undankbare verpflichtet; ja, ich will zur Ehre der Menschheit hoffen — niemals. Aber die Wohltäter mit kleinen, eigennützigen Absichten, die sind es wert, mein Sohn, daß sie Undank statt Erkenntlichkeit ernten.“

G. E. Lessing.

## 42. Der Wolf auf dem Totenbette.

Der Wolf lag in den letzten Zügen und schickte einen prüfenden Blick auf sein vergangenes Leben zurück. „Ich bin freilich ein Sünder,“ sagte er; „aber doch, hoffe ich, keiner von den größten. Ich habe Böses getan; aber auch viel Gutes. Einmal, erinnere ich mich, kam mir ein blökendes Lamm, welches sich von der Herde verirrt hatte, so nahe, daß ich es gar leicht hätte würgen können; und ich tat ihm nichts. Zu eben dieser Zeit hörte ich die Spötteereien und Schmähungen eines Schafes mit der bewunderungswürdigsten Gleichgültigkeit an, obschon ich keine schützenden Hunde zu fürchten hatte.“

„Und das alles kann ich dir bezeugen,“ fiel ihm Freund Fuchs, der ihn zum Tode bereiten half, ins Wort; „denn ich erinnere mich noch gar wohl aller Umstände dabei. Es war zu eben der Zeit, als du an dem Beine so jämmerlich würgtest, das dir der gutherzige Kranich hernach aus dem Schlunde zog.“

G. E. Lessing.

## 43. Der Geizige.

„Ich Unglücklicher!“ klagte ein Geizhals seinem Nachbar. „Man hat mir den Schatz, den ich in meinem Garten vergraben hatte, diese Nacht entwendet und einen verdammten Stein an dessen Stelle gelegt.“

„Du würdest“, antwortete ihm der Nachbar, „deinen Schatz doch nicht genutzt haben. Bilde dir also ein, der Stein sei dein Schatz, und du bist nichts ärmer.“

„Wäre ich auch schon nichts ärmer,“ erwiderte der Geizhals; „ist ein anderer nicht um so viel reicher? Ein anderer um so viel reicher! Ich möchte rasend werden.“

G. E. Lessing.

## 44. Der Besitzer des Bogens.

Ein Mann hatte einen trefflichen Bogen von Ebenholz, mit dem er sehr weit und sehr sicher schoß und den er ungemein wert hielt. Einst aber, als er ihn aufmerksam betrachtete, sprach er: „Ein wenig zu plump bist du doch. Alle deine Zierde ist die Glätte. Schade! Doch dem ist abzuhelfen!“ fiel ihm ein. „Ich will hingehen und den besten Künstler Bilder in den Bogen schnitzen lassen.“

Er ging hin und der Künstler schnitzte eine ganze Jagd auf den Bogen. Und was hätte sich besser auf einen Bogen geschickt als eine Jagd?

Der Mann war voller Freuden. „Du verdienst diese Reraten, mein lieber Bogen!“ — Indem will er ihn versuchen, er spannt und der Bogen — zerbricht.  
G. E. Lessing.

#### 45. Die beiden Axt.

Ein Zimmermann ließ seine Axt in einen tiefen Strom fallen und bat den Flußgott inbrünstig, er möchte ihm, da er arm sei, wieder dazu verhelfen. Der Flußgott war so gnädig, stieg auf und brachte eine — goldene Axt zum Vorschein. — „Das ist die meine nicht!“ sprach der Zimmermann ganz gelassen. — Der Geist tauchte von neuem unter und langte eine silberne hervor. — „Auch diese gehört mir nicht!“ sprach der Arme und zum drittenmal langte der Flußgott eine Axt von Eisen mit einem hölzernen Stiel heraus. — „Das ist die rechte! Das ist sie!“ rief der Arbeitsmann fröhlich. — „Gut! Ich sehe, du bist ebenso wahrhaft und ehrlich wie arm,“ sprach der mitleidige Geist. „Zur Belohnung nimm alle drei mit!“

Die Geschichte war bald in der ganzen Gegend bekannt geworden. Ein Schalk, der sie erfahren, nahm sich vor zu versuchen, ob auch gegen ihn der Flußgott so mildtätig sein werde. Er ließ seine Axt mit Willen in den Strom fallen, flehte zum Flußgott und hatte das Vergnügen, ihn aufsteigen zu sehen. Er klagte ihm seinen Verlust und der Geist brachte, wie ehemals, eine goldene hervor. — „Ist sie das, mein Sohn?“ — „Ja, ja, das ist sie!“ antwortete der Lügner und griff schon danach. „Halt, Nichtswürdiger!“ donnerte nun die Stimme des erzürnten Geistes. „Glaubst du, denjenigen zu hintergehen, der bis ins Innere deines Herzens blicken kann? Zur Strafe deines Lugs und Betrugs verliere auch dasjenige, was bisher dein war!“ Und ohne Axt mußte er nach Hause wandern.

Alfred Meißner.

#### 46. Herkules am Scheidewege.

Der Königssohn Herkules war der berühmteste Held in Griechenland. Schon in der frühesten Kindheit zeigte er eine außerordentliche Kraft. Als er kaum acht Monate alt war, kamen zwei Schlangen an die Wiege des schlummernden Kindes, um es zu töten. Schon fingen sie an, seinen Hals zu umstricken; da erwachte es mit einem Schrei und richtete seinen Kopf auf. Das ungewohnte Halsband war ihm unbequem. Da gab der Knabe die erste Probe seiner Kraft; er ergriff mit jeder Hand eine Schlange am Genick und erstickte die beiden mit einem einzigen Druck.

Der junge Herkules wurde von vorzüglichen Lehrern unterrichtet. Einmal verging er sich gegen einen derselben sehr schwer; zur Strafe wurde er vom Hofe entfernt und auf das Land geschickt, wo er die Herden weiden mußte. Auf dem Lande wuchs der Knabe zu einem kräftigen Manne heran.

Als er einst, in Gedanken versunken, in einer einsamen Gegend umherstreifte, kam er an einen Scheideweg. Er wußte nicht, welche Richtung er einschlagen sollte. Da erschienen ihm plötzlich zwei Frauengestalten. Die eine war sehr schön und versprach dem jungen Manne das höchste Glück, wenn er ihr folge. „Wer bist du?“ fragte Herkules. „Meine Freunde nennen mich das Vergnügen, meine Feinde das Laster,“ antwortete sie lächelnd. Die andere war nicht so schön; aber ihr Antlitz leuchtete in himmlischem Glanze und mit ihren klaren Augen sah sie den Mann ernst und doch freundlich an. Das war die Tugend. „Wohin führst du mich?“ sprach Herkules zu ihr. „Ich führe dich in Arbeit und Gefahren; aber ich verheiße dir Ehre und ewigen Ruhm, wenn du mir folgst.“ Herkules stieß das Laster zurück und reichte seine Hand der Tugend. Diese führte ihn rauhe Pfade und prüfte seine Kraft; aber sie machte ihn auch zum ersten Helden seines Volkes.

F. Beck.

#### 47. Ein Vater an seinen Sohn.

Während du, mein liebes Kind, dich da draußen herumtummelst und ich dich fort und fort weisen und warnen soll: Klettere dort nicht hinan! Spring nicht in den Bach! ß von jenen Beeren nicht! Wirf die Steine nicht ins Fenster! Recke den Hund nicht! — sitze ich hier im Gartenhäuschen und sinne und schreibe. Du ahnst es nicht, mein Knabe, an wen ich schreibe und was ich schreibe.

Neben mir steht ein Unsichtbarer, der mahnt mich: Bestelle dein Haus! — Mein kleines Haus, das ist bestellt, vielleicht gedeiht's, vielleicht zerfällt's, für deine Zukunft und dein Glück hat das nicht viel zu bedeuten.

Diese Zukunft aber ist es, die mich mit Sorgen erfüllt, die mir das Scheiden so schwer macht. Du hast ein fröhlich Blut, du hast ein weiches, empfängliches Gemüt. Es werden die gefährlichen Jahre kommen, die blinden Neigungen, die schlimmen Wünsche, die falschen Freunde und vor allem — wie ich dich kenne — die unendliche Vertrauensseligkeit zu allem, was dir schmeichelt. Ich werde nicht mehr bei dir sein, jedoch will ich dir eine Schrift hinterlassen, in welcher ich nach meiner besten Erfahrung und Einsicht noch auf eine Wegstrecke dein Weiser und Ratgeber sein will, wenn auch die Hand, die sie geschrieben, schon im Grabe modert.

Du wirst, mein Kind, auf deiner Lebensreise kaum einen Menschen finden, der es mit dir so gut meint, gewiß aber keinen, der es mit dir besser meint als ich, dein Vater, der in dir fortleben möchte auf dieser schönen Welt, der in dir ihre reinen Freuden genießen, der in dir und deinen Kindern aber auch die große Arbeit und Aufgabe der Menschheit weiterführen und lösen helfen möchte. — In deinem



Peter Rosegger. (Photogr. L. Bude, Graz)

Knabenalter wirst du's noch nicht verstehen, wie ich das meine; das jedoch mußt du dir schon in dieser Zeit vornehmen und einprägen: Ich will ein braver Mann werden. Die Knabenzeit ist aber so gefährlich, daß der Junge, welcher keine Eltern, sondern gleichgültige Erzieher oder einen saumseligen Vormund hat, fast sicher in die Irre, ins Verderben geht. Die Knabenzeit ist wie ein kleiner, freier Anger im finstern Walde. Von diesem Anger gehen zahllose Wege hin nach allen Seiten. Mancher derselben sieht sich vom Anger aus glatt, breit und eben an; später jedoch wird er steil, steinig, zerrissen und verläuft sich in der

Wildnis. Ein zweiter Weg gibt sich vom Anger aus wie ein enger, rauher, halbverwachsener Fußsteig; später weitet er sich, leitet allmählich hinan zu Höhen, führt aus dem Walde fruchtbaren Gegenden zu. Ein dritter Weg ist ganz verwildert und verwachsen und muß erst mit Mühe ausgehauen und gebahnt werden, und zwar nach einer Richtung hin, die zu einem Ziele führen kann. Die Wahl eines Weges ist die Berufswahl. Der Knabe, wenn er sich frei weiß, wird von all diesen Wegen — keinen wählen, sondern sich auf dem grünen Anger herumtummeln, solange es geht. Zur Wahl genötigt, wird er sich wahrscheinlich dem breiten, glatten Wege zuwenden, auf den die Mehrzahl geht und untergeht.

Mein Sohn, wenn du auf dem Wendepunkte stehen wirst, so hast du dich zu fragen: Wo bin ich und wohin will ich? Was will ich werden? Was kann ich werden?

Suche ein gutes Ziel, aber schaue zuerst dich an! Willst du auf einem hohen Berge sein, so prüfe deine Füße, ob sie dich wohl hinauftragen können. Die Vorliebe für einen Stand allein darf nicht entscheidend sein; erst wenn du deine Fähigkeiten kennst, wirst du wählen. Vor allem, weiche nicht der

Arbeit aus, scheue dich vor körperlicher Arbeit nicht; diese Scheu hat schon Tausende und Tausende ins Elend gejagt. Alles, was hoch hinaus will, ist leichtes Ding. Das Feuer bleibt nützend und wärmend auf dem Herde, der Rauch steigt über die Dächer auf. Mich gelüstet es nicht, mein Kind, einen Minister zum Sohne zu haben, den das Ansehen, das Einkommen und der hohe Ruhegehalt bewogen haben, ein Volk regieren zu wollen. Aber mich gelüstet's z. B., einen braven Landwirt oder einen tüchtigen Gewerbsmann oder einen gewissenhaften Lehrer zum Sohne zu haben, der seine Stelle ausfüllt, in derselben sich genügt und somit seinen redlichen Teil zur Weiterziehung der Welt beiträgt und ein anspruchloses, zufriedenes Leben führt.

Wie du, mein Sohn, seelisch bisher herangewachsen bist, so liegt die Gefahr nahe, daß du dich dem Künftlertume zuwendest. Das wäre nun wohl das größte Gut, womit dich der Himmel begnaden könnte. In keinem Stande liegt so sehr der Brennpunkt des Lebens; in keinem Stande brennt sich die liebeinnige, vom Drange nach Schönheit und Glück gesättigte Menschenseele so rein und mächtig aus wie im Künftlertume. Kein Beruf sonst ist im Stande, das Herz mit einer solchen göttlichen Genugthuung zu lohnen wie das Künftlertum. Und doch! Wenn du hinschaust über die Künstlerwelt, so wirst du wohl manche Gestalten stolz emporragen sehen; aber du wirst nicht erblicken die Hunderte von Verkommenen, Verlorenen, sogenannten Verkannten, die sich vergebens an der Hand des echten Künstlers aufzurichten suchen, weil sie innerlich haltlos sind, und die ihres Geschickes fluchen. Auf Hunderte von solchen bedauernswerten Menschen, die im Wahne leben, Talente, Genies zu sein, in diesem Wahne anstatt dem Ruhme der Lächerlichkeit anheimzufallen, auf Hunderte von solchen kommt ein einziger Künstler. — Vielleicht, mein Sohn, hast du einmal das Unglück, ein leidliches Gedicht zu schaffen. Allogleich sind Leute da, die nach Gelegenheit suchen, sich aus irgend welcher Ursache bei dir einzuschmeicheln. Diese loben dein Werk über die Maßen und sagen sogleich, daß ein großer Dichter in dir stecke; und wirst du nicht von allen gebührend anerkannt, so sei nur der gelbe Neid daran schuld. Du wirst, mein einfältiger Junge, solche Schwärzer für deine besten Freunde auf der Welt halten, wirst deine Studien vernachlässigen und poetisieren und vom Ruhme träumen. Je eher und empfindlicher dir dann die erste Enttäuschung kommt, desto besser ist es für dich. Du wirst dich wieder zurecht finden, deinen Pflichten neuerdings nachkommen, deine Torheit belächeln und deine wohlrednerischen Freunde verachten. Was mit der Feder, daselbe kann dir auch mit dem Stifte, mit dem Pinsel geschehen. Die Schauspielkunst ist für körperlich gut Geartete nicht minder verlockend und überaus gefährlich. Im gewöhnlichen Falle

ein Mißerfolg, ein armseliges Vagabundenleben, ein lautloses Untergehen. Im guten Falle ein brauchbarer Schauspieler, ein friedloses Leben voll Hoffnung, Ränke, Kämpfe, Enttäuschung. Im besten Falle ein ausgezeichnete Künstler, ein Leben voll Lärm und Aufregung, gequält von Ehrgeiz und innerem Unbefriedigtsein, und ist es aus: „Dem Mimen (Schauspieler) flieht die Nachwelt keine Kränze.“ In der Musik ist die Gefahr verhältnismäßig am geringsten, weil sie größere Studien fordert, also für die Jugend nicht so verlockend wirkt wie die leicht zu handhabende Feder, der flinkernde Pinsel und die Maske des Schauspielers.

Und selbst wenn du, mein Sohn, eine innere Stimme hörst, die dir zuruft, daß du eine Künstlernatur seiest, so glaube ihr nicht sofort! In der Jugend hört man verschiedene innere Stimmen, die nichts taugen. Wende dich den Künsten zu, ehre sie, pflege sie, da hast du recht; besser kannst du deine freie Zeit nicht anwenden, als dich mit schönen, geistklärenden und herzveredelnden Künsten abzugeben, das macht dich zufrieden und heiter für dich und liebenswürdig für andere.

Anstatt der Spielkarten das Buch, anstatt der Zigarre den Griffel, anstatt des Wirtshauses das Theater, den Konzertsaal, das gefällt mir, mein Knabe, das gefällt mir immer — wohlgemerkt, für deine freie Zeit. Jedoch, die Berufsstudien über alles! Und wenn dir alle Welt sagt: Du kannst ein großer Künstler werden, so werde ich dazusehen: Das freut mich, mein Sohn. Aber für alle Fälle: Studiere für einen praktischen Zweck oder Beruf! Selbst bei Königen und Kaisern ist es der Brauch gewesen, daß sie vor ihrer Thronbesteigung ein Handwerk lernten; und das soll keiner vergessen: Wer sich nicht mit seinen zwei Händen das Brot aus dem Boden gräbt, für den müssen es zwei andere Hände tun.

Ist ein wirklicher Künstler in dir, so läßt er sich nicht umbringen und später, wenn du auf festem Fuße und Boden stehst, kannst du ihm zu seinem Rechte verhelfen. Wenn du die Lebensgeschichte der großen Männer betrachtest, so wirst du finden, daß die allermeisten von ihnen für ihren Genius durch Brotstudien einen guten Grund gelegt haben.

Und strebe, mein Kind, eine Sache niemals ihrer Ehren wegen an! So wie eine Frömmigkeit nichts taugt, die dich nicht gleich beseligt, so wenig frommt ein Künstlerstreben, das nur dem Glanze nachjagt. Wenn du deine Kunst so sehr lieb hast, daß du bereit bist, dich für sie kreuzigen zu lassen — denn bisweilen werden Künstler wirklich gekreuzigt! — dann bleib bei ihr, dann bist du ihr Erforscher!

Peter Kossegger.

#### 48. Themistokles als Jüngling.

Themistokles war von geringer Herkunft, aber schon als Knabe lebhaft und feurig, mit natürlicher Klugheit begabt und beseelt von dem Drange nach großen Taten im Dienste des Vaterlandes. In den Erholungsstunden ging er nicht wie die anderen Knaben dem Spiele nach, noch gab er sich unnützem Getändel hin, sondern man sah ihn auf Reden sinnen und sie im Kopfe ordnen, wozu er den Stoff aus seinem täglichen Leben nahm, indem er sich bald die Anklage, bald die Verteidigung eines seiner Mitschüler zum Gegenstande wählte. »Aus dir wird nichts Gewöhnliches,« pflegte sein Lehrer zu sagen, »sondern entweder etwas recht Gutes oder Schlimmes!« Nicht allen Unterrichtsgegenständen wendete er denselben Fleiß und Eifer zu: was gesellige Bildung, feinen Anstand und ein gefälliges Wesen bezweckte, das betrieb er nur mit Unlust und Lässigkeit; allem aber, was den Verstand schärfen und zur Geschäftsführung tüchtig machen konnte, gab er sich mit einem Ernst und einer Ausdauer hin, wie sie diesem Alter sonst nicht eigen sind. Darum traf ihn späterhin in den sogenannten feinen Zirkeln manche Spöttere, die er aber voll stolzen Selbstgefühls mit den Worten zurückwies: »Aufs Lautenstimmen und Harfenklimern versteh' ich mich nicht, aber gebt mir eine Stadt klein und unberühmt, so will ich sie berühmt und groß machen.« Ein Staatsmann zu werden, war schon von Jugend auf sein Wunsch und sein Ziel. Sein Vater suchte ihn davon abzubringen. Einst führte er ihn an das Meer hinaus und zeigte ihm die alten Galeeren (große Ruderschiffe) am Strande. »Sieh,« sprach er, »wie sie nun daliegen; kein Mensch sieht sie mehr an; geradeso macht es das Volk mit seinen Führern, wenn man sie nicht mehr braucht.«

Aber die Ruhmbegierde riß den Jüngling mit sich fort. Nach der Schlacht bei Marathon, als die schöne Waffentat des Miltiades auf allen Lippen war, sah man den Themistokles immer in Gedanken versunken und mit sich beschäftigt. Nachts fand er keinen Schlaf, und wenn man ihn über diese plötzliche Verwandlung befragte, gab er zur Antwort: »Der Sieg des Miltiades läßt mich nicht schlafen.« Denn während die anderen jene Niederlage der Barbaren bei Marathon für das Ende des Krieges hielten, sah Themistokles darin nur den Anfang größerer Kämpfe, auf die er sich selber wie ein Ringer allezeit vorbereitete und

für die er den Staat rüstete, schon aus der Ferne das Künftige gewahrend.

Ferdinand Bäßler.

#### 49. Zum Ziele.

Keiner kann im leichten Spiel  
Dieses Lebens Preis erjagen;  
Fest ins Auge faß' dein Ziel,  
Bis die Pulse höher schlagen  
Und sich dir an Fuß und Hand  
Wieder straff die Sehne spannt.

Und so wandre Schritt für Schritt  
Den Gefahren kühn entgegen;  
Hoch das Haupt und fest der Tritt  
Und im Herzen Gottes Segen,  
Auf der Stirn des Kampfes Schweiß:  
So gewinnest du den Preis.

Julius Sturm.

#### 50. Das Riesenspielzeug.

Burg Niedeck ist im Elsaß der Sage wohl bekannt,  
Die Höhe, wo vorzeiten die Burg der Riesen stand;  
Sie selbst ist nun verfallen, die Stätte wüst und leer,  
Du fragest nach den Riesen, du findest sie nicht mehr.

Ginst kam das Riesenfräulein aus jener Burg hervor,  
Erging sich sonder Wartung und spielend vor dem Thor  
Und stieg hinab den Abhang bis in das Tal hinein,  
Neugierig zu erkunden, wie's unten möchte sein.

Mit wen'gen raschen Schritten durchkreuzte sie den Wald,  
Erreichte gegen Haslach das Land der Menschen bald  
Und Städte dort und Dörfer und das bestellte Feld  
Erschienen ihren Augen gar eine fremde Welt.

Wie jetzt zu ihren Füßen sie spähend niederschaut,  
Bemerkt sie einen Bauer, der seinen Acker baut;  
Es kriecht das kleine Wesen einher so sonderbar,  
Es glitzert in der Sonne der Pflug, so blank und klar.

„Gi, artig Spielbling!“ ruft sie, „das nehm' ich mit nach Haus.“  
Sie kniet nieder, spreitet behend ihr Tüchlein aus

Und feget mit den Händen, was da sich alles regt,  
Zu Haufen in das Tüchlein, das sie zusammenschlägt;

Und eilt mit freud'gen Sprüngen — man weiß, wie Kinder sind —  
Zur Burg hinan und suchet den Vater auf geschwind:  
„Ei, Vater, lieber Vater, ein Spielthing wunderschön!  
So Allerliebsteß sah ich noch nie auf unsern Höhn.“



Das Riesenpielzeug. Von O. Tragy. (Verlag v. F. Hanfstaengl, München.)

Der Alte saß am Tische und trank den kühlen Wein,  
Er schaut sie an behaglich, er fragt das Töchterlein:  
„Was Zappeliges bringst du in deinem Tuch herbei?  
Du hüpfest ja vor Freuden; laß sehen, was es sei!“

Sie spreitet aus das Tüchlein und fängt behutsam an,  
Den Bauer aufzustellen, den Pflug und das Gespann.  
Wie alles auf dem Tische sie zierlich aufgebaut,  
So klatscht sie in die Hände und springt und jubelt laut.

Der Alte wird gar ernsthaft und wiegt sein Haupt und spricht:  
„Was hast du angerichtet? Das ist kein Spielzeug nicht!  
Wo du es hergenommen, da trag es wieder hin,  
Der Bauer ist kein Spielzeug, was kommt dir in den Sinn!

Sollst gleich und ohne Murren erfüllen mein Gebot;  
Denn wäre nicht der Bauer, so hättest du kein Brot;  
Es spricht der Stamm der Riesen aus Bauernmaak hervor;  
Der Bauer ist kein Spielzeug, da sei uns Gott davor!“

Burg Niedeck ist im Elsaß der Sage wohl bekannt,  
Die Höhe, wo vorzeiten die Burg der Riesen stand;  
Sie selbst ist nun verfallen, die Stätte wüßt und leer,  
Und fragst du nach den Riesen, du findest sie nicht mehr.

Ad. v. Chamisso.

### 51. Rätsel.

Wie heißt das Ding, das wen'ge schätzen?  
Doch ziert's des größten Kaisers Hand;  
Es ist gemacht, um zu verletzen;  
Am nächsten ist's dem Schwert verwandt.

Kein Blut vergießt's und macht doch tausend Wunden,  
Niemand beraubt's und macht doch reich;  
Es hat den Erdkreis überwunden,  
Es macht das Leben sanft und gleich.

Die größten Reiche hat's gegründet,  
Die ält'sten Städte hat's erbaut;  
Doch niemals hat es Krieg entzündet  
Und Heil dem Volk, das ihm vertraut!

Friedr. Schiller.

### 52. Rübzahl.

Auf der böhmisch-schlesischen Grenze erhebt sich ein waldiges Gebirge,  
das unter dem Namen des Riesengebirges bekannt ist. Nach alten, weit-  
verbreiteten Sagen sollte ein mächtiger Berggeist in demselben hausen, der  
sich selbst den „Herrn des Gebirges“ nannte, dem aber das Volk den  
Spottnamen Rübzahl gegeben hatte. Nach allem, was von ihm bekannt

ward, scheint er ein Wesen von ganz guter Natur gewesen zu sein; denn man erzählt von ihm viele Geschichten, worin er sich gegen gute Menschen oft hilfreich, gegen Arme mitleidig gezeigt hatte. Verirrten erschien er bald als Jäger, bald als Holzhauer oder als ein anderer ehrlicher Bürger und wies sie auf ihrem Wege zurecht; auch mußte man manche Beispiele, daß er Schlechte und Nichtswürdige nach Verdienst empfindlich gestraft hatte.

Jahrhundertlang sah und hörte man nichts von ihm. Man hielt dafür, daß er in solchen ruhigen Zeiten in den unterirdischen Gängen und



Das Riesengebirge mit der Schneekoppe.

Höhlen der Erde beschäftigt gewesen und seine kleinen dienenden Bergkholde zur Arbeit angestellt habe, um die im Schoße der Erde quellenden Wasser abzuleiten oder auch die Strömung des unterirdischen Feuers von seinen Schächten und Stollen abzdämmen, besonders aber auch den Dunst der dort geschmolzenen Massen nach denjenigen Stellen des Gebirges zu leiten, wo sie die Felssteine und Schieferlager durchdringen und sich als gediegenes Metall oder Erzstufen ablagern können.

Wenn er aber dann wieder einmal auf die Oberfläche seines Reiches heraufkam, so gab er seine Anwesenheit auf mannigfaltige Art durch seine

bald beglückende, bald strafende Begegnung kund. Oft aber geschah es auch, daß er einem Unwürdigen seine Gunst oder einem Rechtlichen seine Ungunst zu teil werden ließ. Man glaubte daher allgemein, daß ihn bei seinen Handlungen keine festen Grundsätze, sondern nur Laune und Willkür leiteten. Gegen manche verübte er sogar nur leichtsinnige und mutwillige Neckereien.

Er konnte selbst nicht nur alle Gestalten annehmen, sondern auch andere in beliebiger, fremder Gestalt erscheinen lassen und die Sinne der Menschen so blenden, daß sie Felsen für Paläste und Wildnisse für die kunstreichsten Gärten ansahen. Oft begab er sich, um seine Absichten zu erreichen, in die Dienste eines Menschen, dem er eine Zeitlang mit treuem Gehorsam diente, oft aber auch auf einmal seine Überlegenheit zu dessen größtem Nachtheile empfinden ließ.

Ein Glashändler wollte einmal mit einer Hufe Scheibenglas auf dem Rücken über das Gebirge reisen. Als er unterwegs von der schweren Last müde ward und ein wenig ausruhen wollte, fiel ihm ein runder Klotz ins Auge; auf den setzte er sich. Aber die Freude dauerte nicht lange; denn als er gerade in der besten Ruhe war, rollte plötzlich der Klotz unter ihm fort, so daß der Mann mit dem Glase zu Boden schlug und das ganze Glas kurz und klein in Stücke brach. Eine gute Weile stand er ratlos da, betrachtete die Scherben, bejammerte sein Glend und verwünschte den Block, der die Ursache seines Unglücks war. Sieh, da kam des nämlichen Weges ein reisender Gesell, welcher ihn fragte, ob das der rechte Weg sei nach der Glaserhütte zu Schreiberhau und was ihm fehle, weil er so gar bekümmert aussehe. „Ich habe wohl eine Ursache,“ versetzte jener und erzählte den ganzen Verlauf, wie der türkische Block ihn ins Unglück gestürzt habe und er jetzt weder Mittel noch Wege wisse, sich und die Seinigen ehrlich zu ernähren. Der andere hörte der Erzählung des Glashändlers aufmerksam zu, beklagte ihn und sagte: „Fürwahr, Ihr habt's nicht gut getroffen; aber auf Reisen muß man gefaßt sein, allerhand Mißgeschick und Widerwärtigkeit zu begegnen. Dafür lernt man manch nützliches Stücklein. Also gebt Euch zufrieden; denn wenn Ihr meinem Rate folgt, will ich Euch helfen, daß Ihr wieder zu Eurem Gelde kommt.“ Der Mann, welcher wußte, mit wem er's zu tun habe, war zu allem bereit. „Nun gut,“ versetzte Rübezahl, „sieh dort den Esel, welcher am Baume steht, nimm ihn und führet ihn in das erste Dorf zum Müller; das ist ein Liebhaber von Eseln und braucht einen, hat auch Geld genug, ihn zu bezahlen. Darum verkauft das Tier nicht unter zehn Reichthalern!“

Der Mann bedankte sich vielmals, nahm den Esel und führte ihn in das angewiesene Dorf zum Müller. Das war ein Mann, welcher sich

unter den Klugen der Klügste dünkte und schon vorher wußte, wieviel Wasser des andern Tags übers Rad laufen werde. Als dieser den Esel sah, gefiel er ihm wohl und er fragte den Eigentümer, ob nicht der Esel zum Verkaufe sei und wie teuer. Nach langem Hin- und Herreden wurden sie um den Preis von zehn Reichstalern einig, worauf der Glashändler den Esel in den Stall führte, die Zahlung richtig empfing und ohne Verzug weiter wanderte. Nach einer Weile ging der Müller in den Stall, besah den Esel, der ihn seiner Größe und Stärke halber ein vortrefflicher Kauf dünkte, ging wieder in die Mühle und sagte zu seinem Knechte: „Das ist ein prächtiger Esel, dieser Burisch ist sein Geld wert; hol' ihm ein Bündel Heu vom Boden, er wird hungrig sein.“ Der Knecht ging und holte das Heu vom Boden; doch als er's dem Esel vorlegen wollte, sprach dieser: „Ich fresse kein Heu, sondern lauter Gebratenes und Gebakenes.“ Wie das der Knecht hörte, erschrak er, sprang in die Mühle und erzählte seinem Herrn, daß dieser einen Esel gekauft habe, welcher sprechen könne. Da lief der Müller eiligst in den Stall, um das Wunder mit anzuhören. Aber diesmal kam er zu spät; denn der Esel war über alle Berge und mit ihm die zehn Reichstaler — auf Nimmerwiedersehen.

A. L. Grimm und Hermann Klette.

### 53. Aus dem schlesischen Gebirge.

„Nun werden grün die Brombeerhecken;  
 Hier schon ein Weilschen — welch ein Fest!  
 Die Amstel sucht sich dürre Stecken  
 Und auch der Buchfink baut sein Nest.  
 Der Schnee ist überall gewichen,  
 Die Koppe nur sieht weiß ins Tal;  
 Ich habe mich vom Haus geschlichen,  
 Hier ist der Ort — ich wag's einmal:  
 Rübezahl!

Hört' er's? Ich seh' ihm dreist entgegen.  
 Er ist nicht böß. Auf diesen Block  
 Will ich mein Leinwandpäckchen legen. —  
 Es ist ein richt'ges, volles Schock.  
 Und fein! Ja, dafür kann ich stehen!  
 Kein bessres wird gewebt im Tal. —  
 Er läßt sich immer noch nicht sehen.  
 Drum frischen Mutes noch einmal:  
 Rübezahl!

Kein Laut! — Ich bin ins Holz gegangen,  
Daß er uns hilft in unsrer Not.  
O, meiner Mutter blasse Wangen —  
Im ganzen Haus kein Stückchen Brot!  
Der Vater schritt zu Markt mit Fluchen —  
Fänd' er auch Käufer nur einmal!  
Ich will's mit Rübezah! versuchen. —  
Wo bleibt er nur? Zum drittenmal:  
Rübezah!

Er half so vielen schon vorzeiten —  
Großmutter hat mir's oft erzählt.  
Ja, er ist gut den armen Leuten,  
Die unverschuldet Elend quält.  
So bin ich froh denn hergelaufen  
Mit meiner richt'gen Ellenzah!  
Ich will nicht betteln, will verkaufen.  
O, daß er käme! Rübezah! —  
Rübezah!

Wenn dieses Bäckchen ihm gefiele,  
Vielleicht gar hät' er mehr sich aus.  
Das wär' mir recht. Ach, gar zu viele  
Gleich schöne liegen noch zu Haus!  
Die nähm' er alle bis zum letzten.  
Ach, fiel' auf dies doch seine Wahl!  
Da löst' ich ein selbst die verjetzten.  
Das wär' ein Jubel! Rübezah! —  
Rübezah!

Dann trat' ich froh ins kleine Zimmer  
Und rief: Vater, Geld genug!  
Dann flucht' er nicht, dann sagt' er nimmer:  
„Ich web' euch nur ein Hungertuch.“  
Dann lächelte die Mutter wieder  
Und tischt' uns auf ein reichlich Mahl;  
Dann jauchzten meine kleinen Brüder —  
O, käm', o, käm' er! Rübezah! —  
Rübezah!“

So rief der dreizehnjäh'ge Knabe;  
So stand und rief er, matt und bleich.

Umsonst! Nur dann und wann ein Rabe  
Flog durch des Gnomen altes Reich.  
So stand und paßt' er Stund' auf Stunde,  
Bis daß es dunkel ward im Thal  
Und er halbbläut mit zuckendem Munde  
Ausrief durch Tränen noch einmal:  
Rübezahl!

Dann ließ er still das buschige Fleckchen  
Und zitterte und sagte: „Hu!“  
Und schritt mit seinem Leinwandpäckchen  
Dem Jammer seiner Heimat zu.  
Oft ruht' er aus auf moos'gen Steinen,  
Matt von der Bürde, die er trug.  
Ich glaub', sein Vater webt dem Kleinen  
Zum Hunger= bald das Leichentuch. —  
Rübezahl?

Ferd. Freiligrath.

#### 54. Der Fiedelbogen des Neck.

Es war einmal ein junger Knab', der hieß Frieder und hatte weder Vater noch Mutter. Er war ein bildschönes Kind, und wenn er vor der Thür auf der Straße spielte, blieben die Leute stehen und fragten: „Wem gehört der Kleine?“ Dann antwortete die alte, mürrische Frau, die ihn mit dünnen Brühen und reichlichen Scheltworten aufzog: „Er ist ein Waisenkind und das beste wäre für ihn, wenn ihn der liebe Gott zu sich ins Himmelreich nähme.“ Frieder aber trug noch keine Sehnsucht nach dem Himmelreich; es gefiel ihm hier unten ganz gut und er wuchs auf wie die rotköpfigen Disteln hinter dem Hause seiner Pflegemutter. Spielfkameraden hatte er keine. Wenn die andern Buben des Dorfes im Bache Mühlen bauten und Rindenfähne schwimmen ließen oder sich im Heu herumbalgten, saß Frieder an der Berghalde und piffte den Vögeln ihre Weisen nach.

Bei dieser Beschäftigung traf ihn eines Tages der alte Klaus, der seines Zeichens ein Vogelsteller war. Er fand Gefallen an dem hübschen Jungen und schloß Freundschaft mit ihm.

Von der Zeit an sah man die beiden häufig vor der Hütte des Vogelstellers einträchtig nebeneinander sitzen wie zwei alte Kriegskameraden. Klaus wußte nicht nur wunderbare Waldgeschichten zu erzählen, sondern er verstand auch die Fiedel zu streichen und unterwies Frieder in dieser Kunst, nachdem er ihm eine alte, zusammengeleimte Geige zum Angebinde geschenkt hatte. Der Schüler machte auch seinem Meister alle Ehre; denn

ehe ein Monat verging, spielte er bereits mehrere Lieder. Darüber war der alte Vogelsteller tief gerührt und sprach die prophetischen Worte: „Frieder, denk' an mich! Ich sehe dich, wenn mir Gott das Leben schenkt, noch dereinst am Kirchtag als ersten Geiger.“

Als Frieder fünfzehn Jahre alt geworden war, kamen die Nachbarn zusammen und hielten Rat über ihn. Es sei Zeit, sagten sie, daß er etwas Ordentliches lerne, um sich durch die Welt zu bringen; und als sie ihn fragten, was er werden wolle, antwortete er: „Ein Spielmann.“ Da schlugen die Leute die Hände über den Köpfen zusammen und entsetzten sich. Aus der Menge aber trat ein wohlbeleibter Mann hervor, der faßte den Burtschen an der Hand und sagte mit Würde: „Ich will versuchen, ob ich aus ihm etwas Ordentliches machen kann.“ Und alle, die im Kreise herumstanden, priesen Frieder glücklich, daß er einen solchen Lehrherrn gefunden.

Dieser war aber auch nichts Geringses. Er schor den Bauern Bart und Haar, setzte ihnen Schröpfköpfe und riß ihnen die frankten Zähne aus, manchmal auch die gesunden. Er war der Bader des Ortes und die Leute nannten ihn nicht anders als „Herr Doktor“.

An demselben Tage noch wanderte Frieder in das Haus seines nunmehrigen Brotherrn und schon am Abende begann er seine Tätigkeit damit, daß er das Bier für den Meister aus der Schenke holte. Allmählich lernte er auch Seifenschaum schlagen, Schermesser abziehen und was sonst zum Handwerke gehört. Sein Meister war zufrieden mit ihm; nur das Geigenspiel, das Frieder in seiner freien Zeit mit Eifer pflegte, war ihm zuwider; denn es zählte nach des Vaders Ansicht zu den brotlosen Künsten.

Ein paar Jahre verstrichen. Da kam der Tag heran, an welchem Frieder sein Gesellenstück machen sollte. Wenn das zur Zufriedenheit des Meisters ausfiel, dann durfte er als Wanderburtsch in die weite Welt ziehen und sein Glück suchen. Das Gesellenstück bestand aber darin, daß er seinem Herrn den Bart scheren mußte, und das war kein Spaß.

Der wichtige Tag war da. Der Bader saß auf dem Stuhle, das weiße Tuch um den Hals, und lehnte den Kopf zurück. Frieder seifte ihm das Doppelkinn ein, zog das Messer auf dem Streichriemen ab und begann das Werk.

Da ertönten plötzlich vor dem Hause Saiten- und Pfeifenklänge; ein Bärenführer zog des Weges. Dem Baderjungen fuhr es in die Hand, als er die Musik hörte, und auf der Wange des Meisters saß eine blutige Schramme, die vom Ohrsläppchen bis zum Nasenflügel reichte.

O weh, du armer Frieder! Der Stuhl, darauf der Bader gesessen, fiel rücklings auf den Boden. Wütend sprang der Blutende in die Höhe, riß

die Thür auf, deutete mit dem Zeigefinger in die blaue Luft und schrie dem Lehrling zu: „Geh zum Kuckuck!“

Da packte Frieder seine Siebensachen zusammen, nahm seine Geige unter den Arm und ging zum Kuckuck. Dieser wohnte im Walde auf einer Eiche und war zufällig zu Hause, als Frieder bei ihm vorsprach. Er hörte den Bericht des Burschen geduldig bis zu Ende an, dann aber zuckte er die Flügel und sprach: „Junger Freund, wenn ich allen helfen wollte, die zu mir geschickt werden, hätte ich viel zu tun. Die Zeiten sind schwer und ich muß froh sein, daß ich meine eigenen Kinder leidlich untergebracht habe. Den ältesten Sohn habe ich bei einer Bachstelzenfamilie in Kost gegeben, den zweiten hat der Nachbar Rotschwanz ins Haus genommen, das dritte Kind, ein Mädel, ist in Pflege bei einer alten Grasmücke und für die zwei kleinsten sorgt der Zaunkönig. Ich selbst muß mich regen vom Morgen bis zum Abende, um anständig auszukommen. Seit vierzehn Tagen nähre ich mich von haarigen Bärenraupen und diese Kost ist nichts für deinen Magen. Nein, ich kann dir nicht helfen, so leid es mir tut.“

Da ließ Frieder traurig den Kopf hängen, sagte dem Kuckuck Lebewohl und hob sich von hinnen. Er war aber noch nicht weit gegangen, da rief ihm der Kuckuck nach: „Halt, Frieder! Mir kommt ein guter Gedanke; vielleicht kann ich dir doch helfen. Komm mit!“ Sprach's, reckte die Flügel und flog, den Weg zeigend, vor Frieder her.

Dieser hatte Mühe, seinem Führer zu folgen; denn das Unterholz des Waldes war dicht und Dornhecken waren auch reichlich vorhanden. Endlich wurde es licht zwischen den Bäumen und ein Wasser blinkte auf.

„Wir sind zur Stelle,“ sprach der Kuckuck und ließ sich auf einer Erle nieder. Vor dem jungen Gesellen lag ein dunkelgrüner Weiher, der durch einen schäumenden Wasserfall gespeist wurde. Schilfhalme und gelbe Schwertlilien standen am Ufer und weiße Wasserrosen mit großen Blättern schwammen auf der Fläche.

„Nun gib acht!“ sprach der kluge Vogel. „Wenn die Sonne sich neigt und den Staub des Wasserfalls in sieben Farben leuchten läßt, dann taucht der Neck aus dem Grunde des Weihers, wovon er ein kristallenes Schloß hat, und sitzt am Ufer. Dann fürchte dich nicht, sondern sprich ihn an! Das Weitere wird sich finden.“

Da bedankte sich Frieder bei dem Kuckuck und dieser flog mit raschem Flügelschlage waldeinwärts.

Als über dem Wasserfalle die sieben Regenbogenfarben leuchteten, kam der Neck wirklich aus der Tiefe. Er hatte ein rotes Köcklein an und einen weißen Kragen. Seine Haare waren grün und hingen ihm wie eine wirre Mähne auf die Schultern nieder. Er setzte sich auf einen Stein,

der sich über den Spiegel des Weihers erhob, ließ die Füße ins Wasser hängen und begann sein Haar mit den zehn Fingern zu strählen. Das war ein mühsames Werk; denn in dem Haargewirr hingen Algen, Wasserlinsen und kleine Schneckenhäuser und der Neck verzog bei dem Versuche, das Haar zu schlichten, schmerzhaft das Gesicht.

Das ist der richtige Zeitpunkt, den Wassermann anzureden, dachte Frieder. Er faßte sich ein Herz, trat aus den Erlenhecken, die ihn bisher verborgen hatten, hervor, zog den Hut und sprach:

„Guten Abend, Herr Neck!“ Bei dem Klange der Stimme plumpte der Neck wie ein geschreckter Frosch ins Wasser und tauchte unter. Bald aber streckte er wieder den Kopf hervor und sprach unfreundlich: „Was willst du?“

„Mit Verlaub, Herr Neck,“ hob Frieder an, „ich bin ein gelehrter Vader und es wäre mir eine große Ehre, wenn ich Euch das Haar strählen dürfte.“ „Ei,“ sprach der Neck erfreut und stieg aus der Flut, „du kommst mir gelegen. Was habe ich für Müh'- und Plage mit meinem Haar, seitdem mich die Lorelei, meine Ruhme, schnöde verlassen hat, die jetzt auf einem Felsen im Rhein sitzt!“ Mit diesen Worten nahm der Neck auf einem Steine Platz. Frieder zog seinen Scherbeutel hervor, band dem Wassermann ein weißes Tuch um den Hals und kämmt und salbte ihm das Haar, daß es geschmeidig wurde wie Seide; dann zog er ihm einen schnurgeraden Scheitel, der ging von der Stirn bis auf den Nacken, nahm ihm das Tuch ab und machte einen Kratzfuß, wie er es von seinem Meister gelernt hatte. Der Neck stand auf und betrachtete sich wohlgefällig im Wasserpiegel. „Was bin ich schuldig?“ fragte er dann.

Frieder hatte schon die üble Redensart „Nach Belieben“ auf den Lippen; aber es fiel ihm noch zur rechten Zeit ein, daß man den Augenblick benützen und das Eisen schmieden müsse, solange es glüht. Darum räusperte er sich und erzählte dem Neck seine Lebensgeschichte.

„Also ein Spielmann möchtest du gern werden?“ fragte der Neck, als Frieder schwieg. „Nimm einmal deine Fiedel zur Hand und laß mich etwas von deiner Kunst hören!“

Da nahm der Gesell' seine Geige, stimmte die Saiten und spielte sein bestes Stück: „Als der Großvater die Großmutter nahm,“ und wie er mit einem zierlichen Schnörkel geendigt hatte, schaute er erwartungsvoll auf den Neck.

Dieser verzog grinsend das Gesicht und sagte: „Nun höre auf mich!“ Dann griff er in das Röhricht, zog eine Geige und einen Fiedelbogen hervor, setzte sich zurecht und hob an zu spielen.

So etwas hatte der arme Frieder noch nie gehört. Erst klang's, wie wenn der Abendwind im Schilfgras spielt, dann klang's wie Tosen eines Wasserfalls und zuletzt wie sanft gleitende Flut. Die Vögel in den Zweigen verstummten, die Innnen ließen ihr Summen und die Fische hoben die Köpfe aus dem Weiher, um den süßen Tönen zu lauschen. Dem Burischen aber standen die hellen Tränen in den Augen.

„Herr Neck,“ sprach er mit aufgehobenen Händen, als der Wassermann den Bogen ruhen ließ, „Herr Neck, nehmt mich in die Lehre!“ „Das geht nicht,“ antwortete der Neck, „und ist auch gar nicht nötig. Willst du mir deinen Kamm überlassen, so sollst du ein Geiger werden, wie es keinen zweiten gibt.“

„Meinen ganzen Scherbeutel, wenn Ihr ihn wollt,“ rief Frieder und reichte ihn dem Wassermann. Dieser nahm mit einem raschen Griff den dargebotenen Beutel und war im Weiher verschwunden.

„Halt, halt!“ rief ihm der Burische nach; aber sein Rufen war vergebens. Er wartete eine Stunde, er wartete zwei — aber wer nichts von sich hören ließ, das war der Neck.

Der arme Frieder seufzte tief auf, denn es war ihm klar, daß der falsche Wassergeist ihn betrogen hatte, und mit schwerem Herzen wandte er sich, um zu gehen — wohin, das wußte er nicht. Da sah er zu seinen Füßen am Rande des Weihers den Fiedelbogen des Neck liegen. Er bückte sich nach ihm, und als er ihn in der Hand hielt, verspürte er einen Ruck, der ging von den Fingerspitzen bis in das Schulterblatt hinauf und es drängte ihn, den Bogen zu versuchen.

„Was fang' ich armer Teufel an,“ wollte er spielen; aber es war, als ob ihm eine unsichtbare Macht die Hand lenkte: den Saiten entquollen Töne, so süß und silberrein, wie sie Frieder nur einmal in seinem Leben gehört hatte, nämlich kurz zuvor, da der Neck die Fiedel strich. Die Vögel kamen herangeflattert und saßen horchend im Geäst, die Fische sprangen über die Flut und aus dem Walde traten die Hirsche und die Rehe und sahen den Spielmann mit klugen Augen an. Frieder wußte nicht, wie ihm geschah. Was ihm durch die Seele zog und was sein Herz bewegte, das fand seinen Weg in die Hand und aus der Hand in das Saitenspiel und klang in süßen Tönen aus. Aus dem Weiher aber tauchte der Neck auf und nickte beifällig mit dem Kopfe. Dann verschwand er und ließ sich nicht mehr sehen. Frieder schritt fiedelnd aus dem Walde hinaus und zog durch alle Reiche der Erde und spielte vor Königen und Kaisern.

### 55. Das wohlfeile Mittagessen.

Es ist ein altes Sprichwort: „Wer andern eine Grube gräbt, fällt selbst hinein.“ Aber der Löwenwirt in einem gewissen Städtlein war schon vorher darin. Zu diesem kam ein wohlgekleideter Gast. Kurz und trotzig verlangte er für sein Geld eine gute Fleischsuppe. Hierauf forderte er auch ein Stück Rindfleisch und ein Gemüse für sein Geld. Der Wirt fragte ganz höflich, ob ihm nicht auch ein Glas Wein beliebe. „O freilich, ja!“ erwiderte der Gast, „wenn ich etwas Gutes haben kann für mein Geld.“ Nachdem er sich alles wohl hatte schmecken lassen, zog er einen abgeschliffenen Sechser aus der Tasche und jagte: „Hier, Herr Wirt, ist mein Geld.“ Der Wirt jagte: „Was soll das heißen? Seid Ihr mir nicht einen Taler schuldig?“ Der Gast erwiderte: „Ich habe für keinen Taler Speise von Euch verlangt, sondern für mein Geld. Hier ist mein Geld. Mehr hab' ich nicht. Habt Ihr mir zu viel dafür gegeben, so ist's Eure Schuld.“

Dieser Einfall war eigentlich nicht weit her. Es gehörte nur Unverschämtheit dazu und ein unbekümmertes Gemüt, wie es am Ende ablaufen werde. Aber das Beste kommt noch. „Ihr seid ein durchtriebener Schalk,“ erwiderte der Wirt, „und hättet wohl etwas anderes verdient. Aber ich schenke Euch das Mittagessen und hier noch ein Vierundzwanzigkreuzerstück dazu; nur seid stille zur Sache und geht zu meinem Nachbar, dem Bärenwirt, und macht es ihm ebenso!“ Das sagte er, weil er mit seinem Nachbar, dem Bärenwirt, aus Brotneid im Unfrieden lebte und einer dem andern jeglichen Spott und Schimpf gern antat und erwiderte. Aber der schlaue Gast griff lächelnd mit der einen Hand nach dem angebotenen Gelde, mit der anderen vorsichtig nach der Thür, wünschte dem Wirt einen guten Abend und sagte: „Bei Eurem Nachbar, dem Herrn Bärenwirt, bin ich schon gewesen und eben der hat mich zu Euch geschickt und kein anderer.“

So waren im Grunde beide hintergangen worden und der dritte hatte den Nutzen davon. Aber der listige Kunde hätte sich noch obendrein einen schönen Dank von beiden verdient, wenn sie eine gute Lehre daraus gezogen und sich miteinander ausgesöhnt hätten. Denn Friede ernährt, aber Unfriede verzehrt.

J. P. Hebel.

### 56. Des Knaben Berglied.

Ich bin vom Berg der Hirtenknab',  
 Seh' auf die Schlösser all herab;  
 Die Sonne strahlt am ersten hier,  
 Am längsten weilet sie bei mir;  
 Ich bin der Knab' vom Berge!

Der Berg, der ist mein Eigentum,  
 Da ziehn die Stürme ringsherum;  
 Und heulen sie von Nord und Süd,  
 So überschallt sie doch mein Lied:  
 „Ich bin der Knab' vom Berge!“

Hier ist des Stromes Mutterhaus,  
 Ich trink' ihn frisch vom Stein heraus,  
 Er braust vom Fels in wildem Lauf,  
 Ich fang' ihn mit den Armen auf;  
 Ich bin der Knab' vom Berge!

Sind Blitz und Donner unter mir,  
 So steh' ich hoch im Blauen hier  
 Ich kenne sie und rufe zu:  
 „Laß meines Vaters Haus in Ruh'  
 Ich bin der Knab' vom Berge!“

Und wenn die Sturmglock' einst erschallt,  
 Manch Feuer auf den Bergen wallt,  
 Dann steig' ich nieder, tret' ins Glied  
 Und schwing' mein Schwert und sing' mein Lied:  
 „Ich bin der Knab' vom Berge!“

Ludw. Uhland.

### 57. Mutterherz.

Ich hörte trauern euch und klagen,  
 Daß kalt die Welt und liebeleer,  
 Und mitleidsvoll muß ich euch fragen:  
 Habt ihr denn keine Mutter mehr?  
 Habt ihr die Mutter schon vergessen,  
 Das treue Herz, dran ihr geruht,  
 Den Schoß, drin ihr so weich gesessen,  
 So sicher wie in Gottes Hut?

Du lebst nur in des Kindes Leben,  
 Sonnst dich in seiner Freuden Glanz,  
 Sein Leiden nur macht dich erbeben  
 Und deiner selbst vergißt du ganz:  
 Gequält, gemartert und zerstoßen,  
 Liebst du im herbsten Schmerze noch,  
 Vom Kinde frevelnd selbst gebrochen,  
 Im Brechen segnest du es doch!

Die Mutter seht mit süßen  
 Schauern,  
 Die auf dem Arm ihr Kindlein trägt:  
 So lange wird die Liebe dauern,  
 Solang ein Mutterherz noch schlägt!  
 O Mutterherz, du Born der Milde,  
 Du gottgeweihter, heil'ger Ort,  
 Haßt auch die Welt, die rauhe, wilde,  
 In dir weilt still die Liebe fort.

Drum, hält euch Gram und Leid  
 umfassen,  
 Seid eigner Schuld ihr euch bewußt,  
 So lehnt die tränenfeuchten Wangen  
 An eurer Mutter treue Brust;  
 Und ist die Mutter euch geschieden,  
 Weint ihr allein in finst'rer Nacht,  
 O glaubt, ihr Herz ließ sie hienieden,  
 Es hält bei ihrem Kinde Wacht.

Albert Traeger.

## 58. Wiege und Sarg.

Ruhestätten gibt es viele im Leben und wer kennt unter ihnen nicht die zwei wichtigsten? Die eine steht an der Eingangschwelle des Lebens, die andere an der Ausgangschwelle desselben. Verschieden, sehr verschieden, ja völlig entgegengesetzt scheinen sie in ihrem Zwecke zu sein und doch sind beide einander nahe verwandt.

Aus Brettern ist die Wiege gezimmert und so auch der Sarg. Im Walde stand einst ein Baum, von welchem die Bretter genommen wurden. Frisch und grün streckte er seine Zweige aus und schon damals ruhte der müde Wanderer unter ihm. Endlich wurde der Baum gefällt, sein Stamm zerschnitten und in friedlicher Werkstätte verarbeitet. Eine Wiege, vielleicht auch ein Sarg zugleich entstand aus seinem Holze. Wiege und Sarg — beide also wuchsen einst kräftig und voll als Waldbaum oder als Obstbaum, auf dessen Zweigen die Vögel sangen.

Beide wurden vom Frühlinge einst belaubt und vom Herbst entblättert. Beide wurden gefällt durch Art oder Sturm.

Und in beiden schläft der Mensch. In beiden gibt's Ruhe und Frieden. Wie harmlos liegt der kleine Erdenbürger in der Wiege! Keine Not sicht ihn an. Rein und ungetrübt ist der Himmel seines Lebens. Verhält sich's anders mit dem Sarge? Auch in ihm schläft der Mensch; und auch hier trifft den Menschen kein Ungemach, keine Erdennot. Zwar ein anderer Schlaf ist's als der Schlaf in der Wiege, denn jetzt ist er eisern, traumlos und kalt; aber sicher und geborgen doch hält er den Schläfer.

In beide steigen wir selbst nicht. Man legt uns hinein. Denn hilflos und schwach noch waren wir, als wir auf dem Schoße der Mutter saßen. Von ihr erlangten wir, was wir brauchten, auch die Ruhe. Die Mutter hob uns herab vom Arme und Schoße, sie legte uns liebend und sanft in die Wiege. — Starr und bleich und gebrochen an Kraft und Bewegung sind wir im Tode. Man legt uns hinein in den Sarg, denn wir selbst können uns nicht mehr betten.

Wiege und Sarg — an beiden wird geweint. Wer kennt nicht die Tränen der Freude, die im Vater- und Mutterauge glänzen, wenn es auf die Wiege des Kindes blickt? Wer kennt nicht die Tränen des Schmerzes, welche in dem Auge des Kindes glänzen, wenn es am Sarge der Eltern steht? Eltern legen ihre Kinder in die Wiege und in der Regel legen die Kinder ihre Eltern in den Sarg. Tränen gibt's hier wie da.

Wiege und Sarg — an beiden wird gehofft. Ja, Hoffnung regt sich im Herzen, süße Hoffnung leuchtet den Eltern entgegen, wenn sie an der Wiege ihrer Lieblinge stehen. Mit ihnen hoffen sie durchs Leben zu

gehen. Durch sie gedenken sie ein reines Band zu knüpfen für die Erde und Glück und Freude und Wonne zu finden. Im Tode ist dieses Band zerrissen; aber wir hoffen mit Zuversicht, es werde sich in der Höhe wieder dauerhaft knüpfen. Und diese Hoffnung ist am Sarge unser Trost, unser Anker, unser Rettungsstern.

Wiege und Sarg — an beiden wird gebetet. Fromme Wünsche, Gedanken und Gefühle steigen aus dem Herzen der Eltern zum Himmel auf, wenn sie an dem harmlosen Lager des Kindes stehen. Um Glück und Segen für den Liebling beten sie zu Gott. Auch an dem Sarge beten wir. Wir beten für den Toten. Wir beten für ihn um ein gnädiges Gericht, um Himmelsfrieden und Seligkeit. Wir beten für uns um Weisheit für das Leben und das Sterben.

Wiege und Sarg — immerdar werdet ihr Menschen bergen. Oft, ach, steht ihr nahe aneinander, oft kaum eine Spanne weit getrennt. Doch nahe oder fern, ihr beide seid Wiegen, die eine: Wiege für die Erde, die andere: Wiege für den Himmel. Würkert.

### 59. Selige Ruh'.

*Ruhe umhüllt  
Mit säuselndem Flügel  
Täler und Hügel,  
Selige Ruh'.*

*Und dem Schlummer,  
Dem lieblichen Kinde,  
Leis' und linde  
Flüstert sie zu:*

*„Weißt du ein Auge  
Wachend in Kummer,  
Lieblicher Schlummer,  
Drücke mir's zu!“*

*Fühlst du sein Nahen?  
Ahnst du die Ruh'?  
Alles deckt Schlummer,  
Schlummre auch du!*

*Franz Grillparzer.*

### 60. Der geheilte Patient.

Reiche Leute haben trotz ihrer gelben Vögel doch manchmal auch allerlei Lasten und Krankheiten auszustehen, von denen gottlob der arme Mann nichts weiß; denn es gibt Krankheiten, die nicht in der Luft stecken, sondern in den vollen Schüsseln und Gläsern und in den weichen Sesseln und seidenen Betten, wie jener reiche Amsterdamer ein Wort davon reden kann. Den ganzen Vormittag saß er im Lehnstuhl und rauchte Tabak, wenn er nicht zu träge war, oder hatte Maulaffen feil zum Fenster hinaus, aß aber zu Mittag doch wie ein Drescher und die Nachbarn sagten manchmal: „Windet's draußen oder schnauft der Nachbar so?“ — Den ganzen Nachmittag aß und trank er ebenso bald etwas Kaltes, bald etwas Warmes

ohne Hunger und ohne Appetit aus lauter Langweile bis an den Abend, so daß man bei ihm nie recht sagen konnte, wo das Mittagessen aufhörte und wo das Nachessen anfing. Nach dem Nachessen legte er sich ins Bett und war so müde, wie wenn er den ganzen Tag Steine abgeladen oder Holz gespalten hätte. Davon bekam er zuletzt einen dicken Leib, der so unbeholfen war wie ein voller Sack. Essen und Schlaf wollten ihm nimmer schmecken und er war lange Zeit, wie es manchmal geht, nicht recht gesund und nicht recht krank; wenn man aber ihn selber hörte, so hatte er dreihundertfünfundsechzig Krankheiten, nämlich alle Tage eine andere. Alle Ärzte, die in Amsterdam waren, mußten ihm raten. Er verschluckte ganze Feuereimer von Mixturen und ganze Schaufeln voll Pulver und Pillen wie Enteneier so groß und man nannte ihn zuletzt scherzweise nur die zweibeinige Apotheke. Aber alle Arzneien halfen ihm nichts; denn er befolgte nicht, was ihm die Ärzte befahlen, sondern sagte: „Wofür bin ich ein reicher Mann, wenn ich leben soll wie ein Hund, und der Doktor will mich nicht gesund machen für mein Geld?“

Endlich hörte er von einem Arzte, der hundert Stunden weit weg wohnte; der sei so geschickt, daß die Kranken gesund werden, wenn er sie nur recht anschauet, und der Tod geh' ihm aus dem Wege, wo er sich sehen lasse. Zu dem Arzte faßte der Mann ein Zutrauen und schrieb ihm seinen Umstand.

Der Arzt merkte bald, was ihm fehle, nämlich nicht Arznei, sondern Mäßigkeit und Bewegung, und sagte: „Wart', dich will ich bald kuriert haben!“ Deswegen schrieb er ihm ein Brieflein folgenden Inhalts: „Guter Freund, Ihr habt einen schlimmen Umstand; doch wird Euch zu helfen sein, wenn Ihr folgen wollt. Ihr habt ein böses Tier im Bauch, einen Lindwurm mit sieben Mäulern. Mit dem Lindwurme muß ich selber reden und ihr müßt zu mir kommen. Aber fürs erste dürft Ihr nicht fahren oder auf dem Kößlein reiten, sondern auf des Schuhmachers Kappen, sonst schüttelt Ihr den Lindwurm und er beißt Euch die Eingeweide ab, sieben Därme auf einmal ganz entzwei. Fürs andere dürft Ihr nicht mehr essen als zweimal des Tages einen Teller voll Gemüse, Mittags ein Bratwürstlein dazu und Nachts ein Ei und am Morgen ein Fleischlapplein mit Schnittlauch drauf. Was Ihr mehr esset, davon wird nur der Lindwurm größer, also daß er Euch die Leber erdrückt und der Schneider hat Euch nimmer viel anzumessen, aber der Schreiner. Dies ist mein Rat, und wenn Ihr mir nicht folgt, so hört Ihr im andern Frühjahr den Kuckuck nimmer schreien. Tut, was Ihr wollt!“

Als der Patient so mit sich reden hörte, ließ er sich sogleich am andern Morgen die Stiefel salben und machte sich auf den Weg, wie ihm

der Doktor befohlen hatte. Den ersten Tag ging es so langsam, daß wohl eine Schnecke hätte sein Borreiter sein können, und wer ihn grüßte, dem dankte er nicht, und wo ein Würmlein auf der Erde kroch, das zertrat er. Aber schon am zweiten und am dritten Morgen kam es ihm vor, als wenn die Vögel schon lange nimmer so lieblich gesungen hätten wie heute, und der Tau schien ihm so frisch und die Kornrosen im Felde so rot und alle Leute, die ihm begegneten, sahen so freundlich aus und er auch; und alle Morgen, wenn er aus der Herberge ausging, war's schöner und er ging leichter und munterer dahin; und als er am achtzehnten Tage in der Stadt, wo der Arzt wohnte, ankam und den andern Morgen aufstand, war ihm so wohl, daß er sagte: „Ich hätte zu keiner ungeschickteren Zeit gesund werden können als jetzt, da ich zum Doktor gehen soll.“

Als er zum Arzte kam, nahm ihn dieser bei der Hand und sagte ihm: „Jetzt erzählt mir denn noch einmal von Grund aus, was Euch fehlt.“ Da sagte er: „Herr Doktor, mir fehlt gottlob nichts; und wenn Ihr so gesund seid wie ich, so soll's mich freuen.“ Der Doktor sagte: „Das hat Euch ein guter Geist empfohlen, daß Ihr meinem Räte gefolgt habt. Der Lindwurm ist jetzt abgestanden. Aber Ihr habt noch Eier im Leibe; deswegen müßet Ihr wieder zu Fuß heingehen und daheim fleißig Holz sägen und nicht mehr essen, als der Hunger verlangt, damit die Eier nicht ausschlüpfen; so könnt Ihr ein alter Mann werden —“ und lächelte dazu. Aber der reiche Fremdling sagte: „Herr Doktor, Ihr seid ein feiner Rauz, ich versteh' Euch wohl.“ Und er folgte dem Räte und lebte sieben- undachtzig Jahre, vier Monate und zehn Tage so gesund wie ein Fisch im Wasser.

J. P. Hebel.

### 61. Die Boten des Todes.

Vor alten Zeiten wanderte einmal ein Riese auf der großen Landstraße; da sprang ihm plötzlich ein unbekannter Mann entgegen und rief: „Halt, keinen Schritt weiter!“ — „Was,“ sprach der Riese, „du Wicht, den ich zwischen den Fingern zerdrücken kann, du willst mir den Weg vertreten? Wer bist du, daß du so feck reden darfst?“ — „Ich bin der Tod,“ erwiderte der andere; „mir widersteht niemand und auch du mußt meinen Befehlen gehorchen.“ Der Riese aber weigerte sich und fing an, mit dem Tode zu ringen. Es war ein langer, heftiger Kampf; zuletzt behielt der Riese die Oberhand und schlug den Tod mit seiner Faust nieder, daß er neben einem Steine zusammensank. Der Riese ging seiner Wege und der Tod lag da bestiegt und war so kraftlos, daß er sich nicht wieder erheben konnte. „Was soll daraus werden,“ sprach er, „wenn ich da in der Ecke liegen bleibe? Es stirbt niemand mehr auf der Welt und sie wird so mit

Menschen angefüllt werden, daß sie nicht mehr Platz haben, nebeneinander zu stehen.“

Indem kam ein junger Mensch des Weges, frisch und gesund, sang ein Lied und warf seine Augen hin und her. Als er den Halbbohnmächtigen erblickte, ging er mitleidig heran, richtete ihn auf, schloß ihm aus seiner Flasche einen stärkenden Trank ein und wartete, bis er wieder zu Kräften kam. „Weißt du auch,“ fragte der Fremde, indem er sich aufrichtete, „wer ich bin und wem du wieder auf die Beine geholfen hast?“ — „Nein,“ antwortete der Jüngling, „ich kenne dich nicht.“ — „Ich bin der Tod,“ sprach er, „ich verschone niemanden und kann auch mit dir keine Ausnahme machen. Damit du aber siehst, daß ich dankbar bin, so verspreche ich dir, daß ich dich nicht unversehens überfallen, sondern dir erst meine Boten senden will, bevor ich komme und dich abhole.“ „Wohlan,“ sprach der Jüngling, „immer ein Gewinn, daß ich weiß, wann du kommst, und so lange wenigstens sicher vor dir bin!“ Dann zog er weiter, war lustig und guter Dinge und lebte in den Tag hinein. Allein Jugend und Gesundheit hielten nicht lange aus, bald kamen Krankheiten und Schmerzen, die ihn bei Tag plagten und ihm Nachts die Ruhe wegnahmen. „Sterben werde ich nicht,“ sprach er zu sich selbst; „denn der Tod sendet erst seine Boten, ich wollte nur, die bösen Tage der Krankheit wären vorüber.“

Sobald er sich gesund fühlte, fing er wieder an, in Freuden zu leben. Da klopfte ihm eines Tages jemand auf die Schulter; er blickte sich um und der Tod stand hinter ihm und sprach: „Folge mir; die Stunde deines Abschieds von der Welt ist gekommen!“ „Wie,“ antwortete der Mensch, „wilst du dein Wort brechen? Hast du mir nicht versprochen, daß du mir, bevor du selbst kämest, deine Boten senden wolltest? Ich habe keinen gesehen.“

„Schweig!“ erwiderte der Tod; „habe ich dir nicht einen Boten über den andern geschickt? Kam nicht das Fieber, stieß dich an, rüttelte dich und warf dich nieder? Hat der Schwindel dir nicht den Kopf betäubt? Zwickte dich nicht die Gicht in allen Gliedern? Brauste dir's nicht in den Ohren? Nagte nicht der Zahnschmerz in deinen Backen? Ward dir's nicht dunkel vor den Augen? Über das alles, hat nicht mein leiblicher Bruder, der Schlaf, dich jeden Abend an mich erinnert? Sagst du nicht in der Nacht, als wärest du schon gestorben?“

Der Mensch wußte nichts zu erwidern, ergab sich in sein Geschick und ging mit dem Tode fort.

Brüder Grimm.

## 62. Achtet eurer Gesundheit!

Um arbeiten zu können und seines Lebens froh zu werden, muß der Mensch gesund sein. Neben der Reinheit der Seele ist die Ge-

sundheit des Körpers das kostbarste Gut des Menschen; dies sich zu erhalten, ist seine Pflicht.

Damit der Mensch gesund und stark werde, muß er in seiner Jugend vernünftig erzogen werden. Hievon hängt das Wohlbefinden im ganzen übrigen Leben ab. Durch Baden und Schwimmen, durch Turnen und Arbeiten im Freien wird der feste Grund zu einer dauerhaften Gesundheit und einem langen Leben gelegt.

Die Wärme des Körpers wird durch körperliche Bewegung und hinreichenden Genuß von gesunden Nahrungsmitteln erzeugt und durch die Kleidung erhalten. Kein Kleidungsstück soll man ohne Not ununterbrochen durch 24 Stunden tragen. Man darf den Körper durch die Kleider nicht allzu warm halten oder vor der Luft stets ängstlich schützen; dadurch wird er verweichlicht und für viele Krankheiten empfänglich.

Die Reinlichkeit erhält und befestigt Gesundheit, Sittlichkeit, Ehre und Würde des Menschen; sie erheitert seinen Sinn und ermuntert ihn zur Tätigkeit. Der äußeren Reinheit Stand ist der innern Reinheit Unterpfand.

Durch die Aufnahme von Nahrungsmitteln werden Hunger und Durst gestillt, Leben und Wachstum und die Leistungsfähigkeit des Körpers und des Geistes erhalten. Den wahren Wohlgeschmack gibt den Speisen der Hunger. Den rechten Hunger und Durst bekommt man durch körperliche Bewegung und Arbeit in frischer, reiner Luft. Iß nicht zu schnell! Die Speisen müssen genügend gekaut werden. Während des Essens soll man nicht viel trinken, es würde dadurch die Verdauung beeinträchtigt. Bei der Bereitung der Speisen ist auf die größte Reinlichkeit zu achten. Nur ganz reines, klares, kühles Trinkwasser ohne Farbe und ohne Geruch ist der Gesundheit zuträglich.

Die frische, reine Luft ist dem Menschen so notwendig wie Speise und Trank. Man muß daher darauf achten, daß die Luft in den Wohn- und Schlafräumen recht oft erneuert werde. Sonnige Wohnungen sind vorzuziehen.

Die Arbeit schenkt dem Menschen blühende Gesundheit und langes Leben. Nach der Arbeit bedürfen wir der Erholung. „Das nächstbeste Gericht beim Fest des Lebens ist,“ wie Goethe sagt, „der Schlaf,“ der jene Kräfte des Körpers wiederherstellt, welche durch die Bewegung oder die Arbeit verloren gegangen sind. Für den Schlaf ist die Nacht bestimmt. Kinder sollen 10—12, Erwachsene 6—8 Stunden schlafen.

Nur in einem gesunden Körper wohnt ein gesunder Geist und nur ein gesunder Mensch kann wahrhaft glücklich sein.

D. U. Rolff.

### 63. Pfl eget die Zähne!

Die Wichtigkeit guter Zähne wird von vielen Menschen leider erst dann erkannt, wenn sich die Erkrankung derselben in der unangenehmsten Weise bemerkbar macht. Die Zähne sind nicht nur beim Sprechen, sondern auch bei der Ernährung von der größten Wichtigkeit. Gut gekaut, ist halb verdaut.

Die Zähne leiden am meisten durch die Zahnfäule, welche durch die zwischen den Zähnen und in den Vertiefungen der Backenzähne zurückbleibenden Speisereste entsteht. Anfangs zeigt sich an dem Zahne ein graues Fleckchen, das gewöhnlich nicht beachtet wird, da die auf diese Weise beginnende Erkrankung des Zahnes noch keine Schmerzen verursacht; diese stellen sich erst dann ein, wenn das Übel weiter vorgeschritten ist. Es gibt viele Menschen, die sich auch jetzt noch nicht entschließen können, den kranken Zahn durch einen Zahnarzt plombieren zu lassen.

Will man die Zähne lange gesund erhalten, so ist eine peinliche Sauberkeit unerläßlich. Diese Pflege muß schon in der frühesten Jugend beginnen. Nichts nützt den Zähnen mehr als fleißiges Bürsten; dies gilt für jedes Lebensalter. Die Zähne müssen am Morgen, ferner nach jeder Mahlzeit, besonders nach dem Mittag- und Abendessen, also auch vor dem Schlafengehen auf das sorgfältigste gereinigt werden. Wenn ein Zahnpulver verwendet wird, so muß es fein zerrieben sein. Sauer schmeckende Behelfe sind zu vermeiden, denn jede Säure schadet den Zähnen.

Wie der Genuß sehr heißer und sehr kalter Speisen und Getränke schon dem Magen äußerst nachtheilig ist, so schadet er auch den Zähnen in hohem Grade; denn durch den Temperaturwechsel wird das feste Email des Zahnes rissig, die Zahnfäule beginnt. Vermeide es ferner, mit spitzen Gegenständen, mit Nadeln, Messern und Gabeln in den Zähnen zu stochern! du könntest das Email der Zähne beschädigen und die geringste Verletzung führt allmählich zur Verderbnis des Zahnes.

Schöne, gesunde Zähne sind nicht nur eine Zierde des Menschen, sie sind auch eine Vorbedingung seines Wohlbefindens.

Franz Schütz.

### 64. Die Krone des Alters.

Wen der Schöpfer ehrt, warum sollten den nicht auch die Menschen ehren? Auf des Verständigen und Tugendhaften Haupte ist graues Haar eine schöne Krone.

Drei Greise feierten ihr Jubelfest und erzählten ihren Kindern, wie sie alt geworden.

Der eine, ein Lehrer und Priester, sprach: „Nie kümmerte mich, wenn ich zu lehren ausging, die Länge des Weges; nie schritt ich anmaßend über die Häupter der Jugend hinweg und hob die Hände nie zum Segen, ohne daß ich wirklich segnete und Gott lobte; darum bin ich so alt geworden.“

Der andere, ein Kaufmann, sagte: „Nie habe ich mich zum Schaden meines Nächsten bereichert; nie ist sein Fluch mit mir zu Bett gegangen und von meinem Vermögen gab ich gern den Armen; darum hat mir Gott die Jahre geschenkt.“

Der dritte, ein Richter des Volkes, sprach: „Nie nahm ich Geschenke; nie bestand ich starr auf meinem Sinne; im Schwersten suchte ich mich jederzeit zuerst zu überwinden; darum hat mich Gott mit meinem Alter gesegnet.“

Da traten ihre Söhne und Enkel zu ihnen heran, küßten ihre Hände und bekränzten ihre Häupter mit Blumen und die Väter segneten sie und sprachen: „Wie eure Jugend, so auch euer Alter! Eure Kinder seien euch, was ihr seid, auf unserem greisen Haare eine blühende Rosenkrone!“

Das Alter ist eine schöne Krone; man findet sie nur auf dem Wege der Mäßigkeit, der Gerechtigkeit und Weisheit.

Johann Gottfried Herder.

## 65. Tod und Schlaf.

Brüderlich umschlungen durchwandelten der Engel des Schlummers und der Todesengel die Erde. Es war Abend. Sie lagerten sich auf einem Hügel, nicht fern von den Wohnungen der Menschen. Eine wehmütige Stille waltete ringsumher; auch das Abendglöcklein im fernen Dörflein verstummte. Still und schweigend, wie es ihre Weise ist, saßen die beiden wohlthätigen Genien der Menschheit in traulicher Umarmung und schon nahete die Nacht. Da erhob sich der Engel des Schlummers von seinem bemoosten Lager und streute mit leiser Hand die unsichtbaren Schlummerkörnlein. Die Abendwinde trugen sie zu den stillen Wohnungen des müden Landmanns. Nun umfing der Schlaf die Bewohner der ländlichen Hütte, vom Greise, der am Stabe geht, bis zu dem Säugling in der Wiege. Der Kranke vergaß seiner Schmerzen, der Trauernde seines Kammers, die Armut ihrer Sorgen. Aller Augen schlossen sich. — Jetzt, nach vollendetem Geschäfte, setzte sich der wohlthätige Engel des Schlummers wieder zu seinem ernsteren Bruder. „Wenn die Morgenröte erwacht,“ rief er mit fröhlicher Unschuld, „dann preisen mich die Menschen

als ihren Freund und Wohltäter! O es ist süß, ungesehen und heimlich wohlzutun! Wie glücklich sind wir unsichtbaren Boten des guten Geistes! Wie schön ist unser stiller Beruf!“ So sprach der freundliche Engel des Schlummers. — Ihn sah der Todesengel mit stiller Wehmut an und eine Träne, wie die Unsterblichen sie weinen, trat in sein großes, dunkles Auge. „Ach,“ sprach er, „daß ich nicht wie du des fröhlichen Dankes mich freuen kann! Mich nennt die Erde ihren Feind und Freudenstörer!“ „O mein Bruder,“ erwiderte der Engel des Schlafes, „wird nicht auch beim Erwachen der Gute in dir seinen Freund und Wohltäter erkennen und dankbar dich segnen? Sind wir nicht Brüder und Boten eines Vaters?“ So sprach er. Da glänzte das Auge des Todesengels und zärtlicher umfingen sich die brüderlichen Genien.

Friedr. Adolf Krummacher.

### 66. Aus Wolfgang Goethes Jugendjahren.

Gewöhnlich hielten wir uns in allen unsern Freistunden zur Großmutter, in deren geräumigen Wohnzimmern wir hinlänglich Platz zu unsern Spielen fanden. Sie wußte uns mit allerlei Kleinigkeiten zu beschäftigen und mit allerlei guten Bissen zu erquicken. An einem Weihnachtsabende jedoch setzte sie allen ihren Wohlthaten die Krone auf, indem sie uns ein Puppenspiel schenkte und so in dem alten Hause eine neue Welt erschuf. Dieses unerwartete Schauspiel zog die jungen Gemüther mit Gewalt an sich; besonders auf mich machte es einen sehr tiefen Eindruck, der in eine große, langdauernde Wirkung nachklang.

Die kleine Bühne mit ihren stummen Personen, die man uns anfangs nur gezeigt hatte, nachher aber zu eigener Übung und dramatischer Belebung übergab, mußte uns Kindern um so wertvoller sein, als es das letzte Vermächtnis unserer guten Großmutter war, die bald darauf durch zunehmende Krankheit unsern Augen erst entzogen und dann für immer durch den Tod entrisfen wurde.

Es ist ein frommer Wunsch aller Väter, das, was ihnen selbst abgegangen, an den Söhnen erfüllt zu sehen, so ungefähr, als wenn man zum zweitenmal lebte und die Erfahrungen des ersten Lebenslaufes nun erst recht nützen wollte. Im Gefühle seiner Kenntnisse und in Gewißheit einer treuen Ausdauer nahm sich der Vater vor, seine Kinder selbst zu unterrichten und nur einzelne Stunden durch eigentliche Lehrer zu besetzen.

Meinem Vater war sein eigener Lebenswandel bis dahin ziemlich nach Wunsch gegangen; ich sollte denselben Weg gehen, aber bequemer und weiter. Er schätzte meine angeborenen Gaben; er hatte alles nur durch

unjäglichen Fleiß und Wiederholung erworben. Er versicherte mir oft, früher und später, im Ernst und Scherz, daß er sich mit meinen Anlagen ganz anders würde benommen und nicht so lieberlich damit würde gewirtschaftet haben.

Durch schnelles Ergreifen, Verarbeiten und Festhalten entwuchs ich sehr bald dem Unterrichte, den mir mein Vater und die übrigen Lehrer geben konnten. Die Grammatik mißfiel mir, weil ich sie nur als ein willkürliches Gesetz ansah; die Regeln schienen mir lächerlich, weil sie durch so viele Ausnahmen aufgehoben wurden, die ich alle wieder besonders lernen sollte. Und wäre nicht der gereimte „Angehende Lateiner“ gewesen, so hätte es schlimm mit mir ausgesehen; doch diesen trommelte und sang ich mir gern vor. So hatten wir auch eine Geographie in solchen Gedächtnisversen, die abgeschmacktesten Reime sollten uns das zu Behaltende einprägen.

Die Sprachformen und Sprachwendungen faßte ich leicht; so auch entwickelte ich mir schnell, was in dem Begriffe einer Sache lag. In rhetorischen Dingen und Stilübungen tat es mir niemand zuvor, obschon ich wegen mancher Sprachfehler oft hintanstehen mußte. Solche Aufsätze waren es jedoch, die meinem Vater besondere Freude bereiteten und deren wegen er mich mit manchem bedeutenden Geschenke belohnte.

Mein Vater lehrte die Schwester in demselben Zimmer Italienisch, wo ich den „Angehenden Lateiner“ auswendig lernen mußte. Indem ich nun mit meinem Pensum bald fertig war und doch still sitzen sollte, horchte ich über das Buch weg und faßte das Italienische, das mir als eine lustige Abweichung des Lateinischen auffiel, sehr behende.

J. W. Goethe.

### 67. Erbkönig.

Wer reitet so spät durch Nacht und Wind?  
Es ist der Vater mit seinem Kind;  
Er hat den Knaben wohl in dem Arm,  
Er faßt ihn sicher, er hält ihn warm.

„Mein Sohn, was birgst du so bang dein Gesicht?“ —  
„Siehst, Vater, du den Erbkönig nicht?  
Den Erbkönig mit Kron' und Schweif?“ —  
„Mein Sohn, es ist ein Nebelstreif.“ —

„Du liebes Kind, komm, geh mit mir!  
Gar schöne Spiele spiel' ich mit dir;  
Manch bunte Blumen sind an dem Strand,  
Meine Mutter hat manch gülden Gewand.“ —

„Mein Vater, mein Vater, und hörst du nicht,  
Was Erlenkönig mir leise verspricht?“ —

„Sei ruhig, bleibe ruhig, mein Kind;  
In dürren Blättern säufest der Wind.“

„Willst, feiner Knabe, du mit mir gehn?  
Meine Töchter sollen dich warten schön;  
Meine Töchter führen den nächtlichen Reihn  
Und wiegen und tanzen und singen dich ein.“ —

„Mein Vater, mein Vater, und siehst du nicht dort  
Erlkönigs Töchter am düstern Ort?“ —

„Mein Sohn, mein Sohn, ich seh' es genau:  
Es scheinen die alten Weiden so grau.“

„Ich liebe dich, mich reizt deine schöne Gestalt;  
Und bist du nicht willig, so brauch' ich Gewalt.“ —

„Mein Vater, mein Vater, jetzt faßt er mich an!  
Erlkönig hat mir ein Leids getan!“

Dem Vater grauset's, er reitet geschwind,  
Er hält in den Armen das ächzende Kind,  
Erreicht den Hof mit Mühe und Not;  
In seinen Armen das Kind war tot.

J. W. Goethe.

### 68. Aus Schillers Jugendjahren.

Schon im vierten und fünften Jahre war Schiller auf alles aufmerksam, was der Vater im Familienkreise vorlas, und war dabei unerschöpflich im Fragen, bis er den Inhalt erfaßt. Am liebsten hörte er zu, wenn der Vater Stellen aus der Bibel vorlas. Es war ein rührender Anblick, den Ausdruck der Andacht auf dem lieblichen Kindesgesichte zu sehen. Die frommen, blauen Augen, die er gegen den Himmel richtete, das lichtgelbe Haar, das die helle Stirn umwallte, und die kleinen mit Inbrunst gefalteten Hände gaben ihm das Aussehen eines Engels.

Schillers erster Lehrer war der Prediger Moser in Lorch, der einen solchen Eindruck auf ihn machte, daß der Knabe um diese Zeit eine große Lust für den Beruf seines Lehrers zeigte. Oft stieg der kleine Friedrich auf einen Stuhl und fing an zu predigen. Mutter und Schwester mußten ihm eine schwarze Schürze umbinden und ein Käppchen aufsetzen. Dabei sah er sehr ernsthaft aus. Wer zugegen war, mußte ihm zuhören, und wenn jemand lachte, wurde er unwillig, lief fort und ließ sich so bald nicht wieder sehen.

Fleißig besuchte der Knabe die Umgebung von Vorch und diese machte auf sein jugendliches Gemüt einen so tiefen Eindruck, daß er zeitlebens mit großer Anhänglichkeit von seinem Jugendaufenthalte sprach. Wie ein Saum umgab den Flecken ein üppiges Wiesental und würzige Tannenwälder bedeckten die Hügel, die das Tal einschlossen. Von einem derselben schaute trüb und ernst ein Klostergebäude herab, vor welchem eine uralte Linde ihre riesigen Äste ausbreitete. In diesem Kloster ruhten Angehörige aus dem mächtigen Stamme der Hohenstaufen. In einiger Entfernung erschaute das Auge den Hohenstaufen selbst, auf welchem einst das Stammschloß dieses berühmten Geschlechtes stand. Arm in Arm mit seiner älteren Schwester Christophine, die mit grenzenloser Liebe an ihrem Bruder hing, durchwandelte der Knabe die Umgebungen seines Wohnortes. Berg und Tal, Wald und Wiese, alles ergözte ihn; und wie lauschte er erst, wenn die Bewohner Sagen und Märchen erzählten, die sich bei den Schwaben in reicher Fülle vom Vater auf den Sohn forterben!

Seine Wißbegier fand auch im elterlichen Hause reiche Nahrung. Der Vater schilderte die Ereignisse seines Kriegslebens, beschrieb die Länder, die er gesehen, und erzählte aus den Zeiten der Hohenstaufen, an welche fast jeder Platz der Umgebung erinnerte. Man erzählte sich auch zwei Vorfälle, die von des Knaben Wißbegierde zeugen, aber ihm beidemal fast das Leben gekostet hätten. Bei einem Besuche in Hohenheim, südlich von Stuttgart, wurde eines Tages der kleine Friedrich sehr lange gesucht. Er war in dem Hause, in welchem der Vater abgestiegen war und das zu dem fürstlichen Schlosse gehörte, aus einem Fenster gestiegen und hatte eine Entdeckungsreise über die Dächer unternommen. Eben war er im Begriffe, den Löwentopf, in welchen eine der Dachrinnen auslief, näher zu besichtigen, als der erschrockene Vater ihn entdeckte und ihm laut zurief. Der Knabe soll nun so lange regungslos auf dem Dache sitzen geblieben sein, bis ihm der Vater versprach, ihn dieser kühnen Unternehmung wegen nicht züchtigen zu wollen.

Ein andermal fehlte der Kleine zur Zeit des Abendessens, als eben ein Gewitter am Himmel stand und die Blitze schon die Luft durchkreuzten. Im ganzen Hause wurde er vergebens gesucht und mit jedem Donnerchlage vermehrte sich die Angst der Eltern. Endlich fand man ihn nicht weit vom väterlichen Hause im Wipfel der höchsten Linde, die er unter dem Krachen des ganz nahen Donners jetzt erst verlassen konnte.

„Um Gottes willen, wo bist du gewesen?“ rief ihm der gängstigte Vater entgegen.

„Ich mußte doch sehen, woher das viele Feuer vom Himmel kam,“ antwortete der mutige Knabe. X *Antworte*

Nach G. Schwab.

69. Der Graf von Habsburg.

Zu Aachen in seiner Kaiserpracht,  
Im altertümlichen Saale  
Saß König Rudolfs heilige Macht  
Beim festlichen Krönungsmahle.  
Die Speisen trug der Pfalzgraf des Rheins,  
Es schenkte der Böhme des perlenden Weins  
Und alle die Wähler, die sieben,  
Wie der Sterne Chor um die Sonne sich stellt,  
Umstanden geschäftig den Herrscher der Welt,  
Die Würde des Amtes zu üben.

Und rings erfüllte den hohen Balkon  
Das Volk in freud'gem Gedränge,  
Laut mischte sich in der Posaunen Ton  
Das jauchzende Rufen der Menge;  
Denn geendigt nach langem, verderblichem Streit  
War die kaiserlose, die schreckliche Zeit  
Und ein Richter war wieder auf Erden.  
Nicht blind mehr waltet der eiserne Speer,  
Nicht fürchtet der Schwache, der friedliche mehr,  
Des Mächtigen Beute zu werden.

Und der Kaiser ergreift den goldnen Pokal  
Und spricht mit zufriedenen Blicken:  
„Wohl glänzet das Fest, wohl pranget das Mahl,  
Mein königlich Herz zu entzücken;  
Doch den Sänger vermiss' ich, den Bringer der Lust,  
Der mit süßem Klang mir bewege die Brust  
Und mit göttlich erhabenen Lehren.  
So hab' ich's gehalten von Jugend an,  
Und was ich als Ritter gepflegt und getan,  
Nicht will ich's als Kaiser entbehren.“

Und sieh, in der Fürsten umgebenden Kreis  
Trat der Sänger im langen Talare;  
Ihm glänzte die Locke silberweiß,  
Gebleicht von der Fülle der Jahre.  
„Süßer Wohlhlaut schläft in der Saiten Gold,  
Der Sänger singt von der Minne Sold

Er preiset das Höchste, das Beste,  
Was das Herz sich wünscht, was der Sinn begehrt;  
Doch sage, was ist des Kaisers wert  
An seinem herrlichsten Feste?"

"Nicht gebieten werd' ich dem Sänger," spricht  
Der Herrscher mit lächelndem Munde,  
„Er steht in des größeren Herren Pflicht,  
Er gehorcht der gebietenden Stunde.  
Wie in den Lüften der Sturmwind saust,  
Man weiß nicht, von wannen er kommt und braust,  
Wie der Quell aus verborgenen Tiefen:  
So des Sängers Lied aus dem Innern schallt  
Und wecket der dunkeln Gefühle Gewalt,  
Die im Herzen wunderbar schliefen.“

Und der Sänger rasch in die Saiten fällt  
Und beginnt, sie mächtig zu schlagen:  
„Aufs Weidwerk hinaus ritt ein edler Held,  
Den flüchtigen Gamsbock zu jagen.  
Ihm folgte der Knapp' mit dem Jägergeschloß,  
Und als er auf seinem stattlichen Roß  
In eine Au kommt geritten,  
Ein Glöcklein hört er erklingen fern;  
Ein Priester war's mit dem Leib des Herrn,  
Vorankam der Mesner geschritten.

Und der Graf zur Erde sich neiget hin,  
Das Haupt mit Demut entblößet,  
Zu verehren mit gläubigem Christensinn,  
Was alle Menschen erlöset.  
Ein Bächlein aber rauschte durchs Feld,  
Von des Gießbachs reißenden Fluten geschwellt.  
Das hemmte der Wanderer Tritte;  
Und beiseit' legt jener das Sakrament,  
Von den Füßen zieht er die Schuhe behend,  
Damit er das Bächlein durchschritte.

„Was schaffst du?“ redet der Graf ihn an,  
Der ihn verwundert betrachtet. —  
„Herr, ich walle zu einem sterbenden Mann,  
Der nach der Himmelskost schmachtet;

Und da ich mich nahe des Baches Steg,  
Da hat ihn der strömende Gießbach hinweg  
Im Strudel der Wellen gerissen.  
Drum daß dem Lechzenden werde sein Heil,  
So will ich das Wasserlein jetzt in Eil  
Durchwaten mit nackenden Füßen.“

Da setzt ihn der Graf auf sein ritterlich Pferd  
Und reicht ihm die prächtigen Zäume,  
Daß er labe den Kranken, der sein begehrt,  
Und die heilige Pflicht nicht versäume.  
Und er selber auf seines Knappen Tier  
Vergnüget noch weiter des Jagens Begier;  
Der andre die Reise vollführet.  
Und am nächsten Morgen mit dankendem Blick  
Da bringt er dem Grafen sein Roß zurück,  
Bescheiden am Zügel geführt.

„Nicht wolle das Gott,“ rief mit Demutssinn  
Der Graf, „daß zum Streiten und Jagen  
Das Roß ich beschritte fürderhin,  
Das meinen Schöpfer getragen!  
Und magst du's nicht haben zu eignem Gewinnst,  
So bleib' es gewidmet dem göttlichen Dienst!  
Denn ich hab' es dem ja gegeben,  
Von dem ich Ehre und irdisches Gut  
Zu Lehen trage und Leib und Blut  
Und Seele und Atem und Leben.“

„So mög' auch Gott, der allmächtige Hort,  
Der das flehen der Schwachen erhöret,  
Zu Ehren Euch bringen hier und dort,  
So wie Ihr jetzt ihn geehret!  
Ihr seid ein mächtiger Graf, bekannt  
Durch ritterlich Walten im Schweizerland;  
Euch blühen sechs liebliche Töchter.  
So mögen sie,“ rief er begeistert aus,  
„Sechs Kronen Euch bringen in Euer Haus  
Und glänzen die spätesten Geschlechter!“

Und mit sinnendem Haupt saß der Kaiser da,  
Als dächt' er vergangener Zeiten

Jetzt, da er dem Sänger ins Auge sah,  
Da ergreift ihn der Worte Bedeuten.  
Die Züge des Priesters erkennt er schnell  
Und verbirgt der Tränen stürzenden Quell  
In des Mantels purpurnen Falten.  
Und alles blickte den Kaiser an  
Und erkannte den Grafen, der das getan,  
Und verehrte das göttliche Walten.

Friedrich Schiller.

### 70. Der Segen guter Hauswirtschaft.

Jede Haushaltung hat den Zweck, das Leben so behaglich einzurichten, daß sich die ganze Familie zufrieden und glücklich fühle und an einem solchen häuslichen Leben ihre Freude habe. Doppelt schwer ist diese Aufgabe zu erfüllen, wenn der Verdienst des Mannes gering ist. Während der Frau des wohlhabenden Mannes ausreichende Mittel und fremde Hilfe zur Verfügung stehen, ist die Frau des unbemittelten Mannes ganz auf sich selbst angewiesen, sie möchte also noch tüchtiger sein als jene des Bessergestellten.

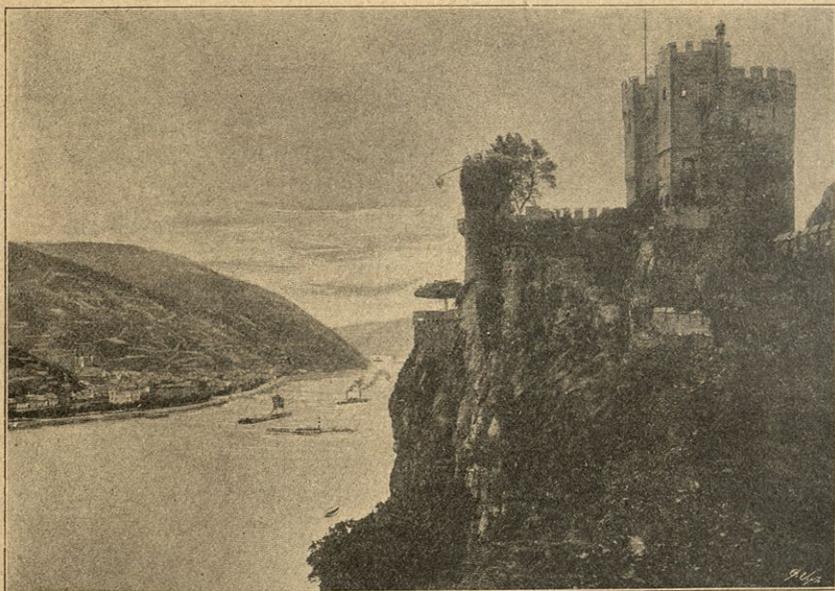
Glücklich ist jedoch selbst die ärmste Familie zu schätzen, wenn ihr eine ausgezeichnete Hausfrau vorsteht. Der Mann kann dann mit frohem Mute am Morgen an die Arbeit gehen. Er weiß, daß seine sparsame Gattin mit dem sauer erworbenen Lohne gewissenhaft wirtschaftet und in seiner Abwesenheit das Hauswesen und die Kinder gut besorgt. Er weiß, daß er mittags und abends eine, wenn auch einfache, so doch kräftige, wohlzubereitete Mahlzeit zur rechten Zeit und aus sauberen Gefäßen, in trauter Gemeinschaft mit Weib und Kind, genießen kann. Er weiß, daß er in seiner freien Zeit ein reinliches, behagliches Heim vorfindet, in dem er sich gemütlich erholen kann. Das Bewußtsein, in allen Lagen des Lebens eine treue, wirkliche Gehilfin an seiner Seite zu haben, erleichtert ihm die schwerste Arbeit. Er gibt sich dann doppelte und dreifache Mühe, um sich dieses schöne Familienleben auch für die Zukunft zu sichern und seine Kinder zu braven und tüchtigen Menschen heranzubilden. Rasstloser Fleiß, größte Anspruchslosigkeit, wahre, tiefe Gottesfurcht und ein schöner häuslicher Friede walten in einer solchen Familie. Ein festes Band gegenseitiger Liebe umschlingt alle. Hier, wenn auch in armer Hütte, wohnt das wahre Glück! Und dieses von jedem Menschen im tiefsten Innern heiß ersehnte häusliche Glück gründet sich in erster Linie auf das stille, unermüdliche Sorgen und Walten der tüchtigen Hausfrau! Daß solche glückliche Zustände möglich sind, beweisen zahlreiche Familien in Stadt und Land, in welchen bei geringem Einkommen geordnete Vermögensverhältnisse, ein liebevolles Verhältnis

zwischen Eltern und Kindern, der Geist der Ordnung, Pflichttreue, Keuschheit und guten Sitte gefunden wird, welcher der betreffenden Hausfrau das größte Lob spendet.

Wolff Mang.

### 71. Der Rheinstrom.

Der Deutsche mag wohl auf seinen Rheinstrom stolz sein. Nicht auf seine Größe! Viele andere Ströme, selbst europäische, übertreffen ihn an Länge, Breite, Wasserfülle, an kolossaler Ausdehnung ihres Gebietes; nicht einem aber ist ein so edles Ebenmaß beschieden, eine so vollständige Entwicklung; nicht einer sieht an seinen Ufern auf gleiche Weise Kunst und Natur, geschichtliche Erinnerung und lebendige Gegenwart vereint. In dem



Der Rheinstrom.

erhabensten und herrlichsten mittleren Gebiete des mächtigen Alpengürtels hängen an himmelhohen Felsgipfeln mehr als dreihundert Gletscher, welche dem Rheine ihre tobenden Gewässer zusenden. Wo sie aus dem Gebirge hervortreten, da beruhigen und läutern sich diese ungestümen Alpenföhne in etwa fünfzehn großen und schönen Seen — unergründlichen smaragdnen Becken — hier von unerklimmbaren Felsen eingeengt, dort von Rebenhügeln und grünen Matten umkränzt; einer fast wie das Meer unabsehbar! Kristallhelle Fluten entströmen diesen Seen in raschem, ruhigem Laufe. Bald in einem Bette vermischt, wogen sie mächtig und friedlich dahin durch lachende

Fluren, an stattlichen Schlössern, hohen Domen, kunstreichen, belebten Städten vorbei, denen sie reiche Lasten zuführen. Hohe Waldgebirge winken aus blauer Ferne und spiegeln sich dann in dem herrlichen Strome, bis er die weite, schrankenlose Ebene betritt und nun dem Schoße des Meeres zueilt, ihm mächtige Wasserpenden zu bringen und sich dafür in seinem Gebiete ein neues Land zu erbauen.

An den Wiegen des Rheins erklingen die Gefänge armer, aber freier und froher Hirten; an seinen Mündungen zimmert ein ebenso freies, dabei reiches, kunstsinziges, gewerblleißiges, unternehmendes Volk seine schwimmenden Häuser, welche nach den fernsten Ländern und Meeren eilen. Wo ist der Strom, der eine Schweiz an seinen Quellen, ein Holland an seinen Mündungen hat, den seine Bahn durch fruchtbare, freie, gebildete Landschaften führt? Haben andere weit größere Wasserfülle und Breite, so hat der Rhein klare, immer volle, sich fast gleichbleibende Fluten, so ist seine Breite gerade die rechte, hinreichend für Floß und Schiff, für allen Verkehr der Völker und doch nicht so groß, daß sie die beiden Ufer voneinander schiebe, daß nicht der erkennende Blick, der laute Ruf ungehindert hinüberreiche. Mächtig und ehrfurchtgebietend erscheint er als ein bewegter Wasserspiegel, in den heitersten Rahmen gefaßt, nicht als eine wässerige Ode mit nebligen Ufern.

Der Rheinstrom ist recht eigentlich der Strom des mittleren Europas. An seinen alpinischen Quellen begegnen sich Burgund, Italien, das südliche Deutschland. Seine ozeanische Niederung schiebt sich zwischen den Norden Frankreichs und die Ebenen des alten Sachsenlandes ein und führt zu den britischen Inseln hinüber. Aus der schönen Strömeebene des mittleren Rheins, einem bergummauerten Zentralgebiete, führen natürliche Wasserstraßen durch lange, enge Felsentore zu reichen, herrlichen Landschaften, tief in das innerste Deutschland und Frankreich hinein. Die Mosel auf der linken, der Main auf der rechten Seite verbinden Franken und Lothringen. Der Rheinstrom selber aber und seine Ufer sind die große Handels- und Reisestraße zwischen Süden und Norden, zwischen Holland und der Schweiz, England und Italien, die eine immer größere Bedeutung erhält, je inniger und lebendiger die Berührungen aller Art zwischen den verschiedenen Gliedern des europäischen Staatensystems werden.

G. B. Mendelssohn.

## 72. Die Kinder der Armut.

Es wohnt' ein armer Mann in einer niedern Hütte,  
Der dachte schweigend Nachts auf seiner harten Schütte:

„Ich sehe Müß' und Fleiß mit Reichtum nie belohnt,  
Weil unsichtbar bei mir im Haus die Armut wohnt.

Ich wollte, daß einmal sie zu Gesicht mir käme,  
So hät' ich sie, daß sie wo anders Wohnung nähme."

Da füllte sich der Raum mit einem mäß'gen Schimmer  
Und in bescheidenem Schmuck ein Weib trat in das Zimmer.

Ein rüstig Mädchen ging ihr an der einen Hand,  
Indes ein holdes Kind sich schmiegt' an ihr Gewand.

Sie sprach zum Staunenden: „Ich bin, die du verfluchest,  
Die Armut, die du aus dem Haus zu bannen suchest.

Das rüst'ge Mädchen hier ist Arbeit, mein Geleit;  
Und dieses liebe Kind ist die Zufriedenheit.

Das Mädchen schafft, was ich bedarf, es ist nicht viel;  
Und dieses liebe Kind ist meines Alters Spiel.

Leb' wohl! Wir wollen nun bei dir nicht länger säumen;  
Weit werde dir dein Haus, das enge, wenn wir's räumen!"

Da ruft der Mann: „Halt an, geh nicht, mein lieber Gast!  
Ich dachte nicht, daß du solch ein Gefolge hast.

Der Armut will ich gern den Platz im Hause schenken,  
Um der Zufriedenheit bei Arbeit zu gedenken."

Friedr. Rückert.

### 73. Der Winter.

Sie sind verschwunden, die reizenden Tage, und hinterlassen uns außer dem süßen Andenken, sie genossen zu haben, nichts als Bilder der Vergänglichkeit. Wie hat sich die ganze Gestalt der Natur verändert und wie traurig blickt die Sonne aus trüben Wolken über Gärten hin, wo keine Blume mehr blüht, über Felder, wo keine Spur der Ernte mehr ist, und über Hügel, wo der dürre Rest des Grases verblieben ist! In der Luft ist das Konzert der Vögel verstummt und ihre Stille wird etwa nur von dem Gekrächze der Krähen oder von dem Geschrei der Zugvögel unterbrochen, die wärmeren Gegenden entgegenfliegen. Die Wälder erheben überall ihre falben Häupter und stürmische Nordwinde entkleiden sie wieder von den Decken, die ihnen der Frühling gab, treiben die abgerissenen Blätter weit von den Ästen weg, deren Schmuck sie waren. Die Berge umher stehen öde, von keinen Herden mehr besucht und von keinem Geblöke mehr belebt; auf ihren sonnigen Abhängen trauert der beraubte Weinstock und kein Jauchzen der Winzer läßt sich mehr hören. Die Beete der Gärten liegen zerstört; die Bäume haben ihre

Früchte abgeliefert und die Weichlinge unter den Geschlechtern der Blumen verschließen sich wieder in gewärmte Gewächshäuser. Wie traurig liegt die weite Landschaft vor mir, worin jede helle Farbe verblichen und der Hauptschmuck des Feldes, das Grün, in ein mattes Gelb übergegangen ist und überall die Spuren der Vergänglichkeit erscheinen! Ein dicker Nebel ist der Gefährte des Morgens und langsam steigt der Tag durch die Frühstunden wie auf Stufen zur Heiterkeit empor, wenn ihm noch eine Heiterkeit vergönnt ist.

Allmählich beeeisen sich die Ufer; jede Nacht erweitert das Gebiet des Frostes; der Strom wird langsamer und das Rauschen dumpfer; die schwimmenden Eisklumpen stoßen aneinander, verbinden sich und überdecken das Wasser von einem Strande zu dem andern wie mit einem kristallinen Panzer, unter welchem der Fluß unbemerkt dahinschleicht oder unwillig in leisen Klagen murmelt. Und was für schöne Schauspiele gibt der Frost dem Auge! Der See gleicht einem glatten, bläulichen Spiegel, auf welchem das Morgenlicht blitzt, ohne ihn zu durchwärmen. Eine sanfte Brechung der Strahlen und ein ergötzendes Spiel der Farben erscheint auf der hellen Fläche. Bald malt die Sonne auf dem Eise ihr Bild als eine glänzende Scheibe; bald läßt sie den ganzen kristallinen See in einem roten Feuer brennen, daß das Auge kaum die Blendung ertragen kann. An jener Seite schwärmt die Jugend des Dorfes auf dem Eise umher; ein Haufe schwebt auf tönenden Schlittschuhen im geschickten Gleichgewichte so schnell wie der Flug eines Pfeiles umher, macht hier eine hurtige Wendung und fliegt dort wieder in einer langen Strecke fort, daß die Blicke ihm kaum mehr in der Ferne folgen können; ein anderer jagt im rauschenden Schlitten herum und Fröhlichkeit und Scherz herrschen unter den kleinen zerstreuten Scharen. Fast jeder Morgen zeigt uns neue Werke des Frostes von mannigfaltigen Gestalten und Farben, die er in der stillen Nacht verfertigte. Das Dach ist mit silbernen Eiszapfen umhangen; der Wasserfall scheint nur zu rauschen und Tropfen starren an Tropfen, indem sie fortfließen wollen; und vom Felsen herabfließende Regenströme haben ihren Lauf vergessen und bilden an den Wänden, an welchen sie sich ergossen, lange, weiße Säulen, die dem Auge entgegenschimmern. Dann tönt die Erde unter dem Schritte des Reisenden und jeder Schall bricht heller durch die kalte Luft. Vergebens senken sich die Strahlen des Mittags auf die versteinerte Erde herab, kaum fühlt sie die schwache Berührung des erwärmenden Lichtes, und wenn auch des Tales Härte auf einige Stunden erweicht wird und dessen Eis

zu schmelzen scheint, so wiederholt doch bald der Frost sein kaltes Blasen und zwingt das, was die milde Sonne aufgelöst hatte, wieder unter seine rauhe Herrschaft.

Chr. Hirschfeld.

#### 74. Sprüche.

Der Welt mehr geben, als sie uns gibt,  
Die Welt mehr lieben, als sie uns liebt,  
Nie um den Beifall der Menge werben,  
Macht ruhig leben und selig sterben.

Klagt nicht, daß euch so schnell die Jugend flieht,  
Mit jedem Jahr der Freuden wen'ger werden:  
Wer weise lebt, merkt wenig Unterschied,  
Erst mit den Jahren wird man klug auf Erden.

Wenig große Lieder bleiben,  
Mag ihr Ruhm auch stolzer sein,  
Doch die kleinen Sprüche schreiben  
Sich ins Herz des Volkes ein;

Schlagen Wurzel, treiben Blüte,  
Tragen Frucht und wirken fort:  
Wunder wirkt oft im Gemüte  
Ein geweihtes Dichtervort.

Friedrich von Bodenstedt

#### 75. Das brave Mütterchen.

Es war im Winter und das Eis stand. Da beschlossen die Husumer, ein großes Fest zu feiern. Sie schlugen Zelte auf und alt und jung, die ganze Stadt versammelte sich draußen. Die einen liefen Schlittschuh, die andern fuhren in Schlitten und in den Zelten erscholl Musik und Tänzer und Tänzerinnen schwenkten sich herum und die Alten saßen an den Tischen und tranken eins. So verging der Tag und der helle Mond stieg am Himmel auf; aber der Jubel schien nun erst recht anzufangen.

Nur ein altes Mütterchen war von allen Leuten allein in der Stadt geblieben. Sie war krank und gebrechlich und konnte ihre Füße nicht mehr gebrauchen; aber da ihr Häuschen auf dem Deiche stand, konnte sie von ihrem Bette aus aufs Eis hinaussehen und die Freude betrachten. Wie es nun gegen den Abend kam, da gewahrte sie, indem sie so auf die See hinausjah, im Westen ein weißes Wölkchen, das eben an der Kimmung aufstieg. Gleich befiel sie eine unendliche Angst; sie war in früheren Tagen mit ihrem Manne zur See gewesen und verstand sich wohl auf Wind und Wetter. Sie rechnete nach: „In einer kleinen Stunde wird die Flut da sein, dann bricht ein Sturm los und alle sind verloren.“ Da rief und jammerte sie, so laut sie konnte; aber niemand war in ihrem Hause und die Nachbarn waren alle auf dem Eise; niemand hörte sie. Immer größer ward unterdes die Wolke und allmählich immer schwärzer. Noch einige

Minuten und die Flut mußte da sein, der Sturm losbrechen. Da rafft sie all ihr bißchen Kraft zusammen und kriecht auf Händen und Füßen aus dem Bette zum Ofen. Glücklicherweise findet sie noch einen Brand, schleudert ihn in das Stroh ihres Bettes und eilt, so schnell sie kann, hinaus, sich in Sicherheit zu bringen. Das Häuschen stand nun augenblicklich in hellen Flammen, und als der Feuerschein vom Eise aus gesehen ward, stürzte alles in wilder Hast dem Strande zu. Schon sprang der Wind auf und segte den Staub auf dem Eise vor ihnen her; der Himmel ward dunkel, das Eis fing an zu knarren und zu schwanken, der Wind wuchs zum Sturme an; und als eben die letzten den Fuß aufs feste Land setzten, brach die Decke und die Flut wogte an den Strand. So rettete die arme Frau die ganze Stadt und gab ihr Hab und Gut daran zu deren Heil und Rettung.

Müllenhoff.

### 76. Waldlilie im Schnee.

Uns ist ein Stein vom Herzen. Das Unwetter hat sich gelegt. Ein ganz leichter Wind ist gekommen, hat die Bäume jachte von ihren Lasten erlöst.

Es hat sich in dieser Zeit aber doch etwas zugetragen drüben in den Karwässern. Der Bertold, dessen Familie von Jahr zu Jahr wächst und von Jahr zu Jahr weniger zu essen hat, ist ein Wilderer geworden.

Ist also ein Wilderer geworden, der Bertold. Das Holzwerk wirkt viel zu wenig ab für eine Stube voll von Kindern. Ich schicke ihm an Lebensmitteln, was ich vermag; aber das genügt nicht. Für das kranke Weib eine kräftige Suppe, für die Kinder ein Stück Fleisch will er haben und schießt die Rehe nieder, die ihm des Weges kommen. Dazu tut die Leidenschaft das Ihre und so ist der Bertold, der einst als Hirt ein so guter, lustiger Bursch gewesen, durch Armut, Troß und die Liebe zu den Seinigen recht sauber zum Verbrecher herangewachsen. Einmal schon bin ich vor dem Förster bittend gelegen, daß er es dem armen Familienvater um Gottes willen ein wenig, nur ein klein wenig nachsehen möge, er werde sich gewiß bessern und ich wolle mich für ihn zum Pfande stellen. Bis zu diesen Tagen hat er sich nicht gebessert; aber das Gehehnis dieser wilden Wintertage hat ihn zum lauten Weinen gebracht, denn seine Waldlilie liebt er über alles.

Ein trüber Winterabend ist es gewesen. Die Fensterchen sind mit Moos vermauert; draußen fallen frische Flocken auf alten Schnee. Bertold wartet bei den Kindern und bei der kranken Aga nur noch, bis das älteste Mädchen, die Lili, mit der Milch heimkehrt, die sie bei einem nachbarlichen Klausner im Hinterkar erbetteln muß. Denn die Ziegen im

Hause sind geschlachtet und verzehrt; und kommt die Lili nur erst zurück, so will der Bertold mit dem Stutzen in den Wald hinauf. Bei solchem Wetter sind die Rehe nicht weit zu suchen.

Aber es wird dunkel und die Lili kehrt nicht zurück. Der Schneefall wird dichter und schwerer, die Nacht bricht herein und Lili kommt nicht. Die Kinder schreien schon nach der Milch, den Vater verlangt's schon nach dem Wilde; die Mutter richtet sich auf in ihrem Bette. „Lili,“ ruft sie, „Kind, wo trottest du denn herum im stockfinstern Walde? Geh heim!“

Wie kann die schwache Stimme der Kranken durch den wüsten Schneesturm das Ohr der Irrenden erreichen?

Je finsterner und stürmischer die Nacht wird, desto tiefer sinkt in Bertold der Gang zum Wildern und desto höher steigt die Angst um seine Waldblilie. Es ist ein schwaches, zwölfjähriges Mädchen; es kennt zwar die Waldsteige und Abgründe, aber die Steige verdeckt der Schnee, den Abgrund die Finsternis.

Endlich verläßt der Mann das Haus, um sein Kind zu suchen. Stundenlang irrt und ruft er in der sturmbelegten Wildnis; der Wind bläst ihm Augen und Mund voll Schnee; seine ganze Kraft muß er anstrengen, um wieder zurück zur Hütte zu gelangen.

Und nun vergehen zwei Tage; der Schneefall hält an, die Hütte des Bertold wird fast verschneit. Sie trösten sich überlaut, die Lili wird wohl bei dem Klausner sein. Diese Hoffnung wird zu nichts am dritten Tage, als der Bertold nach einem stundenlangen Ringen in verschneitem Gelände die Klausen erreicht.

Lili sei vor drei Tagen wohl bei dem Klausner gewesen und habe sich dann beizeiten mit dem Milchtopf auf den Heimweg gegeben.

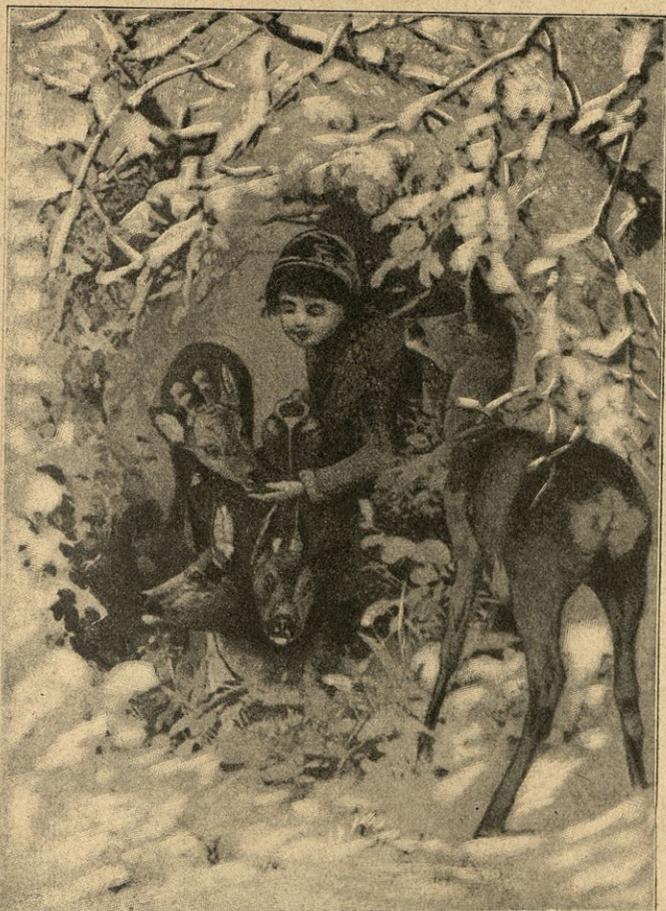
„So liegt meine Waldblilie im Schnee begraben,“ sagt der Bertold.

Dann geht er zu den anderen Holzern und bittet, wie diesen Mann noch kein Mensch hat bitten sehen, daß man komme und ihm das tote Kind suchen helfe.

Am Abende desselben Tages haben sie die Waldblilie gefunden.

Abseits in einer Waldschlucht, im finsternen, wildverflochtenen Dickicht junger Fichten, durch das keine Schneeflocke dringen kann und über dem die Schneelasten sich wölben und stauen, daß die jungen Stämme darunter ächzen, in diesem Dickicht, auf den dürren Fichtennadeln des Bodens, mitten in einer Rehfamilie von vier Köpfen ist die liebliche, blasse Waldblilie gefressen.

Es ist ein sehr wunderbares Ereignis. Das Kind hat sich auf dem Rückwege in die Waldschlucht verirrt, und da es die Schneemassen nicht



Waldblitze im Schnee. Von H. Vogel. (Aus „Österreichs Deutscher Jugend“.)

mehr überwinden konnte, suchte es Rast im trockenen Dickicht. Und da ist es nicht lange allein geblieben. Als es müde die Augen schließen wollte, kam ein Rudel Rehe, alte und junge. Und sie schnuppern an dem Mädchen und blicken es mit ihren milden Augen verständig und mitleidig an; sie bleiben und lassen sich nieder und benagen die Bäumchen und belecken einander und sind ganz zahm; das Dickicht ist ihr Winterdaheim.

Am andern Tage hat der Schnee alles eingehüllt. Waldblitze sitzt in der Finsternis, die nur durch einen Dämmererschein gemildert ist, und labt sich an der Milch, die sie den Thren hat bringen wollen, und sie schmiegt sich an die guten Tiere, auf daß sie im Froste nicht erstarre.

So vergehen die bösen Stunden des Verlorenseins. Und als sich die Waldblilie schon hingelegt zum Sterben und in ihrer Einfalt die Tiere gebeten hat, daß sie getreulich bei ihr bleiben möchten in der letzten Sterbestunde, da fangen die Rehe jählings ganz seltsam an zu schnuppern und heben ihre Köpfe und spitzen die Ohren und in wilden Sätzen durchbrechen sie das Dickicht und mit gellendem Pfeifen stieben sie davon.

Jetzt arbeiten sich mehrere Männer durch Schnee und Gesträuche herein und sehen mit lautem Jubel das Mädchen und der alte Küpel ist auch dabei und ruft: „Hab' ich's nicht gesagt, kommt mit herein zu sehen, vielleicht ist sie bei den Rehen!“

So hat es sich zugetragen; und als der Bertold gehört, die Tiere des Waldes haben sein Kind gerettet, daß es nicht erfroren, da ruft er laut: „Nimmermehr, mein Lebtag nimmermehr!“ Und seinen Kugelstutzen, mit dem er seit manchem Jahre Tiere des Waldes getötet, hat er an einem Stein zerschmettert.

Ich habe es selber gesehen, denn ich und der Pfarrer sind in den Karwässern gewesen, um die Waldblilie suchen zu helfen.

Peter Rosegger.

### 77. Freud' und Leid.

Stolz die Blumen heut' ihr Haupt erheben,  
Doch es kommt ein Reif wohl über Nacht  
Und zerknickt ist alles frohe Leben  
Und dahin der Blumen schöne Pracht.

Und die Luft, die wir am Sommer hatten,  
Ist verwandelt dann in lauter Leid  
Und mit Schnee bedeckt hat Feld und Matten,  
Berg und Tal die kalte Winterszeit.

Doch wie Leid und Freude stets hienieden  
Und wie Nacht und Tag stets wechseln mag,  
Jedem Winter ist ein Lenz beschieden,  
Immer kommt ein Auferstehungstag.

Hoffmann von Fallersleben.

### 78. Das Waldhaus.

#### 1.

„Der liebe Gott geht durch den Wald!“ — so singt ein altes Lied, aber die Erfahrung zeigt, daß er im Walde nicht jedem begegnet. Die Rehe und Hirsche vielleicht sehen ihn, fürchten ihn aber nicht — er geht ohne

Büchse umher. Der Pecher-Lenz, im Walde geboren und den Wald seit vierzig Jahren durchstreichend, ist, wie er meint, dem lieben himmlischen Waldgänger noch nicht ein einziges Mal begegnet, wohl aber manchem, den er am liebsten verwünscht hätte. Und doch, auch der Lenz hat's erfahren: „Der liebe Gott geht durch den Wald!“

Des Pechers Haus steht tief im Walde; alles um dasselbe strebt in wilden Büschen und hohen Stämmen himmelwärts und auf den Wipfeln klingt die Lust — nur das Haus kriecht auf dem Sande und seine Kammern sind düster. Eines Tages ist dem Lenz ein großer Brief ins Haus gekommen. Der Lenz kann nicht lesen, aber sein Weib hat die unselige Kunst gelernt; er knittert mit Mühe das feine Zeug auseinander; das Blatt bleibt kleben an seinen harzigen Fingern. „Alte, geh, schau', was darauf steht.“ Darauf stand solches:

„An Lorenz Hackbreter im Kesselwald. Demselben diene zur Kenntniß, daß von nun ab forstwirtschaftlicher Rücksichten wegen das Pechschaben nicht mehr gestattet ist. Dawiderhandelnde verfallen der Strenge des Gesetzes.

Der Oberförster,

im Auftrage des Herrn von Gallheim, Gutsbesizers.“

So hatte das junge Weib gelesen. „Nun?“ sagte der Lenz, „und sonst nichts mehr? Der paar Worte wegen das sündhaft viele Papier?“ Er steckte die Hände in die Hosentaschen, ging in den Wald und brummte: „Nicht mehr gestattet! Forstwirtschaftlicher Rücksichten wegen oder wie das Zeug heißt! Nun ja, die Sache muß einen Namen haben! Allzeit hab' ich achtgegeben auf den Stamm; dieser schöne Wald, wie er heute dasteht, unter der Pechschabe ist er aufgewachsen. Und jetzt auf einmal ist's ein Verderben. Was fang' ich jetzt an!“

Gelernt hat er nichts. Wurzeln- und Kräutergraben ist noch das einzige; aber wenn er des Abends heimkehrt von seinen gefährlichen Gängen und Klettereien an den Felswänden, ist er trozig und launisch; unwirsch weist er sein Kind, das herzige Magdale, von sich, wenn es wie sonst zu ihm herankommt und in süßer Kindlichkeit fragt, was das Reh mache draußen im Walde.

Magdale war sieben Jahre alt, war fleißig und brav, und als Weibnacht herankam, hoffte sie auf eine gütige Gabe vom Christkinde; Vater und Mutter aber lächelten bitter. Der Lenz hatte an dem Tage draußen beim Klausenwirt wohl eine Semmel und etliche Äpfel erstanden, um damit die Ehre des heiligen Christ zu retten. Aber auch ein Tannenbäumchen sollte dazukommen und Lichtlein daran. So war's früher stets gewesen und so wurde es von dem geliebten Kindesherzen erwartet.

Der Lenz ist an demselben Tage wieder nicht daheim. Er streift im Walde herum. Der Boden ist steinhart gefroren, das Moos knistert unter den Füßen, die Äste hängen, von Eisnadeln des Nebelfrostes belastet, tief herab. Der Lenz wandelt zwischen den ungezählten Bäumen des Waldes. Vor manchem jungen Tannenvipfelchen bleibt er stehen. „Es wäre schon das rechte,“ murmelt er, „aber — darf ich denn? — Ich dürfte freilich nicht, aber heute schießt mich das Christkind, das diesen Wald ja so reich und hoch hat wachsen lassen. Mein seliger Vater hat viel tausend Bäumlein gepflanzt und gehütet, so kann's doch nicht gefehlt sein, wenn ich mir ein einzig Stämmchen davon heimtrage für meine Magdale!“

Mit Hast fährt er nach seinem Taschenmesser, ein kräftiger Schnitt — und eine zarte Tannenkrone ist geknickt. In diesem Augenblicke gelst ein derber Fluch. Zwei Männer, mit Jagdgewehren bewaffnet, stehen vor dem Lenz: Gallheim und sein Förster.

„Haben wir dich endlich, du Waldfrevler!“ rief der Förster. „Schon seit langem werden von böshafter Hand in unsern Wäldern Bäume geknickt. Dieser Lump da tut's!“

„Ho, ho,“ brummte der Lenz, „es ist nicht notwendig, daß ihr mich so anknurt! Ich bin kein Lump, ihr Herren!“

„Was denn?“ sagte Gallheim.

„In böser Absicht hab' ich mein Lebtag kein Zweiglein vom Ast gebrochen.“

„So? Und dieser Wipfel, der weder einen Spatenstiel noch ein Stück Brennholz gibt?“

„Zu Gnaden, Herr — fürs Kind daheim, ein Christbäumchen.“

„Die Ausrede ist nicht übel,“ lachte Gallheim, „aber einen ertappten Dieb und Waldfrevler läßt man nicht laufen. Förster, nehmt mir den Lungerer fest; die sichere Kammer wird ihm während der Festtage wohl bekommen.“

Der Lenz zerstampfte den Moosboden. In seinem Herzen kochte Trotz und Wut. Einerseits sah er's, er war ein Dieb; anderseits fühlte er's, es geschah ihm unrecht. Kein bitteres Wort verlor er mehr. Finster grub er seinen Blick in den Boden und ließ sich fesseln und davonführen. Und das Tannenbäumchen blieb liegen auf dem frosterstarrten Boden und statt der lieblichen Christlichter glitzerten Eiskörner an den Zweigen.

2.

Im Arrest hatten seit langem schon die Spinnen ihre Webstühle aufgerichtet. An diesem Weihnachtsabende nun wurden sie durch den Pecher-Lenz ein wenig gestört. Der Lenz raufte sich seinen Bart vor Schmerz

und Wut. Er dachte an sein schutzloses Heim, in welchem ihn heute die Seinen vergeblich erwarten werden; das Weib in Furcht und Angst, in Verzweiflung; das Kind schluchzend, bis es einschläft — das ist ihre Weihnacht! Und er, der Lenz, der sich bemüht sein Leben lang, daß er ein ehrlicher Mann bleibe, sitzt jetzt im Gefängnisse, wo vor ihm der Räuber saß, wo nach ihm der Strolch sitzen wird. Das ist seine Weihnacht! —

Bornig ob des Waldfrevlers und befriedigt zugleich, denselben erwischt zu haben, kehrte Gallheim in sein Herrenhaus zurück. Dort aber war Wirrnis und Jammer. Theobald, der zehnjährige Sohn des Herrn, war wie gewöhnlich auf seinem Schimmel ausgeritten. Das Haus stammte aus dem sechzehnten Jahrhunderte und besaß eine Waffenkammer, in welcher sich mancherlei Rüstzeug befand. Nun war es heute dem Knaben eingefallen, derlei vom Reitknechte glätten und putzen zu lassen, daß es glänzte, und an sich zu hängen. So war er mit Blechwams und Helm und Schwert ausgezogen. Ein junger Ritter, dachte er an die Turniere, in welchen er streiten wollte, und das feurige Roß trabte hinaus in den finstern Wald.

Die übliche Reitstunde ging vorüber — Theobald kehrte nicht zurück. Als der Hauswart im Hofe die Laternen anzündete, rannte der Schimmel schnaubend und mit hochfliegender Mähne zum Tore herein. Aber auf dem Hofe saß kein Reiter. Jetzt ging das Entsetzen an. Die Mutter fiel in Ohnmacht, der Vater schoß planlos umher und war blaß wie die Mauer seines Hauses. Die Dienerschaft stob verwirrt auseinander; das Gesinde jammerte über den „lieben, guten, jungen, gnädigen Herrn“. Die Knechte sprengten auf Pferden zum Tore hinaus; der Wächter läutete in seiner Kopflosigkeit die Sturmglocke.

Die Frau des Hauses war die erste, welche wieder zur Besinnung kam. Sie eilte in den Schnee und in die Nacht hinaus; laut und hell rief sie ihr Kind, bis ihr die Stimme versagte. Durch Heide und Wald irrte sie, und wo ein Kreuzbild stand, da sank sie auf die Knie und rang die Hände. Herr Gallheim hastete wie ein gehektes Wild über Berg und Thal; das Reh und den Edelhirsch, nach denen er sonst so gierig sein Feuerrohr gerichtet, hätte er flehend anrufen mögen: „Habt ihr mein Kind nicht gesehen?“ Die Tiere flohen erschreckt. In der Finsternis stolperte Gallheim über ein gebrochenes Bäumchen. Der Tannenzwipfel war's, um dessen willen der Pecher-Lenz im Gefängnisse saß. „Auch dieser Mann hat Weib und Kind!“ so rief es in seinem Herzen. Er eilte weiter und stieß in sein Horn.

Die ganze Bewohnerchaft des Herrenhauses irrte im Walde umher, so daß der Pecher-Lenz zu dieser Stunde fast der einzige Bewohner im großen Gebäude war. „Das ist eine arge Weihnacht!“ sagten die Su-

henden zueinander; wir werden morgen einen traurigen Christtag haben!" Und sie stießen ins Horn und lauschten; sie feuerten Schüsse ab und horchten auf ein Gegenzeichen. Wohl, sie vernahmen Signale, aber als sie denselben nachgingen, waren es die andern Sucher. Keiner hatte eine Spur, keiner wußte Rat. Endlich begann ein wildes Gestöber; der Sturm rüttelte in den Stämmen und erstickte den Schall der Hörner. Die Schneeflocken tanzten wie rote Sternchen um die Pechlunten; da sagte einer: „Der Herrgott legt schon das Bahrtuch darüber.“

3.

„Das ist eine arge Weihnacht!“ so seufzte auch das Weib des Lenz im Waldhause. Sie ging von einem Fenster zum andern, eilte bei jedem Geräusch an die Thür — aber er kam nicht. „Der Vater wird noch zum Christkinde zu spät kommen,“ meinte die kleine Magdale. „Weiß Gott,“ antwortete die Mutter halb für sich, „zu spät für das Christkind wird er nicht kommen. Aber so lange ist er noch nie ausgeblieben. Mir ist heute den ganzen Tag so bange. Geh ins Bett, Magdale!“

Jetzt klopfte es ans Fenster. „Gottlob, gottlob!“ Aber er war's nicht. Ein verspäteter Holzhauer ging vorbei, der rief durch die Scheibe herein: „He, Muhme, was hat er denn angestellt?“ „Wer?“ „Er!“ „Ich weiß nicht, was Ihr meint,“ versetzte das Weib angstvoll. Sie stürzte zum Fenster hin: „Wißt Ihr was? Wo ist er denn?“ „Mir sind sie begegnet,“ berichtete der Holzer; „er hat den Hut tief im Gesichte gehabt, aber ich habe ihn doch erkannt. Die Hände sind ihm gebunden gewesen.“ Das Weib schrie auf. — Der Holzhauer ging weiter.

Und so ist anstatt des Christkinds im Waldhause der Jammer eingekehrt, vielleicht als Vorbote nur. Wo dem Christkinde Herzen entgegen schlugen, da finden böse Gäste kein Daheim.

„Geh schlafen jetzt!“ jagte die Mutter zum Mädchen. Magdale blickte verwundert auf. War denn nicht Christabend? Das Weib hielt ihr Weinen zurück, das einzige, was sie ihrem Kinde tun konnte. Immer und immer wieder blies sie in die Glut des Herdes und es wollte nicht brennen; so oft der Span verlosch, war es dem Mädchen, als hörte es irgendwo ein Schluchzen. Dann fragte es wieder nach dem Vater. „Sei still!“ gab das Weib endlich unwirsch zur Antwort; bald setzte sie weicher hinzu: „Der Vater sucht das Christkind und hat sich im Walde verirrt.“ „Er wird es schon finden,“ meinte das Magdale, „das Christkind hat ja eine leuchtende Brust und Auglein wie Karfunkelsteine.“ „Freilich,“ versetzte die Mutter; weiter sagte sie kein Wort.

Tiefer und tiefer ging es in die Nacht hinein. Draußen rauschte der Wind und die Fensterwinkel waren vollgestopft von frischem Schnee. Im weiten Lande ist Glanz und Freude in dieser heiligen Nacht . . . .

Das Weib des Pechers zündete eine rote Kerze an. Mehrmals hatte diese Kerze schon geleuchtet — es war ein trüber Glanz. Als der Vater des Lenz gestorben war, da hatte sie gebrannt; als in einer wilden Gewitternacht die Lawine vom Schollberge niederfuhr und das große Wasser gegen dieses Haus tobte, hatte sie gebrannt. Die rote Kerze sollte brennen, wenn einstmals nach diesem mühevollen Leben der Lenz und sein Weib das Auge schließen werden im Waldhause. Es war die Sterbekerze. Und jetzt, da des Hauses ältester Bewohner, der ehrliche Ruf, gestorben war, jetzt brannte sie wieder.

Das Weib kniete vor dem Lichte nieder und betete zum Jesukinde. Sie betete nicht in wilder Leidenschaft wie die vornehme Frau, sie betete mit Ergebung: „Ich lege, du heiliges Kind, mein Anliegen in deine Hände. Böses kann er nicht getan haben; es ist ja meine tägliche Bitte, daß ihn sein Schutzengel nicht verlasse. Aber mit gebundenen Händen! Hat er vielleicht doch gewildert, um dir zur Ehre, du heiliger Christ, einen Festbraten heimzubringen? Armut und Sorge, o Gott, wie gern ertrag' ich's, nur nicht Schande und Schmach!“

„Jetzt sind sie draußen,“ flüsterte das Magdale plötzlich. Und wahrhaftig, es war nicht das Klopfen des Windes — das war ein Pochen an der Thür. Sogleich erfaßte das Weib die Kerze und eilte zu öffnen.

Ein fremder Knabe stand vor ihr, ein seltsamer Knabe; er hatte eine leuchtende Brust. Die Kleider waren voll Schnee, die langen Locken voll Eis, die großen Augen voll Wasser; vor Frost zitterte er und bat um Obdach.

„Ist denn kein Mensch bei dir?“ rief das Weib; „bist du allein? So komm, so komm nur!“ Und sie fächelte den Schnee von seinen Kleidern, aber die Brust blieb leuchtend; sie trocknete seine Augen, da glänzten sie wie Karfunkel. „Du liebes Christkind,“ kispelte das Mädchen, „da setz' dich zum Ofen und wärme dich!“ Und immer wieder fragte das Weib, woher er komme, wer er sei. Sie faltete dabei die Hände.

„Ich bin Theobald Gallheim,“ antwortete endlich der Knabe. „Ich bin ausgeritten; da sind Wildhühner aufgefliegen, das Pferd ist schon geworden und hat mich abgeworfen. Ich bin herumgelaufen, bis es finster geworden ist. Dann sind der Wind und der Schnee gekommen und ich habe gar nichts mehr gehört und gesehen und bin gefallen. Bin doch wieder weitergegangen und dann habe ich das Licht gesehen. Laßt mich liegen in Eurem Hause und tut mir nichts Böses! Mein Vater wird schon kommen!“

Das Fieber schüttelte ihn, als er das sprach. Das Weib hatte Mühe, ihm die Schuhe von den Füßen zu bringen; sie waren schier angefroren. Der Knabe ächzte vor Schmerz; die Pecherin legte ihm feuchtes Grubenkraut auf Hände und Füße, dann brachte sie eine warme Suppe und führte den Löffel selbst zu seinem Munde. Das Magdale schlich spähend um den Knaben herum, schaute seine zarten Locken und seine frischhen Wangen an und seine harnischglänzende Brust und seine Augen. „Du armes Christkind, ist es doch wahr, daß du so viel Kälte leiden mußt!“ Das Weib trug von allen drei Betten, die in der Stube standen, die Kissen zusammen und baute damit auf der Ofenbank dem kleinen Gaste ein Lager; Theobald legte sich hin und schloß bald die Augen.

Dem geängstigten Weibe war leichter ums Herz geworden. Ihr war dieser Knabe, der in der Christnacht hilflos zu ihr gekommen, eine gute Vorbedeutung. Das Magdale, das gar nicht schlafen wollte, zerstreute sie mit etlichen jener alten Weihnachtslieder, die so reich an Gemüth und Humor sind, und das eine vom „Häuserl im Dörferl“ mußte sie wiederholen:

„Ach, wie friert das göttlich Kind,  
Wie geht nicht aus und ein der Wind —  
Es liegt auf Heu und Stroh.  
O, wenn ich nur das Häuserl hätt',  
Das dort unt' im Dörferl steht,  
Wie wär' ich doch so froh!  
Ich nähm' die Mutter mit dem Kind,  
Tät's führen in mein Häuserl g'schwind!“

Dabei unterbrach sich die Sängerin und horchte auf den Atem des Schlummernden; und das Magdale saß daneben und faltete die kleinen Hände.

4.

Gellender Waldhornschall schlug an die Wände der Hütte. Dem Weibe blieb der Ton in der Kehle stecken. Draußen knisterten schwere Tritte, die Thür ging auf, über und über beschneite Männer traten herein, unter ihnen eine stattliche Frau. Die Pecherin tat einen flehenden Blick auf die Eintretenden, legte den Finger auf den Mund und wies auf den schlafenden Knaben. Kaum aber erblickte diesen die eintretende Frau, als sie mit einem Freudenschrei auf den Schläfer zustürzte. Der Knabe fuhr empor und blickte um sich. Und als er in dieser düsteren Hütte sich und seine Mutter sah, da zuckten seine roten Lippen.

Sogleich wurde auf dem Schollberge ein großes Feuer angezündet; hoch empor und weithin durchdrang der Schein die Nebel und das Schneegestöber. Gallheim, der reiche Mann, hatte wohl in seinem Leben einen

so glückseligen Christbaum nicht gesehen, als diese Feuerfäule war, die ihm verkündete, daß sein Kind lebe. Er ist gefunden! So kamen sie nun alle hier zusammen und noch nie hatte das kleine Haus im Walde so viele und so fröhliche Gäste gesehen wie in dieser Nacht. Dem reichen Manne barst schier das Herz. Da sah er seinen Sohn so liebevoll gehalten von der Familie dessen, den er heute — — Er dachte es nicht aus. Den schnellsten Reiter sandte er nach dem Herrenhause, um die eiserne Thür zu öffnen.

Sie waren alle noch beisammen, als der Lenz auf einem vornehmen Wagen, der mit zwei Rappen bespannt war, angefahren kam. Zur Stunde ging schon der Morgen auf. „So geht es nicht allzu selten auf dieser Welt,“ sagte Gallheim in tiefem Ernst zum Pecher. „Die Macht in der Hand eines leidenschaftlichen Menschen ist wie das Messer in der Hand eines Kindes. Lenz, ich habe dir unrecht getan. Hier sehe ich dein Weib, dein Kind, denen du das Christbäumchen hast aufstellen wollen. Verzeiht mir alle drei! Ich will es gutzumachen trachten.“

Er sprach dem Pecher die Meierstelle im großen Felberhofe zu. Der Lenz war wortkarg. Er schüttelte den struppigen Kopf. Der Felberhof sei ihm zu groß. „Zu groß!“ lachten die Leute; „das sollte ein Mann, wie Ihr einer seid, niemals sagen. Manch anderer wäre froh, könnte er seine Familie ohne Sorgen ernähren und vorwärts bringen.“

„Mag nicht fort von da,“ sagte der Lenz tonlos, „möchte mir lieber das Pechhacken wieder erlaubt sein.“

„Das Pechhacken, Lenz, das tut Euch schlecht und den Bäumen nicht gut,“ versetzte Gallheim. „Aber die Försterstelle wird frei und zu den Christbäumen für Eure Nachkommenschaft sind von heute an dreißig Joch Waldgrund Euer eigen! Dann, Hackbreter, wollen wir wieder gut sein.“

„Ich bin nicht böß,“ sagte der Lenz, „ich wollte den Herrn nur gebeten haben, er möge es hier vor meinem Weibe und meinem Kinde laut sagen, daß ich nicht schuldigerweise eingesperrt worden bin.“

Gallheim faßte mit beiden Händen des anderen Rechte und rief: „Lenz, Ihr seid ein braver Mann!“

Und so ist Gott durch den Wald gegangen und so ist das Christkind doch noch in die Hütte der Pechersleute gekommen.

Peter Mosegger.

### 79. Weihnachten.

*Markt und Straßen stehn verlassen,  
Still erleuchtet jedes Haus;  
Sinnend geh' ich durch die Gassen,  
Alles sieht so festlich aus.*

*An den Fenstern haben Frauen  
Buntes Spielzeug fromm geschmückt,  
Tausend Kinder stehn und schauen,  
Sind so wunderstill beglückt.*

*Und ich wandre aus den Mauern  
Bis hinaus ins freie Feld,  
Hehres Glänzen, heil'ges Schauern!  
Wie so weit und still die Welt!*

*Sterne hoch die Kreise schlingen,  
Aus des Schnees Einsamkeit  
Steigt's wie wunderbares Singen —  
O du gnadenreiche Zeit!*

*Josef Freiherr von Eichendorff.*

## 80. Die sixtinische Madonna von Rafael Santi.

Wer Dresden besucht und sich an dessen reichen Sammlungen und seltenen Kunstschatzen erfreuen will, der versäumt es nicht, sich die berühmte Gemäldegalerie anzusehen. Saal reiht sich an Saal, Bild an Bild; erlesene Schätze, welche die Kunst der ersten Meister in den letzten Jahrhunderten geschaffen hat! Wollen wir aber das kostbarste Kleinod der Galerie bewundern, so müssen wir unsere Schritte einem besonderen Gemache zulenken, das nur für dieses Bild bestimmt ist. Wir treten ein.

Das Geräusch der Schritte, das Gewirr der Stimmen verhallt hinter uns, unwillkürlich spricht jeder im Flüsterton. Wir stehen vor der sixtinischen Madonna, einer der herrlichsten Schöpfungen Rafael Santis, des gefeiertsten Malers aller Zeiten und Völker. Vier Jahrhunderte sind bereits verflossen, seitdem er in Italien eine Reihe der kostbarsten Meisterwerke schuf, aber unübertroffen strahlt noch heute sein Name unter den Meistern der Kunst. Ursprünglich zierte das Bild den Hochaltar des Klosters San Sixto (des hl. Sixtus) zu Piacenza in Norditalien und schon damals wurde es »ein wahrhaft einziges Werk« genannt. Nun sind es aber schon an die zweihundert Jahre her, daß es um den damals unerhörten Preis von 20.000 Dukaten, nach heutigem Gelde über 200.000 Kronen, für die Dresdner Gemäldegalerie erworben wurde.



Die sixtinische Madonna von Rafael Santi. (Verl. F. Bruckmann, München.)

Die Gottesmutter schaut von einem Altar aus uns herab. Der Vorhang, der oben links und rechts noch ausgespannt ist, hat sich geöffnet. Himmelslicht strahlt uns entgegen, Maria mit dem Jesukinde schwebt hernieder, um sich auf die Fürbitte der beiden Heiligen den Betenden zu zeigen.

Betrachten wir zunächst diese beiden etwas näher, welche die Verbindung zwischen uns und der unnahbaren Hoheit der Gottesmutter herstellen. Links kniet die ehrwürdige Greisengestalt des hl. Sixtus, der ehrfurchtsvoll zur Mutter und ihrem Kinde emporschaut und zugleich die andachtsvolle Menge deren Gnade empfiehlt. Ein prächtiger Mantel umhüllt ihn, die dreifache Krone des Papstes ruht zu seinen Füßen.

Ihm gegenüber kniet in anmutiger Schönheit die hl. Barbara, kenntlich an dem Turme rechts neben ihr, in dem sie ihr Vater ihres Glaubens wegen schmachten ließ. Sie hat die Hände auf der Brust gefaltet; demütig senkt sie vor der himmlischen Erscheinung das Haupt und blickt sinnend herab auf die Schar der Gläubigen. Im Gegensatze zu ihr blicken die zwei Engelskinder am unteren Rande des Bildes knabenhaft ungezwungen empor. Wer kennt nicht diese beiden Engelsköpfe, die in fast ebenso zahllosen Nachbildungen wie die sixtinische Madonna selbst in der ganzen Welt verbreitet sind und Tausende, Millionen durch ihre Anmut, ihre Kindlichkeit entzückt haben! Sie sind ihren Geschwistern, welche wir im oberen Teile des Bildes fern im Himmelsraume in den Wolken sehen, vorausgefliegen, stützen sich jetzt auf die Brüstung, welche die Erdenwelt von der himmlischen Erscheinung trennt, und erwarten hier die Gottesmutter. Aus lichten Höhen schwebt diese, vorwärtsschreitend, soeben hernieder. Während die beiden Heiligen noch ein wenig in den Wolken eingedrückt erscheinen, gleitet sie leicht darüber hin. Wenn wir sie, die den Jesuknaben auf dem Arme trägt, betrachten, atmen wir gleichsam mit ihr den himmlischen Frieden. Verklärt blickt sie auf uns herab, während das Jesukind, das sich behaglich auf ihrem Arme zurücklehnt, mit seinen großen Augen die Welt zu umfassen scheint. Mutter und Kind schauen uns voll entgegen, als wollten ihre Blicke in die innersten Tiefen unseres Herzens dringen.

Versunken in Andacht, können wir uns nur schwer von dem herrlichen Anblicke trennen. Wer dieses Meisterwerk bewundernd geschaut, wird der wehevollen Augenblicke nie vergessen.

Josef Siegl.

### 81. Die Neujahrsnacht eines Unglücklichen.

Ein alter Mensch stand in der Neujahrsmitternacht am Fenster und schaute mit dem Blicke der Verzweiflung auf zum unbeweglichen, ewig blü-

henden Himmel und herab auf die stille, reine, weiße Erde, auf der jetzt niemand so freuden- und schlaflos war wie er. Denn sein Grab stand nahe bei ihm; es war bloß vom Schnee des Alters, nicht vom Grün der Jugend verdeckt und er brachte nichts mit aus dem ganzen reichen Leben, nichts mit als Irrtümer, Sünden und Krankheit, einen verheerten Körper, eine verödete Seele, die Brust voll Gift und ein Alter voll Reue. Seine schönen Jugendtage wandten sich heute als Gespenster um und zogen ihn wieder vor den hellen Morgen hin, wo ihn sein Vater zuerst auf den Scheideweg des Lebens gestellt, der rechts auf der Sonnenbahn der Tugend in ein weites, ruhiges Land, voll des Lichtes und reicher Ernten, führt und welcher links in die Maulwurfsgänge des Lasters hinabzieht, in eine schwarze Höhle voll heruntertropfenden Giftes, voll zielender Schlangen und finsterner, schwüler Dämpfe.

Ach, die Schlangen hingen um seine Brust und die Gifttropfen brannten auf seiner Zunge und er wußte nun, wo er war.

Sinnlos und mit unaussprechlichem Gramme rief er zum Himmel hinauf: „Gib mir die Jugend wieder! O Vater, stelle mich auf den Scheideweg wieder, damit ich anders wähle!“

Aber sein Vater und seine Jugend waren längst dahin. Er sah Irrlichter auf Sümpfen tanzen und auf dem Gottesacker erlöschen und er sagte: „Es sind meine törichten Tage.“ — Er sah einen Stern aus dem Himmel fliehen und im Falle schimmern und auf der Erde zerinnen. „Das bin ich,“ sagte sein blutendes Herz und die Schlangenzähne der Reue gruben darin in den Wunden weiter.

Die lodernde Phantasie zeigte ihm schleichende Nachtwandler auf den Dächern und die Windmühle hob ihre Arme drohend zum Zerbrechen auf und eine im leeren Totenhanse zurückgebliebene Larve nahm allmählich seine Züge an.

Mitten in den Krampf floß plötzlich die Musik für das Neujahr vom Turme hernieder wie ferner Kirchengesang. Er wurde sanfter bewegt — er schaute um den Horizont herum und über die weite Erde und er dachte an seine Jugendfreunde, die nun, glücklicher und besser als er, Lehrer der Erde, Väter glücklicher Kinder und gesegnete Menschen waren, und er sagte: „O, ich könnte auch wie ihr diese erste Nacht mit trockenen Augen verschlummern, wenn ich gewollt hätte. Ach, ich könnte glücklich sein, ihr teuern Eltern, wenn ich eure Neujahrswünsche und Lehren erfüllt hätte!“

Im fieberhaften Erinnern an seine Jünglingszeit kam es ihm vor, als richte sich die Larve mit seinen Zügen im Totenhanse auf; endlich wurde sie durch den Aberglauben, der in der Neujahrsnacht Geister und

Zukunft erblickt, zu einem lebendigen Jünglinge und seine vorige blühende Gestalt wurde ihm bitter vorgegaukelt.

Er konnt' es nicht mehr sehen — er verhüllte das Auge — tausend heiße Tränen strömten versiegend in den Schnee — er seufzte nur noch leise, trostlos und sinnlos: „Komm nur wieder, Jugend, komm wieder!“...

Und sie kam wieder; denn er hatte in der Neujahrsnacht nur so fürchterlich geträumt; er war noch ein Jüngling. Nur seine Verirrungen waren kein Traum gewesen; aber er dankte Gott, daß er, noch jung, in den schmutzigen Gängen des Lasters umkehren und sich auf die Sonnenbahn zurückbegeben konnte, die ins reine Land der Ernten leitet.

Kehe mit ihm, junger Leser, um, wenn du auf seinem Irrwege stehst! Dieser schreckende Traum wird künftig dein Richter werden; aber wenn du einst jammervoll rufen würdest: „Komm wieder, schöne Jugend!“ — so würde sie nicht wiederkehren.

Johann Paul Friedrich Richter.

## 82. Der Reiter und der Bodensee.

Der Reiter reitet durchs helle Tal,  
Auf dem Schneefeld schimmert der Sonne Strahl.

Er trabet im Schweiß durch den kalten Schnee,  
Er will noch heut' an den Bodensee;

Noch heut' mit dem Pferd in den sichern Rahn,  
Will drüber landen vor Nacht noch an.

Auf schlimmem Weg, über Dorn und Stein,  
Er braust auf rüstigem Roß feldein.

Aus den Bergen heraus ins ebene Land,  
Da sieht er den Schnee sich dehnen wie Sand.

Weit hinter ihm schwinden Dorf und Stadt,  
Der Weg wird eben, die Bahn wird glatt.

In weiter Fläche kein Bühl, kein Haus,  
Die Bäume gingen, die Felsen aus.

So flieget er hin eine Meil' und zwei,  
Er hört in den Lüften der Schneegans Schrei

Es flattert das Wasserhuhn empor,  
Nicht anderen Laut vernimmt sein Ohr;

Keinen Wandersmann sein Auge schaut,  
Der ihm den rechten Pfad vertraut.

Fort geht's wie auf Samt auf dem weichen Schnee.  
Wann rauscht das Wasser? Wann glänzt der See?

Da bricht der Abend, der frühe, herein:  
Von Lichtern blinket ein ferner Schein.

Es hebt aus dem Nebel sich Baum an Baum  
Und Hügel schließen den weiten Raum.

Er spürt auf dem Boden Stein und Dorn,  
Dem Hofsse gibt er den scharfen Sporn.

Und Hunde bellen empor am Pferd  
Und es winkt im Dorf ihm der warme Herd.

„Willkommen am Fenster, Mägdelein!  
An den See, an den See, wie weit mag's sein?“

Die Maid, sie staunet den Reiter an:  
„Der See liegt hinter dir und der Kahn.

Und deckt' ihn die Rinde von Eis nicht zu,  
Ich spräch', aus dem Nachen stiegest du.“

Der Fremde schaudert, er atmet schwer:  
„Dort hinten, die Eb'ne, die ritt ich her!“

Da recket die Magd die Arm' in die Höh':  
„Herr Gott, so ritteft du über den See;

An den Schlund, an die Tiefe bodenlos,  
Hat gepocht des rasenden Hufes Stoß!

Und unter dir zürnten die Wasser nicht?  
Nicht frachte hinunter die Rinde dich?

Und du wardst nicht die Speise der stummen Brut,  
Der hungrigen Hecht' in der kalten Flut?“

Sie rufet das Dorf herbei zu der Mär',  
Es stellen die Knaben sich um ihn her;

Die Mütter, die Greise, sie sammeln sich:  
„Glückseliger Mann, ja, segne du dich!

Herein zum Ofen, zum dampfenden Tisch,  
Brich mit uns das Brot und iß vom Fisch!“

Der Reiter erstarret auf seinem Pferd,  
Er hat nur das erste Wort gehört.

Es stocket sein Herz, es sträubt sich sein Haar,  
Dicht hinter ihm grinst noch die grause Gefahr.

Es siehet sein Blick nur den gräßlichen Schlund,  
Sein Geist versinkt in den schwarzen Grund.

Im Ohr ihm donnert's wie krachend Eis,  
Wie die Well' umrieselt ihn kalter Schweiß.

Da seufzt er, da sinkt er vom Roß herab,  
Da ward ihm am Ufer ein trocken Grab.

G. Schwab.

### 83. Klein Roland.

Frau Berta saß in der Felsenkluft,  
Sie klagt' ihr bittres Los;  
Klein Roland spielt' in freier Luft,  
Des Klage war nicht groß.

„O König Karl, mein Bruder hehr,  
O, daß ich floh von dir!  
Um Liebe ließ ich Pracht und Ehr';  
Nun zürnst du schrecklich mir.

O Milon, mein Gemahl so süß!  
Die Flut verschlang mir dich.  
Die ich um Liebe alles ließ,  
Nun läßt die Liebe mich.

Klein Roland, du mein teures Kind,  
Nun Ehr' und Liebe mir,  
Klein Roland, komm herein geschwind!  
Mein Trost kommt all von dir.

Klein Roland, geh zur Stadt hinab,  
Zu bitten um Speis' und Trank;  
Und wer dir gibt eine kleine Gab',  
Dem wünsche Gottes Dank!“

Der König Karl zur Tafel saß  
Im goldnen Rittersaal;  
Die Diener liefen ohn' Unterlaß  
Mit Schüssel und Pokal.

Von Flöten, Saitenspiel, Gesang  
Ward jedes Herz erfreut;  
Doch reichte nicht der helle Klang  
Zu Bertas Einsamkeit.

Und draußen in des Hofes Kreis,  
Da saßen der Bettler viel,  
Die labten sich an Trank und Speis'  
Mehr als am Saitenspiel.

Der König schaut in ihr Gedräng'  
Wohl durch die offene Tür;  
Da drückt sich durch die dichte Meng'  
Ein feiner Knab' herfür.

Des Knaben Kleid ist wunderbar  
Vierfarb zusammengestückt,  
Doch weilt er nicht bei der Bettlerschar,  
Herauf zum Saal er blickt.

Herein zum Saal klein Roland tritt,  
Als wär's sein eigen Haus.  
Er hebt eine Schüssel von Tisches Mitt'  
Und trägt sie stumm hinaus.

Der König denkt: „Was muß ich sehn?  
Das ist ein sondrer Brauch.“  
Doch weil er's ruhig läßt geschehn,  
So lassen's die andern auch.

Es stund nur an eine kleine Weil',  
Klein Roland kehrt in den Saal,  
Er tritt zum König hin mit Eil'  
Und faßt seinen Goldpokal.

„Heida, halt an, du kecker Wicht!“  
Der König ruft es laut.  
Klein Roland läßt den Becher nicht,  
Zum König auf er schaut.

Der König erst gar finster sah,  
Doch lachen muß' er bald:  
„Du trittst in die goldne Halle da  
Wie in den grünen Wald.

Du nimmst die Schüssel von Königs Tisch,  
Wie man Äpfel bricht vom Baum;  
Du holst wie aus dem Bronnen frisch  
Meines roten Weines Schaum.“

„Die Bäurin schöpft aus dem Bronnen frisch,  
Die bricht die Äpfel vom Baum;  
Meiner Mutter ziemet Wildbret und Fisch,  
Ihr roten Weines Schäum.“

„Ist deine Mutter so edle Dam',  
Wie du berühmt, mein Kind,  
So hat sie wohl ein Schloß lustsam  
Und stattlich Hofgesind'?

Sag' an, wer ist denn ihr Truchseß?  
Sag' an, wer ist ihr Schenk?“  
„Meine rechte Hand ist ihr Truchseß,  
Meine linke, die ist ihr Schenk.“

„Sag' an, wer sind die Wächter treu?“  
„Meine Augen blau allstund.“  
„Sag' an, wer ist ihr Sänger frei?“  
„Der ist mein roter Mund.“

„Die Dam' hat wackre Diener, traun;  
Doch liebt sie sondre Livrei,  
Wie Regenbogen anzuschau'n,  
Mit Farben mancherlei.“

„Ich hab' bezwungen der Knaben acht  
Von jedem Viertel der Stadt;  
Die haben mir als Zins gebracht  
Vierfältig Tuch zur Wat.“

„Die Dame hat nach meinem Sinn  
Den besten Diener der Welt.  
Sie ist wohl Bettlerkönigin,  
Die offne Tafel hält.

So edle Dame darf nicht fern  
Von meinem Hofe sein:  
Wohl auf, drei Damen, auf, drei Herr'n!  
Führt sie zu mir herein!“

Klein Roland trägt den Becher flink  
Hinaus zum Prunkgemach;  
Drei Damen auf des Königs Wink,  
Drei Ritter folgen nach.

Es stund nur an eine kleine Weil',  
Der König schaut in die Fern',  
Da kehren schon zurück mit Eil'  
Die Damen und die Herr'n.

Der König ruft mit einemmal:  
„Hilf, Himmel, seh' ich recht?  
Ich hab' verspottet im offenen Saal  
Mein eigenes Geschlecht!

Hilf, Himmel, Schwester Berta, bleich,  
Im grauen Pilgergewand!  
Hilf, Himmel, in meinem Prunksaal reich  
Den Bettelstab in der Hand!“

Frau Berta fällt zu Füßen ihm,  
Das bleiche Frauenbild,  
Da regt sich plötzlich der alte Grimm,  
Er blickt sie an so wild.

Frau Berta senkt die Augen schnell,  
Kein Wort zu reden sich traut;  
Klein Roland hebt die Augen hell,  
Den Ohm begrüßt er laut.

Da spricht der König in mildem Ton:  
„Steh auf, du Schwester mein,  
Um diesen deinen lieben Sohn  
Soll dir verziehen sein!“

Frau Berta hebt sich freudenvoll:  
„Lieb Bruder mein, wohlan!  
Klein Roland dir vergelten soll,  
Was du mir Gut's getan:

Soll werden seinem König gleich  
Ein hohes Heldenbild;  
Soll führen die Farb' von manchem Reich  
In seinem Banner und Schild;

Soll greifen in manches Königs Tisch  
Mit seiner freien Hand;  
Soll bringen zu Heil und Ehre frisch  
Sein seufzend Mutterland!“

Ludwig Uhland.

#### 84. Rolands Horn.

Der König Karl beim Jubelmahl,  
Hoch schwang in der Hand er den goldnen Pokal:

„Lang lebe der Sieger, der heut' noch fern,  
Roland, mein Roland, der Streiter des Herrn!“

Da — bei der Becher Zusammenstoß,  
Wie Schatten sich's über die Wände goß,

Und als das jauchzende Hoch erscholl,  
Ein Dämon über die Erde schwoll

Und weit, weit her es traurig hallt,  
Hinfliegend über See und Wald.

Und als sie drängten zur Thür mit Macht,  
Da wuchs das Dunkel zur finstern Nacht.

Und angstvoll durch die Luft herbei  
Rang sich's wie wilder Todeschrei.

Und als sie sich wandten entsetzt zum Thron,  
Da stöhnte zum drittenmal her ein Ton,

Da zittert' es über Wald und See  
Wie aus verröchelnder Brust ein Weh.

Doch als der König sich bleich erhob,  
Bläß wieder ein Dämmern die Halle durchwob.

Und als er rief: „Verrat, zu Roß!“  
Weiß wieder der Tag die Halle durchfloß.

Wohl jagten sie windschnell querselbein,  
Rastlos bei Sonnen- und Sternenschein

Hin bis zum Morgen nach Ronceval —  
Da kreischen die Krähen schon über dem Tal,

Da lagen die Helden, die Wunden vorn,  
Und stumm er, Roland, zerborsten sein Horn.

Ferdinand Venarius.

## 85. Altes Gold.

Wo nichts ist, kommt nichts hin.

Von zwei unbemittelten Brüdern hatte der eine keine Lust und keinen Mut, etwas zu erwerben, weil ihm das Geld nicht zu den Fenstern hereinregnete. Er sagte immer: „Wo nichts ist, kommt nichts hin.“ Und so war es auch. Er blieb sein Leben lang der arme Bruder Bonichtsist, weil es ihm nie der Mühe wert war, mit einem kleinen Ersparnis den Anfang zu machen und so nach und nach zu einem größeren Vermögen zu kommen. So dachte der jüngere Bruder nicht. Der pflegte zu sagen: „Was nicht ist, das kann werden.“ Er hielt das wenige, das ihm von der Verlassenschaft der Eltern zu teil geworden war, zu Rate und vermehrte es nach und nach durch eigene Ersparnisse, indem er fleißig arbeitete und eingezogen lebte. Anfänglich ging es hart und langsam. Aber sein Sprichwort: „Was nicht ist, kann werden“ gab ihm immer Mut und Hoffnung. Mit der Zeit ging es besser. Er wurde durch unverdrossenen Fleiß und Gottes Segen noch ein reicher Mann und ernährte nun die Kinder des armen Bruders Bonichtsist, der selber nichts zu beißen und zu nagen hatte.

Einmal ist keinmal.

Dies ist das verlogenste und schlimmste unter allen Sprichwörtern, und wer es gemacht hat, der war ein schlechter Rechenmeister oder ein boshafter. Einmal ist wenigstens einmal und davon läßt sich nichts abmarken. Wer einmal gestohlen hat, der kann sein Leben lang nimmer mit Wahrheit und mit frohem Herzen sagen: „Gottlob, ich habe mich nie an fremdem Gute vergriffen!“ Und wenn der Dieb erhascht und gehenkt wird, alsdann ist einmal nicht keinmal. Aber das ist noch nicht alles, sondern man kann meistens mit Wahrheit sagen: Einmal ist zehnmal und hundert- und tausendmal. Denn wer das Böse einmal angefangen hat, der setzt es gewöhnlich auch fort. Wer A gesagt, der sagt auch gern B und alsdann tritt zuletzt ein anderes Sprichwort ein, daß „der Krug so lange zum Brunnen geht, bis er bricht.“

Frisch gewagt ist halb gewonnen.

Daraus folgt: Frisch gewagt ist auch halb verloren. Das kann nicht fehlen. Deswegen sagt man auch: „Wagen gewinnt, wagen verliert.“ Was muß also den Ausschlag geben? Prüfung, ob man die Kräfte habe zu dem, was man wagen will, Überlegung, wie es anzufangen sei, Benützung der günstigen Zeit und Umstände und hintennach, wenn man sein mutiges A gesagt hat, ein besonnenes B und ein bescheidenes C. Aber so viel muß

wahr bleiben: Wenn etwas Gewagtes unternommen werden soll und es nicht anders sein kann, so ist ein frischer Mut zur Sache der Meister und der muß dich durchreißen. Aber wenn du immer willst und nie anfängst, oder wenn du schon angefangen hast und es dich wieder reut, guter Freund, dann ist „schlecht gewagt, ganz verloren.“  
P. Hebel.

### 86. Sprichwörter.

Jeder Mensch ist seines Glückes Schmied. — Wer viel begehrt, dem mangelt viel. — Den leeren Schlauch bläst der Wind auf, den leeren Kopf der Dünkel. — Den Baum muß man biegen, so lang' er jung ist. — Müßiggang ist aller Laster Anfang. — Es ist nicht alles Gold, was glänzt. — Morgenstunde hat Gold im Munde. — Rom ist nicht an einem Tage erbaut worden.

### 87. Gegen den Dämon Alkohol.

Aussprüche berühmter Männer.

Das Beste ist das Wasser.

Pindar,

größter lyrischer Dichter der Griechen, lebte von 522 bis 442 v. Chr. G.

O du unsichtbarer Geist des Weins! Wenn du noch keinen Namen hast, der dich kennzeichnet, so heiße: Teufel!

William Shakespeare (1564—1616),

größter englischer Dichter.

Durch meine, meines Vaters und meines Großvaters Erfahrungen, die sich über mehr als ein Jahrhundert erstrecken, bin ich zu der Überzeugung gelangt, daß keine andere Ursache so viel Leiden, Krankheit und Elend erzeugt wie der Genuß alkoholischer Getränke.

Darwin (1809—1882),

Naturforscher des 19. Jahrhunderts.

Die Trunksucht ist der größte Feind der Sparsamkeit. Nur der nüchterne, mäßige Mann kann von dem Ertrage seiner Arbeit einen Sparpfennig für die Zeit der Not zurücklegen.

Robert von Mohl,

berühmter deutscher Staatsmann.

Unmäßiges Essen und Trinken befördert viele Menschen zu Grabe. Es kommen mehr Menschen durch Bratspieße um, als durch Degen ermordet werden, und mehr Leute finden durch Krüge als im Kriege ihren Untergang.

Schweizerische Blätter für Gesundheitspflege.

Ganz unzweifelhaft ist der Alkohol in jeder Gestalt, auch als leichtes Bier oder leichter Wein ein Gift für das gesunde Kind. Er schädigt es schon deshalb, weil er ihm den Geschmack an der Milch, dem wichtigsten

Kindernahrungsmittel, verdirbt und so dessen Ernährung beeinträchtigt. Der Genuß geistiger Getränke stört früher oder später die Gesundheit und verkürzt das Leben.

Dr. L. Thomas,  
Professor an der Universität zu Freiburg.

Ich selbst trinke weder Bier noch Brantwein. Ein gesunder Mensch braucht bei mäßiger Anstrengung überhaupt kein solches Reizmittel; und es für Kinder zu verwenden, wie es leider vielfach geschieht, ist geradezu frevelhaft.

Generalfeldmarschall Helmut Graf von Moltke.

Es ist ein Krebschaden unserer Zeit, daß man Kindern Wein und Bier bei Tische reicht.

Germann Nothnagel,  
Professor an der Universität in Wien.

## 88. Das Eisen.

Was unter den Tieren das Pferd, das ist unter den Metallen das Eisen für das Menschenleben; ich möchte dieses Metall auch ein treues, arbeitames Haustier nennen, das gleich dem Pferde mit dem Menschen auf das Acker- und auf das Schlachtfeld zieht, das alle Leiden und Freuden des Lebens begleitet, wenn es dieselben auch nicht selber empfindet. Ohne Eisen könnten wir keinen Augenblick leben; denn das Eisen rollt in unserem Blute und gibt ihm die rote Farbe; das Eisen fertigt die Wiege des Säuglings und den Sarg des Toten; das Eisen baut uns die Häuser, wärmt uns die Zimmer, schließt uns die Türen. Das Eisen pflügt unsere Acker, mäht unsere Wiesen und Felder und hilft das erworbene Gut uns schützen, wenn die Feinde den Herd und die Freiheit bedrohen.

Der Gott, der Eisen wachsen ließ,  
Der wollte keine Knechte;  
Drum gab er Säbel, Schwert und Speiß  
Dem Mann in seine Rechte.

Mit dem Eisen stärken wir den Huf unserer Pferde und zügeln ihren wilden Mut; aus Eisen bereiten wir dem Dampfwagen, diesem geflügelten Rosse, eine Straße; durch Eisen endlich erzeugen wir jenen elektrisch-magnetischen Strom, der mit der Schnelligkeit des Blitzes auf dünnem Drahte unsere Gedanken fortträgt von Stadt zu Stadt, von Land zu Land. Unsere Zeit baut Schiffe aus Eisen und errichtet eiserne Häuser und Kirchen. Und selbst die feinsten Schmucksachen werden jetzt aus Eisen gegossen. Gold und Silber sind freilich glänzender und schöner; aber wir können der silbernen Pokale und goldenen Ringe entbehren, und wer nicht mit silbernen Löffeln und Gabeln speisen kann, läßt sich's auch mit eiserner Gabel und einem

Blechlöffel wohlschmecken. Das Eisen ist das allerunscheinbarste, schmutzloseste Metall und doch müssen wir erst durch seine Hilfe die übrigen Metalle gewinnen und können mit ihm alle übrigen Metalle ersetzen. Das Eisen ist wie das Getreide zur Erhaltung des Leibes und des Lebens erschaffen, es ist uns nötig wie das tägliche Brot.

Die gütige Vorsehung hat aber auch Sorge getragen, daß dieses allernützlichste Metall in Hülle und Fülle auf Erden vorhanden sei, in viel größeren Massen als jedes andere Metall. Sie hat es jedoch vorzugsweise in die gemäßigten und kälteren Länder gepflanzt, wo der Mensch berufen ist, seine Kräfte aufzuraffen im Kampfe mit der rauhen Natur, wo starke Fäuste und sehnige Glieder, wo heller Verstand und kräftiger Wille zu Hause sind. Das Eisen drängt sich nach den Polen der Erde; unter dem Äquator ist wenig zu finden. In Europa hat bisher dasjenige Land das meiste Eisen erzeugt, welches sehr tatkräftige Menschen hat, nämlich England. Großbritannien zunächst stehen die Vereinigten Staaten; dann folgt Deutschland. Besonders eisenreich sind die nordischen Länder, Rußland, Schweden; Norwegen könnte noch mehr Eisen erzeugen als England, wenn es in seiner Bevölkerung und Gewerbtätigkeit günstiger gestellt wäre; in Schweden sind wirkliche Eisenberge, die fast nur aus Eisenstein bestehen. Das bedeutendste Eisenbergwerk dajelbst ist in Dannemora.

Das Eisen, welches das nützlichste und verbreitetste Metall ist, hat auch zugleich den geringsten Preis. Und doch braucht man, um aus dem Eisenerze das reine Metall zu gewinnen, viel größere Mühe als bei den anderen Metallen; denn um das Eisen zu schmelzen, bedarf es der höchsten Hitze, welche unsere Öfen hervorbringen, als wollte es dem Menschen von vornherein zeigen, daß der Segen, welchen der Schöpfer in dieses Metall gelegt hat, nur durch den angestrengtesten Fleiß errungen wird. Da das Eisen, von der Hand des Menschen geschwungen, in allen Verhältnissen des Lebens ein bequemes Werkzeug sein soll, ist es einerseits viel leichter als Gold, auch leichter als Silber und Kupfer und Blei, andererseits wieder das härteste Metall, mit dem sich andere Steine und Metalle bearbeiten lassen. An Zähigkeit und Dehnbarkeit wetteifert es mit dem Golde, und wie elastisch es ist, kannst du schon an deiner Stahlfeder oder an einer Degenklinge oder an der Uhrfeder sehen, die das künstliche Räderwerk an einer Taschenuhr treibt. Den harten, elastischen Stahl können weder Gold noch Silber noch Kupfer ersetzen.

A. W. Grube.

### 89. Geschichte eines Wassertropfens.

Im weiten Meere sprangen im hellen Sonnenschein tausend und aber tausend kleine Tropfen wie lustige Kinder auf dem Schoße ihrer

Mutter und ließen sich vom Winde hin und her schaukeln. Ein Söhnchen in der zahlreichen Tropfenfamilie war besonders mutwillig und wollte immer am höchsten springen; aber es fiel sowie seine andern Brüder immer wieder in den Schoß der Mutter zurück. Wenn es dann aufschaute zum klaren, blauen Himmel, der sich wie ein zweiter Ozean hoch über dem Meere wölbte, so erfaßte es die Reise-lust, eine gewaltige Sehnsucht, sich in die Luft emporzuschwingen und von oben herab die Erde zu beschauen. Da bat und flehte denn der kleine Tropfen die Sonne an, daß sie ihn doch einmal zu sich emporziehen möchte. Der großen Sonne gefiel der kühne Mut des Wichtleins und sie gewährte seine Bitte. Sogleich schickte sie einige von ihren Strahlen ab und im Nu waren diese unten im Meere an-gelant, um das Tröpfchen mit sich zu nehmen in die Luft. Damit es aber dem armen Tropfen nicht an Reisegefährten gebräche, nahmen die Sonnenstrahlen noch eine Schar anderer Tröpflein mit.

Im schnellsten Laufe eilten alle Tropfen der Sonne zu, sie stiegen immer höher und höher, bis es ihnen ganz schwindelig wurde. Als sie hoch genug gestiegen waren, kamen sie an einen Luftstrom — denn da oben gibt es auch Ströme wie unten auf der Erde, nur ist kein Wasser darin, sondern Luft. In diesen Luftstrom sprangen sie hinein und ließen sich von demselben fortführen weit über das Meer hinweg dem Lande zu. Das war eine Lust, so schnell durch den Luftozean hinzusegeln! Und wie erstaunten sie, als tief unter ihnen eine ganz neue Welt sich zeigte! Sie schauten hernieder auf grüne Wiesen und wallende Kornfelder, auf Bäume und Büsche und Städte und Dörfer. Doch als der Tag immer heißer und schwüler ward, gingen dem übermütigen Gesellen die Kräfte aus; er wollte stillhalten und ausruhen. Aber auf seinem Wege stand kein Grashalm, war kein Schatten für den müden Wanderer zu finden. Er hätte weinen mögen vor lauter Müdigkeit und schrie in seiner Not zur guten Sonne: „Laß mich wieder hinab auf die Erde oder zu meiner Mutter, dem Meere!“ Als er dies gesprochen, hörte er tausend und aber tausend Stimmchen hinter sich, die riefen alle dasselbe und stimmten in seine Bitte ein; denn es waren seine Brüder, die unsichtbar neben ihm schwammen. Da erbarmte sich die liebe Sonne und schickte einen kühlen Wind, der alle die kleinen Tröpfe zusammentrieb in eine graue Wolke. In dem dichten Nebel konnten sich die Brüder anfänglich gar nicht erkennen, sie drängten und drückten einander und wußten nicht, wie ihnen geschah, bis sie sich auf einmal in sichtbare, runde Wassertröpfchen verwandelt sahen und in

schnellem Laufe der Erde zueilten. Das rauschte und plätscherte, als das kleine Heer auf der Erde unten ankam! Die Menschen aber sprachen: Es regnet.

Ein Teil der Tropfen fiel auf einen hohen Berg und unser kleiner Held stürzte gleichfalls hier nieder. Doch der hohe Fall tat ihm gar nicht wehe, munter und guter Dinge sprang er an dem steilen Felsabhänge hinunter und seine Brüder eilten hinter ihm drein. Bald aber war wieder ein ganzes Heer beisammen und jeder hielt so eng und fest an dem andern, daß sie anwuchsen zu einem schäumenden Waldbache.

Als sie so zusammen eine Strecke fortgehüpft waren, immer bergab, hörten sie im Tale drunten ein Klappern, und als sie näher kamen, erblickten sie ein Haus, an dessen Hinterseite sich ohne Aufhören ein Rad drehte, über welches der Bach hinwegbrauste. Es war eine Mühle. Zu Tausenden sprangen die kleinen Tropfen über das Rad und traten so kräftig auf, daß es sich vor ihnen beugte. Unser Tröpflein machte mutig den halbsbrechenden Sprung, und als es hinabstürzte, war es, als müßte es im schäumenden Wasserstrudel unter dem Rade sein Grab finden. Aber bald arbeitete es sich mutig empor und schwamm ruhig und wohlgenut weiter. Sein Weg führte zu einem Teiche, in welchen der Bach mündete. Auf dem Teiche schwammen Enten und Gänse, am Rande hatten die Frösche ihre Wohnung aufgeschlagen. Aus dem Schlamm Boden erhoben sich Karpfen und Schleihen, plätscherten und sprangen über den Wasserspiegel empor. Das machte unserem kleinen Tropf viel Spaß und er beschloß, eine Zeitlang in dieser kleinen Welt zu verbleiben.

Da kam aber eine Frau mit der Gießkanne in der Hand, beugte sich zu dem Teiche herab, erhaschte das Tröpflein in ihr Gefäß und spritzte es auf ihre weiße Leinwand, welche neben dem Teiche zum Bleichen ausgespannt war. Nun saß der arme Tropfen auf dem Trockenen und er wäre schier verschmachtet, hätte nicht die gute Sonne mit ihren hell blickenden Augen zu rechter Zeit seine Not bemerkt. Rasch zog sie ihn mit seinen Brüdern aufwärts, so daß keine Spur von ihnen auf der Leinwand zurückblieb, und wohlgenut schwamm er wieder im blauen Luftmeere dahin.

Um dem wanderlustigen Gesellen die Reiselust etwas zu vertreiben, schickte ihn die Sonne in ein weites Flachland. Die Reise war lang; ein scharfer Wind wehte von Norden her, der machte die Luft sehr frostig und es kamen wieder Tausende von Wassertröpfchen zusammen, als wollten sie sich aneinander wärmen. Da, o Wunder,

geschah plötzlich eine Verwandlung! Jedes Wassertröpflein ward zu einem weißen, silberhellen Stern, geziert mit feinen Nadeln und Härchen. Wie weiße Schmetterlinge schwebten die Eissternchen, im bunten Tanze durcheinander hüpfend, zur Erde herab. Da sagten die Menschen: Es schneiet.

Unser kleiner, nun zu Schnee gefrorener Held war mit Tausenden seiner Mitbrüder auf einen Acker niedergefallen. Gleich einer warmen Winterdecke legten sie sich über das Feld hin und schützten die im Schoße der Erde keimenden Körner und die Würzelchen vor dem strengen Winterfroste. Sie selber sahen und hörten nichts; denn sie schliefen den langen Winterschlaf. Wohl ein Vierteljahr lang mochten sie so in Erstarrung zugebracht haben; da stieg die liebe Sonne wieder höher am Himmel auf, kam immer näher heran und ließ durch warme Frühlingslüfte ihre Ankunft dem ganzen Heere der Wassertropfen melden, die alle in weißer Uniform unbeweglich auf dem Felde in Reih' und Glied lagerten. „Stehet auf, ihr Schläfer, und rüstet euch zum Marsch!“ — So erscholl der laute Weckruf und diese Stimme ward von allen gehört. Munter regten und hurtig bewegten sich alle, sie warfen das Schneekleid ab, um schneller marschieren zu können; und nun konnte man wieder die fließenden bloßen Wassertröpflein schauen. Eine Abteilung von ihnen senkte sich in die Erde hinab, um den keimenden Körnlein einen Labetrunk zu bringen, eine zweite stieg gerade zum Himmel an, setzte sich in die großen Wolkenschiffe und segelte mit diesen nach dem Süden in die heißen Länder, die sehnlichst nach Regen verlangten. Aber unser kleiner Held stellte sich an die Spitze der dritten Truppe, die jetzt von dem Acker weg zur Talrinne hinabzog und hier in langen Zügen in geschlossenen Gliedern sich talabwärts bewegte. Diese kriegslustigen Tropfen hatten sich zu einem mutig daherbrausenden Bache gebildet. Das war ein Plaudern, Murmeln und Lärmen, als immer mehr Tröpflein zusammenkamen und sich fragten und wieder erkannten und des Wiedersehens sich freuten! Das Heer der kleinen Reisigen wuchs mit jeder Minute, immer mehr und mehr Begleiter fanden sich ein. Wie erstaunten sie, als es plötzlich in ein breites Flußtal ging und ein starker, breiter, voller Strom stolz seine Wellen ihnen entgegenwälzte! Unser kleiner Wagehals sprang vor Freude auf die Schultern seiner Kameraden und eilte über diese hinweg, um als der erste den prächtigen Strom zu begrüßen.

Dieser war nicht wenig erfreut zu sehen, wie so viel rüstiges, frisches Volk in allerlei Bächen ihm zuströmte und seine Macht ver-

mehrte. Die Tröpflein aber waren nicht wenig stolz darauf, zu einem so großen Flusse zu gehören, durch den sie stark wurden, die schwersten Schiffe zu tragen! Jeden Augenblick sah der gute Tropfen etwas Neues: kleine und große Städte am Ufer, Mühlen, die gleich schwimmenden Inseln im Strome standen. Doch das merkwürdigste Schauspiel wartete seiner, als er an einer großen Handelsstadt vorüberfuhr und in den Hafen derselben einmündete. Da wimmelte es von Schiffen aller Art, breiten und schmalen, hohen und niedrigen; noch nie hatte er so viele schwimmende Häuser beisammen gesehen. Es war anzuschauen wie ein lebendiger Wald, aus dem Grunde des Meeres gewachsen, so viele Mastbäume ragten da empor. Und Fahnen und Wimpel, rot und blau und grün und weiß, flatterten lustig in der Luft, Matrosen aus allerlei Volk sangen und arbeiteten auf dem Verdeck. Und rings in einem großen Halbkreise standen schöne Paläste, so hoch wie die Kirchtürme. Da hinein wurden die Warenballen geschafft und an Rollen aufgewunden bis in die obersten Räume. Das alles betrachtete das Tröpflein, auf dem Steuerruder eines Kauffahrteischiffes sitzend; es hätte wochenlang da sitzen mögen und die Zeit wäre ihm nicht zu lang geworden.

Als indessen eines Tages die Matrosen desselben Schiffes ihr Lied anstimmten: „Morgen, da geht's in die wogende See!“ da war der kleine Meeressohn doch ergriffen von heftiger Sehnsucht, heimzukehren zu der lieben Mutter, von der er schon so lange getrennt war. Er hüpfte und sprang voll Freude und Ungeduld, als die Segel gespannt und die Anker gelichtet wurden; er kletterte auf den obersten Rand des Steuerruders und segelte mit dem Schiffe lustig dem Meere zu. Es dauerte gar nicht lange, da schwand zu beiden Seiten das Land; große und starke Wogen, vor denen die kleinen Flußwellen sich beugten, stürzten heran, wie um sie zu begrüßen und heimzuholen zur Mutter, die längst ihrer Ankunft harrete. Nun sprang unser Held von seinem Sitze herab und stürzte sich in das frohe Getümmel, um den erstaunten Brüdern, die im Meere zurückgeblieben waren, seine Wanderfahrten zu erzählen, wie weit er gereist, wo er gewesen sei, was er gesehen habe. Das Meer aber freute sich des zurückkehrenden Kindes, öffnete die Arme und zog es an die liebende Mutterbrust.

A. W. Grube.

### 90. Rätsel.

Von Perlen baut sich eine Brücke  
Hoch über einen grauen See;

Sie baut sich auf im Augenblicke  
Und schwindelnd steigt sie in die Höh'.

Der höchsten Schiffe höchste Masten  
Ziehn unter ihrem Bogen hin;  
Sie selber trug noch keine Lasten  
Und scheint, wie du ihr nahst, zu fliehn.

Sie wird erst mit dem Strom und schwindet  
Sowie des Wassers Flut versiegt.  
So sprich, wo sich die Brücke findet  
Und wer sie künstlich hat gefügt!

Friedrich Schiller.

### 91. Aus Mozarts Jugendleben.

Die Abendsonne warf ihre freundlichen Strahlen in das reinliche, nett aufgeräumte Zimmer, als sich der kleine Wolfgang zum Schreibtische seines Vaters schlich. Mutter und Schwester arbeiteten im Nebenzimmer. Es herrschte tiefe Ruhe, die nur durch die schmetternden Töne des kleinen Kanarienvogels von Zeit zu Zeit unterbrochen wurde, welcher der scheidenden Sonne seine Abschiedsgrüße zurief.

Auf einem Stuhle kniend, den einen Arm auf den Schreibtisch des Vaters gelehnt, das Köpfchen auf die Hand gestützt, blickte der Knabe starr und sinnend vor sich hin. Und doch mußte ein kühner Gedanke dies kleine Gehirn in Tätigkeit setzen; denn aus den aufleuchtenden und wieder in sich selbst versinkenden Blicken sprach unzweifelhaft eine angestrengte geistige Tätigkeit. Dabei bewegten sich leise die Lippen und von Zeit zu Zeit verkündete der Ton einer zarten kindlichen Stimme ein Suchen der geahnten, dem geistigen Ohre vorschwebenden Melodien.



Wolfgang A. Mozart.

Jetzt plötzlich flammte es in allen Zügen des Kindes wie ein Wetterleuchten auf. Rasch ergriff der Kleine einen auf dem Tische liegenden Bogen Notenpapier, nahm eine Feder, tauchte sie ein und fing an, Noten zu schreiben.

Aber, o Schrecken und Unglück! Er hatte in seiner Begeisterung die Feder bis auf den Boden eines Tintenfasscs gestossen und schon die dritte Note verschwand unter einem gewaltigen Tintenkleckse.

Der kleine Komponist schien indessen wenig Wert darauf zu legen. Ohne sich stören zu lassen, fuhr er mit der flachen Hand darüber hin, daß es einen großen, mattgrauen, langgezogenen Fleck gab; in seinen Gedanken aber ließ er sich nicht stören. Noten auf Noten deckten bald das Papier, der Eifer des Kindes stieg; doch folgten auch Tintenkleckse auf Tintenkleckse, und da diese alle wie ihr erstgeborener Bruder mit der flachen, jetzt auch von der Tinte beschmutzten Hand weggewischt wurden, so kann man sich denken, wie das Notenblatt bald aussah. Und dennoch läßt sich der kleine, vor Zorn über die Kleckse jetzt bitterlich weinende Wolfgang noch immer nicht stören. Die Tränentropfen mischten sich mit den Tintenflecken. Es hilft nichts, die kleine, unerbittliche Hand verwischt auch sie und immer mehr Noten, die in der That fast unleserlich erscheinen, aber sie stehen doch da und — jetzt öffnet sich die Thür und der Vater, vom Grafen Herberstein begleitet, tritt ein.

Der kleine Tondichter hört sie nicht, er summt eine Melodie, er schreibt, streicht aus, schreibt wieder, macht einen neuen Kleck, wischt, schreibt und jetzt — jetzt stößt er einen Freudenschrei aus und wirft die Feder aus den ganz von Tinte geschwärzten Fingerchen.

Da auf einmal ruft es: „Was machst du denn da, Wolfgang?“ Wolfgang sieht sich um und gewahrt seinen Vater mit dem fremden Herrn. Er läßt sich durch die fremde Erscheinung nicht aus der Fassung bringen und mit strahlendem Auge sagt er, das Notenblatt freudig erhebend: „Papa, ein Klavierkonzert; der erste Teil ist schon fertig.“

Der alte Mozart und Graf Herberstein sehen einander lachend an. Der Vater aber ruft scherzend: „Laß sehen, das muß was Schönes sein.“

Doch der Junge zieht das Papier zurück und entgegnet eifrig: „Nein, nein, es ist noch nicht fertig!“ Auf des Vaters wiederholtes Drängen gibt er endlich das Notenblatt doch her und nun fangen die beiden Männer herzlich zu lachen an; denn das Blatt sah in seiner jetzigen Färbung mit all seinen Flecken und Kratzfüßen wunderbarlich genug aus.

Doch sieh! Plötzlich verstummt der Vater, mit wachsendem Staunen blickt er die Noten an. Seine Augen füllen sich mit Tränen, mit Tränen der Freude, der Bewunderung, des Entzückens.

„Sehen Sie nur, sehen Sie nur, lieber Graf!“ ruft er jetzt dem Freunde zu und zeigt ihm das Blatt. „Sehen Sie nur, wie alles richtig und nach den Regeln der Kompositionslehre gesetzt ist; nur kann man es nicht brauchen, weil es außerordentlich schwer ist.“

„Dafür ist es auch ein Konzert,“ rief mit Selbstbewußtsein der kleine Tondichter. „Man muß es so lange üben, bis man es herausbringt. Sehen Sie, mein Herr, so muß es gehen,“ sagte er zu dem Grafen.

Und bei diesen Worten sprang Wolfgang zum Klavier und fing an zu spielen. Wohl konnte er die Schwierigkeiten seiner ersten musikalischen Schöpfung auch nicht gleich überwinden, er konnte den schweren Satz mit seinen kleinen Fingerchen nicht gleich richtig ausführen; aber so viel brachte er doch heraus, daß seine Zuhörer, zu denen sich inzwischen Mutter und Schwester gesellt hatten, recht gut ersehen konnten, was er damit gewollt hatte.

Das Konzert war richtig und für ein ganzes Orchester geschrieben. Alle standen sprachlos vor Staunen; dann zog Vater Mozart sein Kind an sich, drückte es an seine Brust, küßte es und rief, zu Tränen gerührt, mit gerechtem Vaterstolze: „Wolfgang, du wirst ein großer Mann.“

Und der Graf wiederholte: „Ja, der wird ein großer Mann und sein Vaterland wird einst mit Stolz auf ihn blicken.“ Und zu dem Vater gewandt, setzte er, anknüpfend an ein auf dem Heimwege von Hellbrunn \*) geführtes Gespräch hinzu: „Wer ist jetzt reicher, lieber Mozart, Seine Hochfürstlichen Gnaden der Erzbischof oder Ihr, der glückliche Vater?“

„Ich,“ rief Vater Mozart mit leuchtendem Auge „und diese Stunde gebe ich für kein Königreich hin.“

Aus Obentrauts „Jugendbibliothek“.

## 92. Das Lied vom braven Mann.

Hoch klingt das Lied vom braven Mann  
Wie Orgelton und Glockenklang.  
Wer hohen Muts sich rühmen kann,  
Den lohnt nicht Gold, den lohnt Gesang.  
Gottlob, daß ich singen und preisen kann,  
Zu singen und preisen den braven Mann!

Der Tauwind kam vom Mittagsmeer  
Und schnob durch Welschland trüb und feucht,  
Die Wolken flogen vor ihm her,  
Wie wenn der Wolf die Herde scheucht.  
Er fegte die Felder, zerbrach den Forst;  
Auf Seen und Strömen das Grundeis borst.

Am Hochgebirge schmolz der Schnee;  
Der Sturz von tausend Wassern scholl;  
Das Wiesental begrub ein See;

\*) Hellbrunn, Lustschloß, gehörte einst dem Erzbischof von Salzburg.

Das Landes Heerstrom wuchs und schwoll;  
Hoch rollten die Wogen entlang ihr Gleis  
Und rollten gewaltige Felsen Eis.

Auf Pfeilern und auf Bogen schwer,  
Aus Quaderstein von unten auf,  
Lag eine Brücke drüber her  
Und mitten stand ein Häuschen drauf;  
Hier wohnte der Zöllner mit Weib und Kind.  
O Zöllner, o Zöllner, entfleuch geschwind!

Es dröhnt' und dröhnte dumpf heran;  
Laut heulten Sturm und Wog' ums Haus.  
Der Zöllner sprang zum Dach hinan  
Und blickt' in den Tumult hinaus. —  
„Barmherz'ger Himmel, erbarme dich!  
Verloren, verloren, wer rettet mich?“

Die Schollen rollten Schuß auf Schuß  
Von beiden Ufern, hier und dort,  
Von beiden Ufern riß der Fluß  
Die Pfeiler samt den Bogen fort.  
Der bebende Zöllner mit Weib und Kind,  
Er heulte noch lauter als Sturm und Wind.

Die Schollen rollten Stoß auf Stoß,  
An beiden Enden, hier und dort,  
Zerborsten und zertrümmert schoß  
Ein Pfeiler nach dem andern fort.  
Bald nahte der Mitte der Umsturz sich.  
„Barmherziger Himmel, erbarme dich!“

Hoch auf dem fernen Ufer stand  
Ein Schwarm von Gaffern, groß und klein,  
Und jeder schrie und rang die Hand,  
Doch mochte niemand Retter sein.  
Der bebende Zöllner mit Weib und Kind  
Durchheulte nach Rettung den Strom und Wind.

Rasch galoppiert' ein Graf hervor,  
Auf hohem Roß ein edler Graf.  
Was hielt des Grafen Hand empor?

Ein Beutel war es, voll und straff. —  
„Zweihundert Pistolen sind zugesagt  
Dem, welcher die Rettung der Armen wagt!“

Hallo, hallo, frisch auf gewagt!  
Hoch hielt der Graf den Preis empor.  
Ein jeder hört's, doch jeder zagt;  
Aus Tausenden tritt keiner vor.  
Vergebens durchheulte mit Weib und Kind  
Der Zöllner nach Rettung den Strom und Wind. —

Sieh, schlecht und recht ein Bauersmann  
Am Wanderstabe schritt daher,  
Mit grobem Kittel angetan,  
An Wuchs und Antlitz hoch und hehr.  
Er hörte den Grafen, vernahm sein Wort  
Und schaute das nahe Verderben dort.

Und kühn, in Gottes Namen, sprang  
Er in den nächsten Fischerfahn;  
Trotz Wirbel, Sturm und Wogendrang  
Kam der Erretter glücklich an;  
Doch wehe, der Rachen war allzu klein,  
Der Retter von allen zugleich zu sein.

Und dreimal zwang er seinen Rahn  
Trotz Wirbel, Sturm und Wogendrang.  
Und dreimal kam er glücklich an,  
Bis ihm die Rettung ganz gelang.  
Raum kamen die letzten in sichern Port,  
So rollte das letzte Getrümmer fort.

„Hier,“ rief der Graf, „mein wackerer Freund,  
Hier ist dein Preis! Komm her, nimm hin!“  
Sag' an, war das nicht brav gemeint?  
Bei Gott, der Graf trug hohen Sinn!  
Doch höher und himmlischer, wahrlich, schlug  
Das Herz, das der Bauer im Kittel trug!

„Mein Leben ist für Gold nicht feil;  
Arm bin ich zwar, doch ess' ich satt.  
Dem Zöllner werd' Eu'r Gold zu teil,

Der Hab und Gut verloren hat!"  
So rief er mit herzlichem Biederton  
Und wandte den Rücken und ging davon.

Hoch klingst du, Lied vom braven Mann,  
Wie Orgelton und Glockenklang!  
Wer solchen Muts sich rühmen kann,  
Den lohnt kein Gold, den lohnt Gesang.  
Gottlob, daß ich singen und preisen kann,  
Unsterblich zu preisen den braven Mann!

G. A. Bürger.

### 93. Vom Sparen.

Wie du sparen sollst? Gib weniger aus, als du verdienst! Immer sollte ein Teil des Verdienstes für die Zukunft zurückgelegt werden. Sei auch sparsam mit der Zeit, denn Zeit ist Geld!

Bezahle alles sofort! Schulden drücken. Wer seine Schulden bezahlt, verbessert seine Güter. Es ist besser, ohne Brot zu Bette zu gehen, als mit Schulden aufzustehen.

Gib kein Geld für entbehrliche, überflüssige Dinge aus! Solche Dinge, mögen sie noch so billig sein, werden immer zu teuer bezahlt, und wer kauft, was er nicht benötigt, wird bald verkaufen müssen, was er braucht. „Samt und Seide löschen das Feuer in der Küche aus.“ Wie groß sind oft die überflüssigen Ausgaben für Tabak, Zigarren und geistige Getränke! Und welchen Schaden stiften sie!

Dagegen sind die Ausgaben für kräftige, nahrhafte Kost gerechtfertigt. Wer sich schlecht nährt, schädigt seine Gesundheit; er entzieht dem Geiste die nötige Spannkraft. Gut angewandt sind die Ausgaben für zweckmäßige Kleidung, für eine gesunde, sonnige Wohnung, für gute Erziehung der Kinder.

Einnahmen und Ausgaben sollen genau verzeichnet werden. Ein ordnungsliebender Mann kennt im voraus seinen Bedarf, weiß aber auch, welche Mittel ihm zur Verfügung stehen. Daher werden seine Ausgaben niemals die Einnahmen überschreiten. In der Haushaltung ist es insbesondere die Frau, welche die Einnahmen und Ausgaben in Übersicht halten und in Einklang bringen muß. „Sie herrscht weise im häuslichen Kreise und mehrt den Gewinn mit ordnendem Sinn.“

Der Hausherr und die Hausfrau müssen darauf achten, daß in der Hauswirtschaft nichts verloren gehe, daß alles seiner Bestimmung gemäß verwendet werde. „Des Herrn Auge macht die Pferde fett, er sieht mit einem Auge mehr als der Diener mit viere.“ Selbst den höchstgestellten

Leuten gereicht es nur zur Ehre, wenn sie sich persönlich um ihre Angelegenheiten kümmern. Und bei minderbemittelten Leuten ist es, sollen Haushaltung und Geschäft nicht den Krebsgang gehen, durchaus nötig, daß das Auge des Herrn nach allem sieht.

Schone deine Schulgeräte und deine Kleider, sowie Vater und Mutter den gesamten Hausrat lange zu erhalten suchen, um nicht so bald neue Sachen kaufen zu müssen!

Du sparst, indem du dein Leben versicherst. „Rasch tritt der Tod den Menschen an.“ Du erhältst den versicherten Betrag nach einer bestimmten Reihe von Jahren oder sorgst durch die Versicherung für jene Angehörigen, die dich überleben.

Der Sparfame mehrt seine Güter, hält sich in Zucht und Ordnung und bewahrt sich vor Leichtsinne und unnötigen Ausgaben. Er gewinnt Freude am Dasein, weil seine Arbeit von Erfolg begleitet ist, und jenen Sinn für Unabhängigkeit, der das Kennzeichen eines freien Bürgerstandes ist.

Franz Rudolf.

#### 94. Friedrich Rothbart.

Tief im Schoße des Kyffhäusers bei der Ampel rotem Schein  
Sitzt der alte Kaiser Friedrich an dem Tisch von Marmorstein.

Ihn umwallt der Purpurmantel, ihn umfängt der Rüstung Pracht,  
Doch auf seinen Augenwimpern liegt des Schlafes tiefe Nacht.

Borgesunken ruht das Antlitz, drin sich Ernst und Milde paart,  
Durch den Marmortisch gewachsen ist sein langer, goldner Bart.

Rings wie eh'rne Bilder stehen seine Ritter um ihn her,  
Harnischglänzend, Schwertumgürtet, aber tief im Schlaf wie er.

Heinrich auch, der Osterdinger, ist in ihrer stummen Schar  
Mit den liederreichen Lippen, mit dem blondgelockten Haar.

Seine Harfe ruht dem Säng' er in der Linken ohne Klang,  
Doch auf seiner hohen Stirne schläft ein künftiger Gesang.

Alles schweigt, nur hin und wieder fällt ein Tropfen vom Gestein,  
Bis der große Morgen plötzlich bricht mit Feuerzglut herein;

Bis der Adler stolzen Fluges um des Berges Gipfel zieht,  
Daß vor seines Fittichs Rauschen dort der Rabenschwarm entflieht.

Aber dann wie ferner Donner rollt es durch den Berg herauf  
Und der Kaiser greift zum Schwerte und die Ritter wachen auf.

Laut in seinen Angeln tönend, springet auf das eh'rne Thor,  
Barbarossa mit den Seinen steigt im Waffenschmuck empor.

Auf dem Helm trägt er die Krone und den Sieg in seiner Hand,  
Schwerter blitzen, Harfen klingen, wo er schreitet durch das Land.

Und dem alten Kaiser beugen sich die Völker all zugleich  
Und aufs neu' zu Aachen gründet er das heil'ge deutsche Reich.

Emanuel Geibel.

### 95. Johanna Sebus.

Der Damm zerreißt, das Feld erbraust,  
Die Fluten spülen, die Fläche saust.  
„Ich trage dich, Mutter, durch die Flut,  
Noch reicht sie nicht hoch, ich wate gut.“ —  
„Auch uns bedenke, bedrängt wie wir sind,  
Die Hausgenossin, drei arme Kind!  
Die schwache Frau! . . . Du gehst davon!“ —  
Sie trägt die Mutter durchs Wasser schon.  
„Zum Böhle da rettet euch, harret derweil;  
Gleich kehr' ich zurück, uns allen ist Heil.  
Zum Bhl ist's noch trocken und wenige Schritt';  
Doch nehmt auch mir meine Ziege mit!“

Der Damm zerschmilzt, das Feld erbraust,  
Die Fluten wählen, die Fläche saust.  
Sie setzt die Mutter auf sichres Land,  
Schön Suschen, gleich wieder zur Flut gewandt.  
„Wohin, wohin? Die Breite schwoll;  
Des Wassers ist hben und drüben voll.  
Verwegen ins Tiefe willst du hinein?“ —  
„Sie sollen und müssen gerettet sein!“

Der Damm verschwindet, die Welle braust,  
Eine Meereswoge, sie schwankt und saust.  
Schön Suschen schreitet gewohnten Steg,  
Umstrmt auch, gleitet sie nicht vom Weg,  
Erreicht den Bhl und die Nachbarin;  
Doch der und den Kindern kein Gewinn!

Der Damm verschwand, ein Meer erbraust's,  
Den kleinen Hügel im Kreis umsaust's.  
Da ghnet und wirbelt der schäumende Schlund  
Und ziehet die Frau mit den Kindern zu Grund;  
Das Horn der Ziege faßt das ein',

So sollten sie alle verloren sein!  
Schön Suschen steht noch strack und gut:  
Wer rettet das junge, das edelste Blut?  
Schön Suschen steht noch wie ein Stern;  
Doch alle Werber sind alle fern.  
Rings um sie her ist Wasserbahn,  
Kein Schifflin schwimmt zu ihr heran.  
Noch einmal blickt sie zum Himmel hinauf,  
Da nehmen die schmeichelnden Fluten sie auf.

Kein Damm, kein Feld! Nur hier und dort  
Bezeichnet ein Baum, ein Turm den Ort,  
Bedeckt ist alles mit Wasserschwall;  
Doch Suschens Bild schwebt überall. —  
Das Wasser sinkt, das Land erscheint  
Und überall wird schön Suschen beweint. —  
Und dem sei, wer's nicht singt und sagt,  
Im Leben und Tod nicht nachgefragt!

Joh. W. Goethe.

### 96. Meine Uhr.

Ich trage, wo ich gehe,  
Stets eine Uhr bei mir;  
Wieviel es geschlagen habe,  
Genau seh' ich's an ihr.

Es ist ein großer Meister,  
Der künstlich ihr Werk gefügt,  
Wenngleich ihr Gang nicht immer  
Dem törichtsten Wunsche g'nügt.

Ich wollte, sie wäre rascher  
Gegangen an manchem Tag;  
Ich wollte, sie hätte manchmal  
Verzögert den raschen Schlag.

In meinen Leiden und Freuden,  
Im Sturm und in der Ruh', —  
Was immer geschah im Leben,  
Sie pochte den Takt dazu.

Und ward sie auch manchmal träger  
Und drohte zu stocken ihr Lauf,  
So zog doch der Meister immer  
Großmütig sie wieder auf.

Doch stünde sie einmal stille,  
Dann wär's um sie geschehn:  
Kein andrer, als der sie fügte,  
Bringt die zerstörte zum Gehn.

Dann müßt' ich zum Meister wandern  
Und ach, der wohnt gar weit,  
Wohnt draussen jenseits der Erde,  
Wohnt dort in der Ewigkeit.

Dann gäb' ich sie ihm zurücke  
Mit dankbar kindlichem Flehn:  
Sieh, Herr, — ich hab' nichts verdorben,  
Sie blieb von selber stehn.

J. G. Seidl.

### 97. Aufmunterung zur Freude.

Wer wollte sich mit Grillen plagen,  
Solang uns Lenz und Jugend blühen?

Wer wollt' in seinen Blütentagen  
Die Stirn in düstre Falten ziehn?

Die Freude winkt auf allen Wegen,  
Die durch dies Pilgerleben gehn.  
Sie bringt uns selbst den Kranz entgegen,  
Wenn wir am Scheidewege stehn.

Noch rinnt und rauscht die Wiesenquelle,  
Noch ist die Laube kühl und grün;  
Noch scheint der liebe Mond so helle,  
Wie er durch Adams Bäume schien.

Noch tönt der Busch voll Nachtigallen  
Dem Jüngling hohe Wonne zu;  
Noch strömt, wenn ihre Lieder schallen,  
Selbst in zerriss'ne Seelen Ruh'.

O, wunderschön ist Gottes Erde  
Und wert, darauf vergnügt zu sein;  
Drum will ich, bis ich Asche werde,  
Mich dieser schönen Erde freu'n!

Ludwig Höltz.

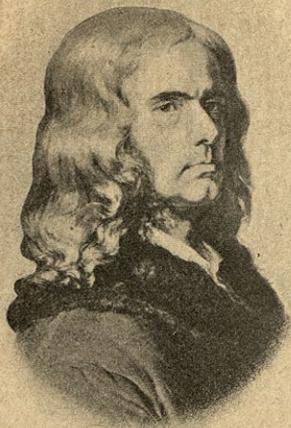
### 98. Frisch gesungen.

Hab' oft im Kreise der Lieben  
In duftigem Grase geruht  
Und mir ein Liedlein gesungen  
Und alles war hübsch und gut.

Hab' einsam auch mich gehärmet  
In bangem, düsterem Mut  
Und habe wieder gesungen  
Und alles war wieder gut.

Und manches, was ich erfahren,  
Verfocht' ich in stiller Mut,  
Und kam ich wieder zu singen,  
War alles auch wieder gut.

Sollst nicht uns lange klagen,  
Was alles dir wehe tut,  
Nur frisch, nur frisch gesungen!  
Und alles wird wieder gut.



Adelbert von Chamisso.

Adelbert von Chamisso.

## 99. Der Mensch und die Vögel.

Die Säuger sind meist die Nutztiere, die Vögel die Vergnügungstiere des Menschen. Jene müssen zollen und geben, wenn sie vom Menschen nicht vertilgt werden wollen, diese genießen eine Bevorzugung vor allen übrigen Tieren: sie besitzen des Menschen Wohlwollen und des Menschen Liebe. Die Anmut ihrer Gestalt, die Schönheit der Farben, die Schnelligkeit und Behendigkeit ihrer Bewegungen, der Wohlklang ihrer Stimme, die Liebenswürdigkeit ihres Wesens ziehen uns unwiderstehlich an. Schon die ersten Menschen, von deren Gefühlen wir Kunde haben, befreundeten sich mit den Vögeln; die Wilden nahmen sie unter ihren Schutz; Priester vergangener Zeiten sahen in ihnen heilige Tiere; Dichter des Altertums und der Gegenwart lassen sich begeistern von ihnen. Ihr Leben, ihre Stimme, ihr Flug, ihre ersichtliche Zufriedenheit mit dem Dasein erhebt und erbaut uns. Ihnen gewähren wir gern die Gastfreundschaft, welche wir den Säugern und noch mehr den Lurcheu entschieden versagen, gewähren sie ihnen, auch wenn sie uns wenig Nutzen bringen; unter ihnen werben wir uns mehr Haus- und Stubengenossen als unter allen übrigen Tieren; selbst wenn wir uns anschicken, ihnen mit Netz und Schlinge nachzugehen, erstirbt die Zuneigung, welche wir für sie hegen, nicht. Sie sind unsere Schoßkinder und Lieblinge. Ihr Leben ist aber auch von hoher Bedeutung für unser Besitztum und Wohlbefinden.

Die Vögel bilden ein unentbehrliches Glied in der Reihe der Wesen; sie sind die Wächter des Gleichgewichtes in der Tierwelt und wehren den verderblichen Übergriffen der anderen Klassen, insbesondere der Kerbtiere, denen preisgegeben, die Natur veröden würde. Ein einziges Vogelpärchen kann uns mehr Nutzen bringen als alle Mitglieder einer Säugetierordnung zusammengenommen. Ihr Nutzen läßt sich weder berechnen noch abschätzen, weil er jede Rechnung oder Schätzung übersteigt; wohl aber berechtigt er jeden, welcher sich mit der Erforschung des Tierlebens beschäftigt, allen denen, welche sich unterrichten lassen wollen, die ernste Mahnung aus Herz zu legen:

„Schutz den Vögeln!“

A. E. Brehm.

## 100. Eine Bitte.

Glücklich sind wir aus fernen, fremden Ländern in unsere geliebte Heimat zurückgekehrt und wollen nun in Stadt und Land unsere früheren Wohnungen beziehen, einen Haushalt gründen und ein friedliches, frohes Leben führen. Wir stellen uns und unsere Nachkommenschaft unter euren kräftigen Schutz und hoffen, daß ihr uns weder an Leib und Leben einen

Schaden zufügen noch uns das kostbarste Gut, die Freiheit, rauben werdet. Insbesondere bitten wir freundlichst und dringendst, zerstöret niemals die von uns mühsam erbauten Nester, nehmt uns nicht unsere Eier hinweg, laßet die junge Brut in unserer Pflege und behandelt uns alle Zeit als gute Freunde. Dafür wollen wir nach unseren besten Kräften durch munteres Hüpfen, Flattern und Fliegen, durch Pfeifen, Schnattern und Singen euch Unterhaltung und Vergnügen bereiten, auf Baum und Busch, Strauch und Kraut, Feld und Vieh die lästigen Schmarotzer wegfangen, so daß Wald und Flur und Gärten gedeihen und die Menschen an Gottes neubelebter Schöpfungspracht Freude und Wonne finden.

Im Namen der Vogelwelt:

Nachtigall, Schwalbe, Storch und Lerche.

Wie wird eure Antwort lauten?

Peter.

### 101. Ihr lieben Vöglein, singt nur fort!

Ihr lieben Vöglein, singt nur fort,  
Solang's vermag die kleine Brust;  
Singt von des Frühlings Herrlichkeit,  
Singt von des Frühlings Lieb' und Lust!

Und fänget ihr auch ewig fort  
Viel tausend Jahre Tag und Nacht,  
Ihr könnet singen nie genug;  
So schön hat Gott die Welt gemacht!

Oskar von Redwig.

### 102. Frühlingseinzug.

Die Fenster auf, die Herzen auf! Geschwinde, geschwinde!	Die Fenster auf, die Herzen auf! Geschwinde, geschwinde!
Der alte Winter will heraus, Er trippelt ängstlich durch das Haus, Er windet bang sich in der Brust Und framt zusammen seinen Wust.	Der Frühling pocht und klopft ja schon, Hörcht, hörcht, es ist sein lieber Ton! Er pocht und klopft, was er kann, Mit kleinen Blumenknospen an.
Geschwinde, geschwinde!	Geschwinde, geschwinde!

Die Fenster auf, die Herzen auf! Geschwinde, geschwinde!	Die Fenster auf, die Herzen auf! Geschwinde, geschwinde!
Er spürt den Frühling vor dem Thor, Der will ihn zupfen bei dem Ohr, Ihn zausen an dem weißen Bart Nach solcher wilden Buben Art.	Und wenn ihr noch nicht öffnen wollt, Er hat viel Dienerschaft im Sold, Die ruft er sich zur Hilfe her Und pocht und klopft immer mehr.
Geschwinde, geschwinde!	Geschwinde, geschwinde!

Die Fenster auf, die Herzen auf!  
Geschwinde, geschwinde!  
Es kommt der Junker Morgenwind,  
Ein pausebackig rotes Kind,  
Und bläst, daß alles klingt und flirrt,  
Bis seinem Herrn geöffnet wird.  
Geschwinde, geschwinde!

Die Fenster auf, die Herzen auf  
Geschwinde, geschwinde!  
Es kommt der Ritter Sonnenschein,  
Der bricht mit goldnen Lanzen ein;  
Der sanfte Schmeichler Blütenhauch  
Schleicht durch die engsten Ritzen auch.  
Geschwinde, geschwinde!

Die Fenster auf, die Herzen auf!  
Geschwinde, geschwinde!  
Zum Angriff schlägt die Nachtigall  
Und horch' und horch', ein Widerhall,  
Ein Widerhall aus meiner Brust!  
Herein, herein, du Frühlingsluft,  
Geschwinde, geschwinde!      Wilhelm Müller.

### 103. Im Frühlinge.

Der Frühling kam, der Frühling rief  
Bom Berg ins Tal hinunter:  
„Wär' euer Schlaf auch noch so tief,  
Ihr Schläfer, werdet munter!“

Da regten tausend Keime sich  
Und wurden stark und stärker  
Und dehnten sich und streckten sich  
Und sprengten ihre Kerker.

Da traten Blätter, zart und weich,  
Aus kleinen braunen Wiegen,  
Um schüchtern an den schlanken Zweig  
Sich innig anzuschmiegen.

Da sprang Schneeglöckchen pfeilgeschwind  
Aus seinem grünen Bette;  
Es glaubte schon das schöne Kind,  
Daß es verschlafen hätte.

Da öffneten sich allzumal  
Die Särge stiller Schläfer;  
Da spielten in der Sonne Strahl  
Die Mücken und die Käfer.

Da wurden auch die Beilchen wach,  
Die tief im Grase wohnen,  
Und bunte Primeln folgten nach  
Und weiße Anemonen.

Da fing mein Herz zu klopfen an  
So schmerzlich und so bange;  
Ein Strom von bittern Tränen ran  
Heiß über meine Wange.

Der Lieben hab' ich still gedacht,  
Die grüne Hügel decken  
Und die der Lenz mit seiner Macht  
Nicht kann vom Schlaf erwecken.

J. Sturm.

#### 104. Der Lenz.

Da kommt der Lenz, der schöne Junge,  
Den alles lieben muß,  
Herein mit einem Freudensprunge  
Und lächelt seinen Gruß;

Und schickt sich gleich mit frohem Necken  
Zu all den Streichen an,  
Die er auch sonst dem alten Recken,  
Dem Winter, angetan.

Er gibt sie frei, die Bächlein alle,  
Wie auch der Alte schilt,  
Die der in seiner Eisesfalle  
So streng gefangen hielt.

Schon ziehn die Wellen flink von dannen  
Mit Tänzén und Geschwätz  
Und spötteln über des Tyrannen  
Zerronnenes Gesetz.

Den Jüngling freut es, wie die raschen  
Hürlärmen durchs Gefild  
Und wie sie scherzend sich erhaschen  
Sein aufgeblühtes Bild.

Froh lächelt seine Mutter Erde  
Nach ihrem langen Harm;  
Sie schlingt mit jubelnder Gebärde  
Das Söhnlein in den Arm.

Nikolaus Lenau.

### 105. Morgenwanderung.

Wer recht in Freuden wandern will,  
Der geh' der Sonn' entgegen;  
Da ist der Wald so kirchenstill,  
Kein Lüftchen mag sich regen;  
Noch sind nicht die Lerchen wach,  
Nur im hohen Gras der Bach  
Singt leise den Morgenegen.

Die ganze Welt ist wie ein Buch,  
Darin uns aufgeschrieben  
In bunten Zeilen manch ein Spruch,  
Wie Gott uns treu geblieben;  
Wald und Blumen nah und fern  
Und der helle Morgenstern  
Sind Zeugen von seinem Lieben.

Und plötzlich läßt die Nachtigall  
Im Busch ihr Lied erklingen,  
In Berg und Thal erwacht der Schall  
Und will sich aufwärts' schwingen;  
Und der Morgenröte Schein  
Stimmt in lichter Glut mit ein:  
Laßt uns dem Herrn lobsinglen!

Em. Geibel.

### 106. Wanderschaft.

Der Mai ist gekommen, die Bäume schlagen aus,  
Da bleibe, wer Lust hat, mit Sorgen zu Haus.  
Wie die Wolken wandern am himmlischen Zelt,  
So steht auch mir der Sinn in die weite, weite Welt.

Frisch auf drum, frisch auf im hellen Sonnenstrahl,  
Wohl über die Berge, wohl durch das tiefe Thal!  
Die Quellen erklingen, die Bäume rauschen all;  
Mein Herz ist wie 'ne Lerche und stimmt ein mit Schall.

O Wandern, o Wandern, du freie Burschenlust!  
Da wehet Gottes Odem so frisch in die Brust;  
Da singet und jauchzet das Herz zum Himmelszelt:  
Wie bist du doch so schön, o du weite, weite Welt!

Em. Geibel.



Friedrich von Bodenstedt.

### 107. Der Frühling.

Wenn der Frühling auf die Berge steigt  
Und im Sonnenstrahl der Schnee zerfließt,  
Wenn das erste Grün am Baum sich zeigt  
Und im Gras das erste Blümlein sprießt,

Wenn vorbei im Tal

Nun mit einem Mal

Alle Regenzeit und Winterqual,

Schallt es von den Höhn

Bis zum Tale weit:

O, wie wunderschön

Ist die Frühlingszeit!

Wenn am Gletscher heiß die Sonne leckt,

Wenn die Quelle von den Bergen springt,

Alles rings mit jungem Grün sich deckt

Und das Lustgetön der Wälder klingt,

Lüfte lind und lau

Würzt die grüne Au

Und der Himmel lacht so rein und blau,

Schallt es von den Höhn

Bis zum Tale weit:

O, wie wunderschön

Ist die Frühlingszeit!

Friedrich von Bodenstedt.

## 108. Der Wald im Frühlinge.

„Christ ist erstanden!“ So rufen die Osterglocken und freudig stimmt die ganze Natur in den Jubel ein. Denn auch sie selbst, die Gotteswelt, ist erstanden, erstanden aus den Ketten und Banden des Winters. Fröhlich grünen die jungen Saaten, munter keimen die Gräser und Kräuter, hoch über Feldern und Triften schmettert die Lerche ihr Osterlied. Duster steht noch der Wald und schweigt; aber tritt nur hinein in den feierlichen Dom, auch hier fehlt es nicht an Zeugen der Auferstehung. (Der entfesselte Bach murmelt und wälzt geschäftig die letzten Eisstücke hinweg; das kleine Moos streckt die Köpfechen der milden Frühlingssonne entgegen, der Esen spielt mit dem Schatten seiner tief ausgeschnittenen Blätter.) Aus der gelben Decke des vorjährigen Laubes blicken schon einige Blumen, die echten Kinder des Frühlings, neugierig hervor: hier rötlichweiße Anemonen und dunkelblaue Leberblümchen, dort am Rande der Waldwiese gelbe Primeln und die ersten Blüten der Erdbeere. Auch die Bäume recken und dehnen sich, die Knospen schwellen und Erlen, Zitterpappeln, Birken und Weiden sind bereits mit jungen Käzchen geziert. Den Blumen eilen die fleißigen Bienen zu, hie und da flattert schon ein Schmetterling. Mit dem Gefrächze des Raben, mit dem heiseren Geschrei des Falken vermischen sich schon die leisen Töne des Zaunkönigs, des Goldhammers, des Finken und des Rotkehlchens. Und horch' — dort flötet bereits der neckische Star.

Wald ergreift König Mai das Zepter. Die matte Oster Sonne erglüht zur Pfingstsonne; der Geist des Herrn geht durch die Lande. Wie die Flur, so strahlt auch der Wald in voller Frühlingspracht. Fichten und Tannen haben ihre Opferkerzen angezündet, Eichen, Buchen und alle andern Laubbäume sind mit hellgrünem Laube geschmückt. Das stille Veilchen wie der brennende Hahnenfuß, die bleiche Sternblume wie der prangende Löwenzahn, der heilende Ehrenpreis wie das Bergischmeinnicht, der Waldmeister und die blauen Glockenblumen verkünden uns den allwaltenden Schöpfer.

Welch ein tausendstimmiges Geschmetter der gefiederten Sänger! Mit dem Propheten der Osterfreude vereinen sich Amsel und Bachstelze, Drossel und Grasmücke, Meise und Zeisig, Hänfling und Rotschwänzchen, Kuckuck und Wiedehopf. Fröhlich klappert der Storch, freudig schwingt sich vom murmelnden Bache in die blauen Lüfte hinein die Schwalbe und herrlich über alles singt die Nachtigall ihr Frühlingslied. Grille und Maikäfer, Häzchen und Eichhörnchen, Hirsch und Reh, Fuchs und Wiesel, alles spielt vergnügt im Sonnenschein, und was jubeln und jauchzen kann, das jubelt und jauchzt im Dome des Waldes.

Nach Theodor Colshorn.

### 109. In der Heimat.

Wo blühen die Blumen so schön,  
Wo singen die Vöglein so hell,  
Wo rauscht von den felsigen Höhn  
So munter der plätschernde Quell,  
Wo leuchtet so golden der Sonne Strahl  
Wie hier im Thal?

Wo stehen die Hütten gebaut  
So friedlich im sonnigen Grund,  
Wo klingen so lockend und traut  
Die Worte der Liebe vom Mund,  
Wo grüßt so freundlicher Augen Strahl  
Wie hier im Thal?

Hab' fröhlich durchwandert die Welt  
Und viel ist mir Holdes gesehn;  
Was Augen und Ohren gefällt,  
Ich hab' es gehört und gesehn;  
Doch grüß' ich vor allem viel tausendmal  
Mein Heimattal.

Julius Sturm.

### 110. Denksprüche.

Der Wunder höchstes ist, daß uns die wahren, echten Wunder  
so alltäglich werden können. —

Die Welt allein bildet einen vollkommenen Menschen nicht. Das  
Lesen der besten Schriftsteller muß dazukommen.

G. E. Lessing.

### 111. Was der Schwalbe auf der Reise geschehen ist.

Recht verdrießlich ist es im Frühjahre für die Spatzen, wenn  
die Schwalben kommen. Die „lieben Vögel“ sind sie im Winter,  
wenn alle anderen fortgeflogen und die Sperlinge allein häuslich da-  
heim geblieben sind. „Das Vöglein singt!“ heißt's, wenn ein Sperling  
kreischt. Von dem Augenblicke aber, wo die Schwalben zurück-  
kommen aus der fernen Fremde, gilt der Spatz nichts mehr. Die  
Schwalbe ist auch just keine Nachtigall, keine Lerche, kein Paradies-  
vogel. Aber einzuschmeicheln versteht sie sich bei den Menschen,  
indem sie ihr Nest an ihre Wohnungen baut, die Hausgiebel umkreist  
und das Märlein zwischert „vom Glück, das die Schwalben bringen“.

Es ist also kein Wunder, daß sich bei solcher Erwägung die  
Spatzen im Frühjahre ärgern, sobald die Schwalben kommen. Der

alte Spatz, der jetzt auf dem Aste einer Esche saß, als die erste Schwalbe sichtbar wurde wie ein winziger Punkt am blauen Himmel und nun rasch heranschoß gegen das Landhaus — dieser Spatz hätte sich am liebsten eilig zurückgezogen ins Laub der Esche, um den mißliebigen Genossen nicht begrüßen zu müssen bei dessen Ankunft. Aber die Esche hat zu solcher Zeit noch kein Laub, die Schwalbe war da und dem Spatzen blieb nichts übrig als zu piepsen: „Glückliche Ankunft! Seid ihr wieder da?“

„Ich bin wieder da,“ zwitscherte der Ankömmling traurig und ließ sich ganz erschöpft auf dem Dachfirst nieder, aus offenem Schnäbeln den Atem kurz hervorstoßend.

„Wie geht's? Wie war die Reise?“ fragte der Spatz, ohne übrigens die Antwort abwarten zu wollen. Als er aber sah, daß die Schwalbe heute kein Gefolge hatte, daß sie nicht wie in früheren Jahren in langen Schleiern heranzogen am Firmamente, blieb er sitzen auf seinem Aste und erkundigte sich bei dem rastenden Schwalbenmännchen nach der geschätzten Familie.

Die Schwalbe schwieg und ließ ihr Köpfchen niedersinken zwischen den eingezogenen Flügeln.

„Frau Gemahlin hoffentlich wohl? Kindlein auch?“ fragte der Spatz.

„O Freund!“ antwortete die Schwalbe, recht mitteilungs- und trostbedürftig. Aber sie konnte lange nichts hervorbringen als ein schluchzendes, unverständliches Piepsen. Auch arbeitete ihre kleine Lunge immer noch heftig, halb siech von der Reiseanstrengung. Dem Spatzen kam es nicht recht vor, er vergaß seine Mißgunst und flog auf den Dachfirst hin. Ein paar Spannen von der Schwalbe entfernt, ließ er sich nieder, flatterte mit den Flügeln und sprach: „Du bist vorausgeflogen, um Quartier zu machen, nicht wahr? Und sie kommen morgen erst nach?“

„Sie kommen nie wieder nach!“ schmettete die Schwalbe schrill aus ihrer Kehle.

„Was ist denn geschehen? Erzähle, Schwalbenmann,“ sagte der Spatz.

„Laß mich!“ antwortete die Schwalbe. „Dich kann mein Unglück ja doch nur freuen. Weiß es recht gut, daß du mir und meiner Familie nie gewogen warst. Du hast dir's während unserer Abwesenheit wohl wieder in unserem Neste bequem gemacht!“

Der Spatz schwieg einen Augenblick. Dann sprach er: „Ich will dir nicht unrecht geben. Angenehm ist es gerade nicht für

unsereinen, wenn du und deinesgleichen im Sommer bei uns der Hahn im Korbe seid. Und wenn der kalte Winter kommt, wo der Vogel erst zeigen soll, daß er auch etwas ertragen kann, geht ihr in die Sommerfrische nach dem Süden. Unsereiner hat die Ehre, derweil daheim bei Sturm und Gestöber im verlassenen Neste der Hausmeister zu sein; es ist aber gleich himmelhoch gefehlt, wenn man sich darin ein wenig häuslich einrichtet. Nun, jeder, wie er kann, will euch weiter nichts nachtragen und schließlich gehören wir Vögel doch alle zusammen und sollen uns gegenseitig beistehen in der Not. Wie ich merke, hast du ein Anliegen, Schwalbenmann. Sollte deinen Leuten der Geier etwas angetan haben?“

„Was, Geier!“ sagte die Schwalbe. „Der holt uns nicht ein. Aber der Mensch! Dieser undankbare, falsche Mensch, dem wir so viel Freude bringen!“

„Wenn der Geier euch nicht einholt, wie ist es dem Menschen möglich mit seinem lächerlichen Gehewerk?“ fragte der Spatz.

„Freilich, freilich, Sperling. Als Lebewesen ist der Mensch eines der armseligsten. Aber so viel Schlaueit und Falschheit hat er in sich und das sind seine Mittel und seine Waffen, in denen ihm kein anderes Geschöpf gewachsen ist!“

„Ich weiß es, wir erfahren es alle,“ sagte der Spatz. „Hier, Nachbar, warte ich dir mit einem kleinen Imbiß auf!“ Er hatte aus dem bemoosten Dachbrett ein Würmchen gepickt und dieses vor die Schwalbe hingelegt.

Diese ließ das Ehrenbrot liegen, ward jedoch ein wenig zutraulicher. Sie fuhr fort zu sprechen: „Einen solchen Verrat hast du noch nicht erfahren wie wir in diesen Tagen! Du beneidest uns um die Sommerfrische im Süden, während ihr da den kalten Winter habet. Schön ist es freilich dort. Und doch sollst du froh sein, daß deine Gesundheit dem rauhen Klima gewachsen ist und du die weite Reise nicht machen mußt, jedes Jahr zweimal. Der Mensch braucht Wochen, um auf Dampfwagen und Schiffen dahinzukommen. Du, mein lieber Spatz, würdest überhaupt nicht dahingelangen.“

„Wieso?“ fragte dieser. „Wenn ich auch langsamer fliege als du, weil mir das Hetzjagen durchaus zuwider ist; hinkommen würde ich ja doch, wenn ich will. Auf ein paar Tage länger kommt's mir nicht an. Ich würde mir Zeit lassen, über Nacht auf einem Baume oder in einem Busche wohl ausrasten, Körnlein brocken, Käfer jagen und am nächsten Tage wieder gemütlich weiterfliegen.“

„So!“ antwortete die Schwalbe und blickte mit ihren Rundäugelein ganz sonderbar auf den Spatz. „So würdest du es machen! Lieber Freund, man merkt dir's an, daß du noch nicht weit herumgekommen bist in der Welt. Bis Dalmatien und etwas weiter hin dürftest du mit deinem Reiseplane auskommen. Aber nachher das Meer! Das hat keinen Baum und keinen Strauch zur Nachtherberge. Da heißt es ununterbrochen fliegen; ich glaube, du würdest, wenn's überhaupt nicht ganz und gar unmöglich wäre, mehrere Tage brauchen, um das Mittelländische Meer zu übersetzen und im heißen Afrika Fuß zu fassen.“

„Und ihr?“ fragte der Spatz, indem er mit einer raschen Bewegung das Würmlein selber aufpickte.

„Das Meer? Wir überfliegen es in wenigen Stunden. Und selbst da wollen die Kräfte manchmal nicht ausreichen und wir müssen Gott danken, wenn wir Schiffe finden, auf deren Masten wir uns setzen können zu kurzer Rast.“

„Und wenn's Piratenschiffe sind?“

„Die Seeleute tun uns nichts zuleide, nicht einmal die Piraten, die Seeräuber. Sie wissen, daß wir Schwalben Glück bedeuten. Und wäre auch das nicht der Fall, sie, die selbst in steter Gefahr sind, sehen unsere Not und verschonen uns, bis wir erfrischt weiterfliegen können.“

Der Spatz war etwas kleinlaut geworden. Nicht ohne Hochachtung guckte er auf das Schwalbenmännchen und dachte wohl bei sich: Deine Sommerfrische ist erst nicht ganz so billig zu haben, wie man es sich vorstellt.

„Aber schön muß es sein im Süden,“ sagte der Spatz.

„Schön ist es freilich. Es ist ja das Paradies,“ antwortete die Schwalbe.

„Mich wundert nur, daß ihr nicht dort bleibt, wenn es euch daselbst so gut gefällt und wenn die Reise hieher so beschwerlich ist.“ So der Spatz.

„Wir empfanden Heimweh,“ sagte die Schwalbe.

„Wo seid ihr denn daheim?“ fragte der Spatz. „Ein halbes Jahr hier, ein halbes Jahr dort. So seid ihr dort so gut daheim wie hier. Oder besser dort, weil dort ja das Paradies ist!“

Darauf sprach die Schwalbe: „Wir sind daheim, wo wir geboren sind, und das ist hier im Norden. Wir sind daheim, wo wir unser Haus bauen und unsere Kinder zur Welt bringen, und das ist hier in diesen Landen. Dort im fernen Süden, in den Oasen der

Wüste ist es heiß, unter Palmenblättern und Kakteen suchen wir Schatten und die Rosen von Kairo duften uns an, wenn wir munteren Flugs die Pyramiden umkreisen wie hier die Hausgiebel und die Kirchtürme. Aber in den schwülen Nächten, wenn der Nil am Ufer rieselt und die Schakale schreien, da träumen wir voller Sehnsucht von den kühlen Wäldern der fernen Heimat, von den blühenden Äpfelbäumen auf grünem Rain. In langer Regenzeit harren wir unter triefenden Blättern der Palme den Tagen entgegen, wo der Samum\*) sich erhebt, der ewige Sonnenschein kommt, die heißen Lüfte zittern und endlich vom Meere herab laue Winde streichen. Nun ist es Zeit. Wir rufen das aus und versammeln uns. Wir machen Flugübungen, stärken unsere Kräfte und nehmen dann Abschied vom Paradiese. Es ist nicht der traurige Abschied wie im Herbste von der nordischen Heimat, es ist ein frohes Lebewohl, du herrlicher Süden! Und dann fort in großen Scharen durch die Lüfte pfeilschnell der Heimat zu. Beim Abfliegen von der felsigen Küste Afrikas müssen wir uns darauf gefaßt machen, daß unsere Flügel rastlos ausgebreitet bleiben, unser Schnabel keinen Bissen und keinen Tropfen genießen wird, bis die Gestade Südeuropas unter unseren Füßen sind. Gott mit uns! So schmettern wir das Reisegebet gegen den Himmel auf. Frühmorgens reisen wir ab in Afrika, am Nachmittage rasten wir auf den lieben Giebeln, unter deren Brettern unsere Nester des vorigen Jahres kleben. — So war es auch am gestrigen Morgen, als ich mit Weib und Kindern abflog von den Türmen der Türkenstadt. Laut jubelte unter uns jung und alt, schneller als der Sturm schossen wir im unendlichen, wohlgeordneten Zuge über dem dunklen Gewässer dem Norden, der lieben, süßen Heimat zu, die kleinen Vogelherzen voller Glück, keine Ahnung von dem Unglücke, das uns auf dieser Reise treffen sollte.“

„Um Gottes willen, was ist denn geschehen?“ fragte der Spatz.

„Noch lange nicht Mittag ist's,“ erzählte die Schwalbe weiter, „über uns der blaue Himmel, unter uns das dunkle Wasser. Kein Eiland, kein Schiff! Ich fühle, wie die Flügel schwerer werden, wie ich sinke unter die Linie des Fluges. Mein Weib hinter mir kreischt auf: Ich kann nicht mehr weiter, es verlassen mich die Kräfte! Da ruft von oben herab einer unserer Jungen: Mut, ich sehe den weißen Streifen! Die Küste von Dalmatien! Frisch vorwärts! — Nach wenigen Minuten sind wir dem Lande so nahe, daß die Menschen deut-

\*) Heißer Wüstenwind.

lich zu sehen sind, die sich am Strande beschäftigen. Endlich wieder die lieben Menschen! Wir sausen den Felsen zu. Da wird unten geschossen, an meinen Ohren pfeifen Schrotkörner vorüber. Wie? Uns sollte das gelten? „Gut Freund! Gut Freund!“ rufe ich hinab. Es kracht das zweitemal, das drittemal; mein Jüngster zuckt zusammen, aus seinen Flügeln sprühen die Federn davon. „Gut Freund! Gut Freund!“ schreien wir. Mein Weib, das viel tiefer fliegt, gibt uns ein Zeichen, ihr nachzukommen. Hinter den Felsen, in Gebüsch habe sie ein sicheres Versteck wahrgenommen. Dort sitze ein anderer Schwalbenvogel und lade uns ein mit hellem Rufe. Wir eilends darauf hin ins Gebüsch, in ein feines Flechtwerk, wie geschaffen zur sicheren Rast. Kaum aber hocken wir darin, so zieht sich das weite Netz blitzschnell zusammen, ich entkomme noch zur Not und fahre empor; viele Genossen aber sind gefangen, darunter mein Weib, meine Kinder. Ich fahre wieder niederwärts, fluchend dem Lockvogel, der uns verraten hat. Und er war doch selbst ein Opfer abscheulichen Verrates, der arme Schelm. Mit glühendem Draht hatte man ihm die Augen ausgestochen; mit einem durch die Nase gezogenen Faden hat man ihn an den Olivenzweig gebunden, damit er uns durch sein Geschrei ins Verderben locke. Meine unglücklichen Genossen! Wie sie kreischten und flatterten und sich immer mehr vergarnten im Netze, bis ein Mensch kommt, das Netz aus dem Gebüsch löst und es mit den in Todesangst schreienden Opfern über den steinigen Boden davonschleift . . .“

So hatte die Schwalbe erzählt, ihr Gefieder sträubte sich auf vor Grauen. Der Spatz saß sprachlos da. Endlich begann er doch zu fluchen über den Strandräuber, den bübischen Strolch, der die arglosen Wesen so heimtückisch einfing.

„Ich rate dir, dich zu mäßigen,“ sagte die Schwalbe mit bitterem Spott, „sonst könntest du Unannehmlichkeiten haben! Es war durchaus kein bübischer Strolch, es war ein vornehmer Herr aus Benka-Lika! Ich flog noch weinend, fliehend über seinem Haupte dahin, als er die Beute in sein Haus zog und an den Vogelherd, wo die armen — armen . . .“

Er konnte nicht weiter. Die kleine Kehle zog sich zusammen vor Herzeleid. Stöhnend hat er es später herausgestoßen, wie man seine Lieben, eins ums andere aus dem Netze nahm und den in roher Faust entsetzlich zitternden Geschöpflein den Hals umdrehte. Ihnen den Hals umdrehte, sie briet und verspeiste! Der vornehme Herr habe dabei mit der Zunge geschmalzt. Ein köstlicher Leckerbissen!

„Und bist du nicht niedergeschossen und hast dem Ungeheuer die Augen ausgepickt?“

„Die Rache überlasse ich einem Stärkeren!“ sagte die Schwalbe. „Du kannst es nicht glauben, Spatz, wie traurig ich dann weitergeflogen bin. Die schönen Sommerfreuden in der Heimat, das junge Familienglück — alles ist dahin. Noch einmal bin ich in diese Gegend gekommen, die wir so selig unsere Heimat nannten und die mir jetzt so fremd und trostlos geworden ist. Noch einmal will ich die Wipfel und die Giebel sehen, die wir in glücklichen Zeiten umkreist haben. Dann fliege ich weiter.“

„Wohin willst du denn?“ fragte der Spatz mit Teilnahme.

„Das weiß ich nicht. Wohin, das ist mir gleich, nur fort von den Menschen.“

„Deinen Unmut begreife ich,“ sagte der Spatz mit wohlwollender Überlegenheit. „Aber du weißt das Neueste nicht. Du weißt nicht, daß die Menschen unter sich einen Bund von Vogelfreunden gegründet haben, der dem vornehmen Herrn aus Benka-Lika und seinesgleichen das Handwerk legen will.“ Die Schwalbe horchte auf. Der Spatz fuhr fort: „Es wird nämlich in ganz Dalmatien und auch in Südtirol dieses grausame Spiel getrieben. Man fängt in diesen Ländern jährlich Millionen von durchziehenden Vögeln mit allen denkbaren Vorrichtungen und Tücken. Durchaus nicht bloß arme Leute, die sonst nichts zu essen haben, auch hochansehnliche Herrschaften! Denn sie machen sich ein Vergnügen daraus, die lieben Singvögel zu morden! Die meisten der armen Tierlein werden aufgegessen von jenen Kannibalen; die schönsten, buntfarbigen aber werden an eitle Frauenzimmer verkauft und diese törichten Frauen stecken aus lauter Hoffart die kleinen bunten Vogelleichen auf ihre Hütte.“

„Unglaublich!“ rief die Schwalbe aus.

„Nicht wahr? So etwas kann in einem Narrenturm doch nicht vorkommen, denn zu solcher Narrheit gehört auch eine gute Menge von Schlechtigkeit und Herzlosigkeit! Dieser bunte Kopfputz der „Damen“ ist endlich aber den andern doch zu bunt geworden und sie haben deshalb einen Bund gegründet, um die abscheuliche Vögelmörderei abzuschaffen. Das wird durch ein Gesetz geschehen und ein Erzherzog von Österreich, Franz Ferdinand, hat sich an die Spitze des Bundes gestellt.“

„Ist es doch wahr?“ rief die Schwalbe hoch erregt aus. „Heute habe ich unterwegs so etwas gehört von diesem Bunde der Vogelfreunde. Ich konnte es kaum glauben, daß es neben den bösen

Menschen auch noch so gute gibt, aber nun es schon die Spatzen auf dem Dache pfeifen, wird es wohl wahr sein.“

„Ich will dir auch sagen, Schwalbenvogel,“ zwitscherte der Spatz dem andern vertraulich zu, „daß sogar in diesem Hause, auf dessen Giebel wir sitzen, Leute wohnen, die zu den Vogelschutzbündlern gehören.“

Als die Schwalbe das gehört hatte, hob sie ihr stahlblinkendes Köpflein und sagte: „Auch in diesem Hause? Wenn dem so ist, dann will ich nicht fortfliegen. Dann will ich mich auf meinem alten Familiensitze niederlassen und versuchen, ein neues Leben anzufangen. Das Haus soll gesegnet sein!“

Peter Rosegger.

## 112. Der Fuchs und das Reh.

In einem stillen Abende schlenderte der Fuchs langsam, leise und vorsichtig durch den Wald. Überall war Ruhe; nur die Vogelkehlen waren noch laut. Die Drossel lockte mit hellem Tone; die Meise schlüpfte, ihr schrilles Liedchen schmetternd, von Busch zu Busch; der Specht hackte und hämmerte am Fichtenstumpfe; dazwischen krächte der Häher. Auf einmal ist alles still. Reineke ist am Rande der Waldwiese angekommen. Er lauscht. Die Blumen neigen ihre Kelche; da und dort summt noch eine Biene oder schweift ein schwer gepanzerter Käfer behaglich brummend in geschwungenem Bogen dahin.

Jetzt knackt es in den Zweigen. Der Fuchs spitzt das Ohr; ein Pfeifen läßt sich hören. Da tritt das Reh heraus, das Haupt fest emporgerichtet, die Augen nach allen Seiten rollend. Wieder pfeift es und in schlankem Sprunge ist das Kälbchen der Alten zur Seite. In den drolligsten, anmutigsten Sähen tändelt es um die Mutter, streift ein Blatt, ein Kraut wie im Fluge ab und wirft sich dann nieder, um neben der Mutter zu lagern. Diese leckt ihm kosend den Nacken. Plötzlich hebt die Riecke <sup>1)</sup> den Kopf. Ihre Lichter <sup>2)</sup> funkeln, ein Zittern fliegt über die Flanken <sup>3)</sup>, sie macht ein paar Sprünge und stampft zornig mit den Läufen. Es ist klar, sie hat den Räuber gewittert <sup>4)</sup>. Der hat sich leisen Fußes herangehlichen, das Kizlein <sup>5)</sup> unverrückt im Auge. Es gilt einen kühnen Griff. Wenn ihm nur die Alte nicht soeben den Weg verrannt hätte! Aber Reineke läßt sich nicht beirren; er tut, als sei er in tiefen Gedanken. Träumerisch starrt er ins Blaue. Keine Biene verrät, daß er der Beute anfigtig geworden. Er verschwindet, um in weitem Bogen von einer andern

1) (Weidmännisch) Rehgeiß. — 2) (Weidmännisch) Augen. — 3) Seiten. — 4) Durch den Geruchssinn wahrgenommen. — 5) Das junge Reh.

Seite den Angriff zu versuchen. Allein die wachsame Alte drängt sich dicht an das Junge; denn sie kennt des Lauerers Arglist. Dort streift er vorbei. Die Rieke pfeift wieder und der Fuchs schaut auf, als schrecke er plötzlich zusammen. Doch er ist inzwischen dem Ziele seiner Wünsche näher und näher gekommen. Der Augenblick ist günstig und Verstellung ist nicht mehr nötig. Keineke duckt sich nieder; wie eine Kaze schmiegt er sich an den Boden; die Lunte <sup>1)</sup> zuckt, die Augen starren wildgierig auf das bebende Tier; er weist die mörderischen Reißer <sup>2)</sup>, hebt leise Fuß und Kopf zu Sprung und Biß — ein Augenblick noch — ein Satz und — da stürzt sich die Mutter schnaubend auf den Räuber los, mit den Füßen ihn stampfend. Das Kälbchen ist gerettet. Keineke kehrt hinkend und zorngrimmig heim. Rache schwört er dem Flüchtling und es steht zu fürchten, daß er doch einmal seinen Schwur lösen wird.

J. Masius.

### 113. Tierleben in den südamerikanischen Steppen.

Wenn unter dem senkrechten Strahle der nie bewölkten Sonne die verkohlte Grasdecke in Staub zerfallen ist, klappt der erhärtete Boden, als wäre er von mächtigen Erdstößen erschüttert. Dann verschwinden allmählich die Lachen, welche die gebleichte Fächerpalme vor der Verdunstung schützte. Wie im eisigen Norden die Tiere durch Kälte erstarren, so schlummern hier unbeweglich das Krokodil und die Boa-Schlange, tief vergraben in trockenem Letten. Überall verkündigt Dürre den Tod. In dichte Staubwolken gehüllt, von Hunger und brennendem Durste geängstigt, schweifen Pferde und Rinder umher, diese dumpf aufbrüllend, jene mit langgestrecktem Halse gegen den Wind anschnaubend, um durch die Feuchtigkeit des Luftstroms die Nähe einer nicht ganz verdampften Lache zu erraten.

Folgt auf die brennende Hitze des Tages die Kühlung der hier immer gleich langen Nacht, so können sich Rinder und Pferde selbst dann nicht der Ruhe erfreuen. Ungeheure Fledermäuse saugen ihnen während des Schlafes vampirartig das Blut aus oder hängen sich an dem Rücken fest, wo sie eiternde Wunden erregen, in welchen sich Moskitos und andere stechende Insekten ansiedeln. So führen die Tiere ein schmerzvolles Leben, wenn vor der Glut der Sonne das Wasser auf dem Erdboden verschwindet.

Tritt endlich nach langer Dürre die wohlthätige Regenzeit ein, so verändert sich plötzlich die Szene in der Steppe. Das tiefe Blau des bis dahin nie bewölkten Himmels wird lichter. Wie ein entlegenes Gebirge erscheint einzelnes Gewölk im Süden. Nebelartig

<sup>1)</sup> Der Schweif. — <sup>2)</sup> (Weidmännisch) Raubzähne.

breiten sich die Dünste aus. Den belebenden Regen verkündet der ferne Donner.

Kaum ist die Oberfläche der Erde benetzt, so überzieht sich die duftende Steppe mit mannigfaltigen Gräsern. Pferde und Rinder weiden nun in frohem Genusse des Lebens. Das hoch aufschießende Gras birgt den schön gefleckten Jaguar. Im sicheren Versteck auf-lauernd und die Weite des einzigen Sprunges vorsichtig messend, erhascht er die vorüberziehenden Tiere, katzenartig wie der asiatische Tiger. Bisweilen sieht man (so erzählen die Eingebornen) an den Ufern der Sümpfe den befeuchteten Letten sich langsam und schollenweise erheben. Mit heftigem Getöse wie beim Ausbruche kleiner Schlammvulkane wird die aufgewühlte Erde hoch in die Luft geschleudert. Wer des Anblicks kundig ist, flieht die Erscheinung; denn eine riesenhafte Wasserschlange oder ein gepanzertes Krokodil steigen aus der Gruft hervor, durch den ersten Regenguß aus dem Scheintode erweckt.

Schwellen nun allmählich die Flüsse, so zwingt die Natur dieselben Tiere, welche in der ersten Jahreshälfte auf dem wasserleeren, staubigen Boden vor Durst verschmachteteten, als Amphibien zu leben. Ein Teil der Steppe erscheint nun wie ein unermessliches Binnenwasser. Die Mutterpferde ziehen sich mit den Füllen auf die höheren Bänke zurück, welche inselförmig über den Seespiegel hervorragen. Mit jedem Tage verengt sich der trockene Raum. Aus Mangel an Weide schwimmen die zusammengedrängten Tiere stundenlang umher und nähren sich kärglich von der blühenden Grasrispe, die sich über dem braungefärbten, gärenden Wasser erhebt. Viele Füllen ertrinken; viele werden von den Krokodilen erhascht, mit dem zackigen Schwanz zerschmettert und verschlungen. Nicht selten bemerkt man Pferde und Rinder, welche, dem Rachen dieser blutgierigen, riesenhaften Eidechsen entschlüpft, die Spur des spitzigen Zahnes am Schenkel tragen.

Alexander von Humboldt.

#### 114. Schützt die Tiere!

Schmetterlinge und Käfer fangen und töten? Nein! Auch sie sollen sich des Lebens freuen! Die Fische mit der Angel fangen? Wie grausam! Menschen, seid auch gegen die Tiere menschlich!

Macht euch nicht breit mit eurer Menschlichkeit,  
Solang ihr mit dem Tier nicht menschlich seid!

Gleich weißt du, wie's einer meint mit der Welt:  
Sieh nur, wie er seine Tiere hält! D. U. Rolff.

### 115. Das taube Mütterlein.

Wer öffnet leise Schloß und Thür?  
Wer schleicht ins Haus herein?  
Es ist der Sohn, der wiederkehrt  
Zum tauben Mütterlein.

Er tritt herein. Sie hört ihn nicht,  
Sie saß am Herd und spann;  
Da tritt er grüßend vor sie hin  
Und spricht sie „Mutter“ an.

Und wie er spricht, da blickt sie auf  
Und — wundervoll Geschick —  
Sie ist nicht taub dem milden Wort,  
Sie hört ihn mit dem Blick!

Sie tut die Arme weit ihm auf  
Und er drückt sich hinein;  
Da hörte seines Herzens Schlag  
Das taube Mütterlein.

Und wie sie nun beim Sohne sitzt  
So selig, so verklärt —  
Ich wette, daß taub Mütterlein  
Die Englein singen hört.

Friedrich Halm.

### 116. Unser Herz.

Unser Herz ist eine Harfe,  
Eine Harfe mit zwei Saiten,  
In der einen jauchzt die Freude  
Und der Schmerz weint in der zweiten.

Und des Schicksals Finger spielen  
Kundig drauf die ewigen Klänge,  
Heute frohe Hochzeitslieder,  
Morgen dumpfe Grabgesänge.

Peter Rosegger.

### 117. Drahtflänge.

Ihr dunklen Drähte, hingezogen,  
Soweit mein Aug' zur Ferne schweift,  
Wie tönt ihr, wenn der Lüfte Wogen  
In euch so wie in Saiten greift!

Als zitterten in euch die Schmerzen,  
Als zitterte in euch die Luft,  
Die ihr aus Millionen Herzen,  
Verkündend, tragt von Brust zu Brust.

O welch ein seltsam leises Klingen,  
Durchzuckt von schrillum Klagelaut,  
Als hallte nach, was euren Schwingen  
Zu raschem Flug ward anvertraut.

Und so, ihr wunderbaren Saiten,  
Wenn euch des Windes Hauch befällt,  
Erklingt ihr in die stillen Weiten  
Als Holscharfe dieser Welt!

Ferdinand von Saar.

### 118. Die Rache.

*Der Knecht hat erstochen den edlen Herrn,  
Der Knecht wär' selber ein Ritter gern.*

*Er hat ihn erstochen im dunklen Hain  
Und den Leib versenket im tiefen Rhein,*

*Hat angelegt die Rüstung blank,  
Auf des Herren Roß sich geschwungen frank.*

*Und als er sprengen will über die Brück',  
Da stuzet das Roß und bäumt sich zurück,*

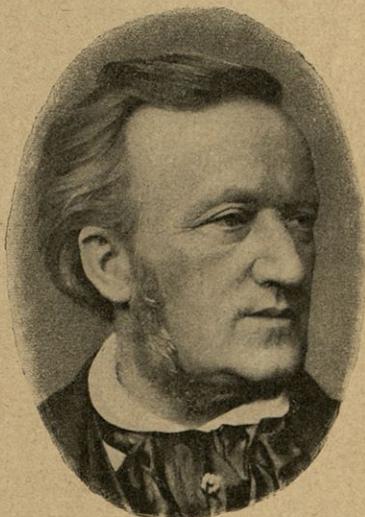
*Und als er die güldnen Sporen ihm gab,  
Da schleudert's ihn wild in den Strom hinab.*

*Mit Arm, mit Fuß er rudert und ringt,  
Der schwere Panzer ihn niederzwingt.*

*Ludwig Uhland.*

### 119. Aus Richard Wagners Jugendjahren.

In derselben Stadt, in welcher der bahnbrechende deutsche Denker Leibnitz geboren wurde, in der einer der größten Tonmeister aller Zeiten, Johann Sebastian Bach, seine großartigen Tonwerke schuf, die erst in unserer Zeit in ihrer ganzen Erhabenheit und Schönheit begriffen werden, in der altherwürdigen Stadt Leipzig stand auch die Wiege Richard Wagners. Das Jahr 1813, welches Deutschland aus der tiefen Schmach erlöste, in welche es Napoleons Übermut und Tyrannei gestürzt hatten, ist sein Geburtsjahr. Kaum war der Donner der völkerbefreienden Schlacht verhallt, so entriß der Tod der Familie Wagner, die damals in bescheidenen, fast ärmlichen Verhältnissen in Leipzig lebte, den Ernährer. Für die Mutter begann nun eine schwere Zeit ernstester Sorge. Der Verlassenen nahm sich aber ein Freund des Verstorbenen an; es war dies der Schauspieler und Maler Ludwig Geyer, dem die Witwe Wagner in zweiter Ehe die Hand reichte.



Richard Wagner.

Die Familie übersiedelte bald darauf nach Dresden, wo Geyer als Hofchauspieler angestellt wurde. Rasch erwarb sich der kleine Richard die Liebe und Zuneigung seines Stiefvaters. Wenn die älteren Geschwister daheim Klavierunterricht erhielten, ließ der kleine Richard seine Spielsachen eiligst stehen und liegen und trat, aufmerksam zuhörend, an das Instrument. War der Unterricht beendet, so versuchte er, das Gehörte, so gut es eben ging, nachzuspielen. In dieser Zeit warf eine gefährliche Krankheit den Stiefvater auf das Krankenlager, von dem er sich nicht wieder erhob. Einen Tag vor seinem Tode erlebte er an seinem Lieblinge Richard noch eine recht große Freude. Er hörte nämlich, wie sich der Knabe im Nebenzimmer auf dem Klaviere übte, indem er den Choral: „Üb' immer Treu' und Redlichkeit“ und das Liedchen aus dem „Freischütz“: „Wir winden dir den Jungfernkranz“ ganz leidlich nach dem Gehöre spielte. Da dämmerte in dem Todkranken eine beglückende Ahnung auf und er fragte seine Frau: „Sollte er vielleicht Talent zur Musik haben?“ Kurze Zeit darauf starb er. Am andern Morgen führte die tiefbetrübte Mutter die Kinder an die Bahre, auf der der tote Vater lag, und sagte zu dem kleinen Richard: „Aus dir hat er etwas machen wollen!“

Dieser Worte vergaß Richard Wagner in seinem ganzen Leben nicht: er hörte sie in seinem tiefsten Elende und sie richteten ihn wieder auf; er vernahm sie in den Ruhmestagen seines Lebens und sie spornten ihn zu neuen Geistesstaten an.

Im neunten Lebensjahre besuchte er die Kreuzschule in Dresden, wo er in der griechischen und lateinischen Sprache die besten Fortschritte aufwies; besonders interessierte er sich für die Götterlehre und die Geschichte. Als er elf Jahre alt war, starb einer seiner Mitschüler. Den Schülern der Klasse wurde von ihrem Lehrer die Aufgabe gestellt, den Entschlafenen in einem Gedichte zu feiern; das beste derselben sollte gedruckt werden. Wagner, der sich schon früher im Versemachen geübt hatte, trug den Sieg über alle seine Mitschüler davon; sein Gedicht wurde, nachdem aller Schwulst aus demselben entfernt war, gedruckt. Durch diesen ersten öffentlichen Erfolg fühlte er sich sehr gehoben und derselbe war für ihn ein mächtiger Ansporn zu weiterem, eifrigem Schaffen.

Richard Wagner ward Dichter und Tonkünstler. Er schuf Werke von unvergänglicher Bedeutung. Seine Musikdramen „Lannhäuser“, „Lohengrin“, „Der Ring des Nibelungen“ (bestehend aus „Rheingold“, der „Walküre“, „Siegfried“ und der „Götterdämmerung“), „Die Meisterfinger von Nürnberg“, „Tristan und Isolde“ und „Parzival“, die von Zeit zu Zeit von einer auserlesenen Künstlerschar vornehmlich in dem eigens zu diesem Zwecke erbauten Theater zu Bayreuth aufgeführt werden, genießen einen Weltruf.

Richard Wagner war ein Mann der That, der für die Entwicklung der deutschen Kunst die ganze Kraft seines glänzenden Geistes eingesetzt hat.

Franz Schütz.

## 120. Von einer Stadt und einem Riesen.

Es liegt eine Stadt mitten im Walde; die Stadt hat viele hundert Straßen. Drinnen lebt ein Völkchen, das weit und breit berühmt ist wegen seines Fleißes. Vom Morgen bis zum Abende sind dort alle rührig bei der Arbeit; sie klettern auf die Bäume und holen Holz herab, schleppen Gras heim, pflegen ihre Kinder und bauen neue Wohnungen. Dabei leben sie still und friedlich beieinander. Wenn einer in der Straße geht und seine Last nicht allein fortzuschleppen kann, so springt gleich ein anderer herbei und hilft, ohne daß er sich erst bitten läßt, und der Richter und die Polizeidiener haben dort wenig zu tun.

Da geschah aber einmal an einem schönen Nachmittage ein großes Unglück. Denn als eben die Alten ihre weiß eingewickelten Kinder vor die Stadt getragen und in den warmen Sonnenschein gelegt hatten, da kam plötzlich ein Riese durch den Wald daher. Die Schildwachen gaben schnell ein Zeichen. Wie, das weiß ich selbst nicht; denn Trommeln und Trompeten sind in dieser Stadt nicht gebräuchlich. Als der Riese sich näherte, rannte alles aus der Stadt hinaus und wollte nur schnell die Kindlein hereinschleppen; doch ehe das Gewimmel noch hinein war, trat der Riese schon mit einem Fuße mitten auf die Stadt, daß gleich mehr als hundert Straßen zusammenstürzten. Da nun schon alles durcheinander rannte und flüchtete, bückte sich der Riese und warf mit seinen Fingern langsam und wie zum Zeitvertreib eine Straße nach der andern ein; er hatte keine Freude an dem ängstlichen Gewimmel und staunte, wie die armen Leute nur immer zuerst nach ihren Kindern griffen und sie über die Trümmer hinweg beiseite schleppten in die unversehrten Straßen. Das kleine Völkchen aber verlor den Mut doch nicht. Viele Hunderte machten sich auf und marschierten tapfer zu den Hosens und Ärmeln des Riesen hinein und stachen mit ihren Waffen so tüchtig auf ihn los, daß es ihn am ganzen Leibe wie Feuer brannte und daß er zurücktrat von der Stadt. — Aber der Herr des Waldes sprach zu dem Riesen: „Du ungeschickter, fauler Mensch, was hat dir mein gutes, fleißiges Völkchen getan? Du mit deinen großen Händen kannst doch keine einzige Straße aufbauen so kunstvoll wie mein kleines Völkchen da!“

Willst du wissen, mein Kind, wer der Riese war? — Das war ein Mensch, so groß wie du. Aber was für eine Stadt ich meine, und wer das kleine, fleißige Völkchen ist und wer der Herr des Waldes, das sollst

du erraten und dann gehe hinaus in den Wald und besuche die Stadt und das Völkchen und lerne von ihm!

Campe.

## 121. Verwandlungen.

### Kaupe.

Immer hier am Boden kleben  
Ist ein gar erbärmlich Loß;  
Wie der Falter fröhlich flattert —  
Und ich Armste kriech' bloß!  
Ja ich muß sie mir erwerben,  
Solche Flügel leicht und klar,  
Spinnen solch ein Kleid und flattern  
Mit der andern frohen Schar.

### Puppe.

Ach, ich durft' es nicht erringen!  
Arm, verlassen häng' ich hier.  
O, wo seid ihr, bunte Schwingen,  
Wonnevolles Lustrevier?  
Kröch' ich noch auf kahler Erde  
Als ein Würmlein klar und licht!  
Was ich war, darf ich nicht werden;  
Was ich strebte, werd' ich nicht!

### Schmetterling.

Wie lockt es, wie duftet es  
So blütenschwer!  
Sonnige Bläue  
Kingsumher!

Wo seid ihr Leiden  
Der Prüfungszeit?  
Ich taumle, ich schwelge  
In Seligkeit!

Ed. Bauernfeld.

## 122. Menschenliebe und Wohltätigkeit.

Edel sei der Mensch, hilfreich und gut.

Das ist gewiß ein wahres Wort und das andere ist ebenso wahr: Ein Mensch ist nur so viel wert, als er anderen im Leben gewesen ist. Ein Mensch ohne Liebe, ohne Barmherzigkeit, ohne Interesse für andere, ein Mensch, der nur sich selber kennt, ist kein wahrer Mensch und verleugnet eigentlich den Menschen im Menschen. Wir sind von Natur nicht zu Einsiedlern geboren, die in der Waldesein-

samkeit nur sich selber leben; wir sind gleich von Geburt an in eine Welt gestellt, in welcher einer des andern bedarf, einer auf den andern angewiesen ist. Auf Liebe und Hilfe ist er gewiesen; das soll er sich fürs spätere Leben sagen. Denn was man ist, das dankt man andern. Es gibt nichts Öderes als einen Menschen, der da meint, er habe andern nichts, aber sich selbst alles zu danken. Das gibt dann die harten Menschen in der Welt, die das schlimme Wort im Munde führen: „Jeder ist sich selbst der Nächste.“ Die Liebe allein macht unser Leben reich, und wer nicht gibt, der verarmt inwendig. Arm gespart hat sich schon mancher, arm gegeben noch keiner.

„Mann mit zugeknöpften Taschen,  
Dir tut niemand was zulieb!  
Hand wird nur durch Hand gewaschen —  
Wenn du nehmen willst, so gib!“ Goethe.

Wer Geld erwerben will, muß fleißig sein; willst du Geld sparen, wirst du klug sein müssen. Um es aber gut anzuwenden, ist Liebe erforderlich.

Edle Menschenliebe und das Streben, andern Wohltaten zu spenden, müssen sich ohne äußeres Gepräge betätigen. Die Rechte soll nicht wissen, was die Linke tut. Die warme Liebe, mit der man gibt, verleiht der Gabe ihren Wert. Sie ist der helle Silberklang. Die kalte Berechnung macht sie zum dumpfen, schweren Blei.

Nach Emil Frommel.

### 123. Der kleine Friedensbote.

Ein Gerber und ein Bäcker waren Nachbarn und die gelbe und die weiße Schürze vertrugen sich aufs beste. Wenn dem Gerber ein Kind geboren wurde, hob es der Bäcker aus der Taufe, und wenn der Bäcker in seinem Obstgarten an der Stelle eines ausgedienten Invaliden eines Rekruten bedurfte, ging der Gerber in seine Baumschule und hob den schönsten Mann aus, den er darin hatte, eine Pflaume oder einen Apfel oder eine Birne oder eine Kirsche, je nachdem er auf diesen oder jenen Posten, auf einen fetten oder mageren Platz gestellt werden sollte. Zu Ostern, zu Martini und am heiligen Abende kam die Bäckerin, welche keine Kinder hatte, regelmäßig, einen großen Korb unter dem Arme, zu den Nachbarnsleuten herüber und teilte unter die Paten aus, was ihr der Hase oder der gute Märchel oder gar das Christkind unter die schneeweiße Serviette gelegt hatten. Je mehr sich die Kinder über die reichen Spenden freuten, desto näher zueinander rückten die Herzen der beiden Weiber und man brauchte keine

Zigeunerin zu sein, um aus dem Säge in ihren Kaffeeschalen zu prophezeien, daß sie immer gut bleiben werden.

Wie der Gerber, so hatte auch der Bäcker einen Hund, jener als Jagdliebhaber einen großen braunen Feldmann und dieser einen kleinen schneeweißen Morday. Beide meinten, die besten und schönsten Tiere dieses Geschlechtes zu haben. Und da geschah es denn eines Tages, daß Morday ein Kalbsknöchlein gegen den Feldmann behauptete. Denn er hatte wahrscheinlich vergessen, daß es nicht gut sei, einem großen Herrn etwas abzuschlagen. Vom Knurren kam es zum Beißen, und ehe sich der Bäcker von seiner grünen Bank vor dem Hause erheben konnte, lag sein Hündlein mit gebrochenem Genick vor ihm und der Feldmann lief mit dem eroberten Knochen und mit eingezogenem Schweife davon. Sehr ergrimmt und entrüstet warf der Herr des Ermordeten dem Raubmörder einen gewaltigen Stein nach. Aber was half's? Der Stein flog nicht dem Hunde an den Kopf, sondern dessen Besitzer durch das Fenster mitten auf den Tisch, an dem dieser gerade die Zeitung las. Ohne zu fragen, woher der Stein gekommen sei, riß der Gerber den zertrümmerten Fensterflügel auf und fing an zu schimpfen. Der Nachbar in der weißen Schürze und mit den aufgestülpten Hemdärmeln blieb nichts schuldig, Kinder und Leute liefen zusammen und — hätte ich ihn nur sehen können — der Satan stand gewiß in einer Ecke der Gasse und blies mit vollen Backen in das Feuer. Der Bäcker verließ den Kampfplatz zuerst, aber nur, um seinen Nachbar bei Gericht zu belangen. Die Sonne ging über den Zorn der beiden Männer unter und an dem Tage darauf wurden sie vor das Gericht geladen. Der Gerber wurde verurteilt, den totgebissenen Morday mit einem Reichstaler zu büßen, da doch, wie er sich als Jagdliebhaber ausdrückte, der kleine Schäfer nicht einen Groschen wert gewesen sei; der Bäcker mußte für den zertrümmerten Fensterflügel nicht viel weniger bezahlen und sich mit seinem Widerpart in die aufgelaufenen Gerichtskosten teilen.

Von nun an war zwischen den beiden Familien eine große Kluft. Hinüber und herüber über die Gasse flog kein freundliches Wort mehr. Ging die Gerberin links zur Kirche, so nahm die Nachbarin ihren Weg rechts; saß der Bäcker im Gasthause außen in der Stube beim Bier, so nahm der Gerber seinen Platz im nächsten Zimmer. Für den ganz schuldlosen Teil, für die Kinder des Gerbers, gaben weder der Osterhase noch der gute Märkel noch das heilige Kind durch die Frau Patin mehr etwas ab.

So ging es fast drei Jahre. Einmal, am Ende des dritten, setzten sich der Gerber und seine Hausfrau nachmittags an den Tisch, um ihren Kaffee zu trinken. Aber als die Gerberin die Tischlade herauszog, war kein Wecken zum Einbrocken darin. Ihr kleiner Wilhelm, der neben ihr

auf den Behen stand und auch hineinschaute, rief sogleich: „Mutter, einen Groschen, ich hole das Brot!“ Dann wandte er sich in seiner kindlichen Eilfertigkeit an den Vater und sagte: „Heut' aber laufe ich nicht lange herum, und wenn es beim Torbäcker kein Brot gibt, geh' ich wieder einmal zu dem Herrn Paten hinüber.“ Der Gerber, der vielleicht die anklopfende Gnadenhand des Herrn spürte, sagte nicht ja und nicht nein und ließ den Knaben ziehen. Im ersten Brotladen hatten aber die Wecken schon alle ihre Käufer gefunden und Wilhelm kam wieder zum Tore herein, laut singend, wie es manchmal lebhaftes Kinder mit ihren Gedanken zu machen pflegen, daß es die ganze Gasse hören konnte: „Heut' geh' ich zum Herrn Paten, heut' geh' ich zum Herrn Paten!“ Ungehalten über den argen Schreihals, wollte sein Vater ihm wehren. Aber ehe er noch das verquollene Fenster öffnen konnte, war der kleine Sänger schon zum Tempel hinein und — kehrte nach einigen Augenblicken als Friedensbote wieder zurück. Statt des Ölweiges hatte er einen geschenkten Cierring in der Hand und rief, über die Schwelle hereinstolpernd: „Der Herr Pate läßt Vater und Mutter recht schön grüßen und ich soll bald wiederkommen.“

Noch an dem nämlichen Abende wechselten die Nachbarnleute einige freundliche Worte über die Gasse, am folgenden saßen die weiße und die gelbe Schürze wieder auf der grünen Bank beisammen, am dritten zeigten die Weiber einander die Leinwand, zu der sie in den bösen drei Jahren oft mit Tränen über den unseligen Streit den Faden geneht hatten. Und es war hohe Zeit, daß der Herr den Friedensboten erweckt hatte. Denn einige Wochen darauf verfiel der Bäcker unerwartet in eine schwere Krankheit, von der er nicht mehr genas.

Nach W. Stöber.

## 124. Freundschaft.

Wenn jemand schlecht von deinem Freunde spricht —  
 Und scheint er noch so ehrlich — glaub' ihm nicht!  
 Spricht alle Welt von deinem Freunde schlecht,  
 Mißtrau' der Welt und gib dem Freunde recht!  
 Nur wer so standhaft seine Freunde liebt,  
 Ist wert, daß ihm der Himmel Freunde gibt.  
 Ein Freundesherz ist ein so feltner Schatz,  
 Die ganze Welt heut nicht dafür Ersatz;  
 Ein Kleinod ist's voll heil'ger Wunderkraft,  
 Das nur bei festem Glauben Wunder schafft;  
 Doch jedes Zweifels Hauch trübt seinen Glanz,  
 Einmal gebrochen, wird's nie wieder ganz.  
 Drum wird ein solches Kleinod dir besichert,

O trübe seinen Glanz nicht, halt es wert;  
Zerbrich es nicht! Betrachte alle Welt  
Als einen Ring nur, der dies Kleinod hält,  
Dem dieses Kleinod selbst erst Wert verleiht;  
Denn wo es fehlt, da ist die Welt entweicht,  
Da würdest du dem ärmsten Bettler gleich.  
Bleibt dir ein Freundesherz, so bist du reich;  
Und wer den höchsten Königsthron gewann  
Und keinen Freund hat, ist ein armer Mann.

Friedrich von Bodenstedt.

### 125. Drei Freunde.

Ein Mann hatte drei Freunde. Zwei derselben liebte er sehr, der dritte war ihm gleichgültig, obgleich dieser es am redlichsten mit ihm meinte. Einst ward er vor das Gericht gefordert, wo er unschuldig, aber hart verklagt war. „Wer unter euch,“ sprach er, „will mit mir gehen und für mich zeugen? Denn ich bin hart verklagt worden und der König zürnt meiner.“

Der erste seiner Freunde entschuldigte sich sogleich, daß er wegen anderer Geschäfte nicht mit ihm gehen könne. Der zweite begleitete ihn bis zur Thür des Richthauses; da wandte er sich und ging zurück aus Furcht vor dem strengen Richter. Der dritte, auf den er am wenigsten gebaut hatte, ging hinein und redete für ihn so freudig, daß der Richter ihn begnadigte.

Drei Freunde hat der Mensch in dieser Welt; wie betragen sie sich in der Stunde des Todes, wenn ihn Gott vor sein Gericht fordert? Das Geld, sein bester Freund, verläßt ihn zuerst und geht nicht mit ihm. Seine Verwandten und Freunde begleiten ihn bis zur Thür der Grabes und kehren wieder in ihre Häuser zurück. Der dritte, dessen er im Leben oft am meisten vergaß, sind seine wohlthätigen Werke. Sie allein begleiten ihn bis zum Throne des Richters, sie gehen voran, sprechen für ihn und finden Barmherzigkeit und Gnade.

Johann Gottfried Herder.

### 126. Freundschaft.

Ein Freund, der mir den Spiegel zeigt,  
Den kleinsten Flecken nicht verschweigt,  
Mich freundlich warnt, mich herzlich schilt,  
Wenn ich nicht meine Pflicht erfüllt:

Der ist mein Freund,  
So wenig er's auch scheint.

Doch wenn mich einer schmeichelnd preiset,  
Mich immer lobt, mir nichts verweist,  
Zu Fehlern gar die Hände beut  
Und mir vergibt, eh' ich bereut:  
Der ist mein Feind,  
So freundlich er auch scheint.

Ch. f. Gellert.

### 127. Die Treue.

In den deutschen Landen gab's einst einen Edelstein, der hieß die deutsche Treue. Möchten andere Völker manche Vorzüge besitzen, eins konnte von unserem deutschen Volke gerühmt werden, daß es ein treues Volk sei. Die deutsche Treue war sprichwörtlich geworden.

Können wir von jemandem sagen, daß er treu sei, so haben wir ihm das höchste Lob zugesprochen, das einem Menschen zu teil werden kann. Jede Tugend des Menschen ist ein Lichtstrahl; aber die Treue ist der Brennpunkt, in welchem sich alle diese Lichtstrahlen sammeln. Einem treuen Menschen traut und vertraut man; man baut auf sein Wort und seine Zusage wie auf einen festen Grund. Ein Mann, ein Wort! Von einem treuen Menschen sagt man: „Auf den kann man Häuser bauen.“ Häuser baut man aber nicht auf Sand.

Treu sein muß der Mensch zuerst sich selbst. Von dem, was er für heilig, recht und gut erkannt hat, darf er sich durch keinerlei Rücksicht abbringen lassen. Mancher wird leider sich selbst, seiner ganzen Vergangenheit untreu, wenn ihm ein äußerer Vorteil winkt.

Sei treu deinen Eltern, übe Treue gegen Haus und Herd! Im Hause ist die Pflegestätte der Kindestreue. Diese schließt die Dankbarkeit, den willigen Gehorsam und das treue Gedenken an Vaterhaus und Elternliebe, an Heimat und Vaterland in sich. Liebendes Gedenken an unsere Vorfahren gehört zur Treue; ihren Tugenden müssen wir nacheifern, ihr Andenken auch nach dem Tode ehren.

Bewahre die Treue deinem Freunde! Wahre Freundschaft offenbart sich besonders in der Not. Von fremden Menschen getäuscht zu werden, ist bitter; hat dich aber dein Freund getäuscht, so bleibt dir ein Schmerz fürs Leben.

Die Treue muß sich auch im öffentlichen Leben, vor allem im Berufe erproben. Wo Treue ist, da ist weder Lässigkeit noch Schlendrian. Der Geist der Treue erinnert an alles. Darum bleibt die Treue die Fierde eines jeden Menschen, in welchem Berufe er auch sein mag.

Treue Pflichterfüllung findet ihren schönsten Lohn im guten Gewissen, sie folgt dem gegebenen Worte und dem innern Drange. Auch wo sie niemand sieht und keiner sie lohnt, ist sie immer an der Arbeit und allezeit dieselbe.

Nach Emil Frommel.

### 128. Die Bürgschaft.

Zu Dionys, dem Tyrannen, schlich  
Möros, den Dolch im Gewande;  
Ihn schlugen die Häscher in Bande.  
»Was wolltest du mit dem Dolche, sprich!«  
Entgegnet ihm finster der Wüterich.  
»Die Stadt vom Tyrannen befreien.«  
»Das sollst du am Kreuze bereuen!«

»Ich bin,« spricht jener, »zu sterben bereit  
Und bitte nicht um mein Leben;  
Doch willst du Gnade mir geben,  
Ich flehe dich um drei Tage Zeit,  
Bis ich die Schwester dem Gatten gefreit;  
Ich lasse den Freund dir als Bürgen,  
Ihn magst du, entrinn' ich, erwürgen.«

Da lächelt der König mit arger List  
Und spricht nach kurzem Bedenken:  
»Drei Tage will ich dir schenken;  
Doch wisse, wenn sie verstrichen, die Frist,  
Eh' du zurück mir gegeben bist,  
So muß er statt deiner erblassen,  
Doch dir ist die Strafe erlassen.«

Und er kommt zum Freunde: »Der König gebeut,  
Daß ich am Kreuz mit dem Leben  
Bezahle das frevelnde Streben;  
Doch will er mir gönnen drei Tage Zeit,  
Bis ich die Schwester dem Gatten gefreit;  
So bleib du dem König zum Pfande,  
Bis ich komme, zu lösen die Bande!«

Und schweigend umarmt ihn der treue Freund  
Und liefert sich aus dem Tyrannen;  
Der andere ziehet von dannen.  
Und ehe das dritte Morgenrot scheint,

Hat er schnell mit dem Gatten die Schwester vereint,  
Eilt heim mit sorgender Seele,  
Damit er die Frist nicht verfehle.

Da gießt unendlicher Regen herab,  
Von den Bergen stürzen die Quellen  
Und die Bäche, die Ströme schwellen.  
Und er kommt ans Ufer mit wanderndem Stab,  
Da reißet die Brücke der Strudel hinab  
Und donnernd sprengen die Wogen  
Des Gewölbes krachenden Bogen.

Und trostlos irrt er an Ufers Rand;  
Wie weit er auch spähet und blicket  
Und die Stimme, die rufende, schicket,  
Da stößet kein Nachen vom sichern Strand,  
Der ihn setze an das gewünschte Land,  
Kein Schiffer lenket die Fähre  
Und der wilde Strom wird zum Meere.

Da sinkt er ans Ufer und weint und fleht,  
Die Hände zum Zeus erhoben:  
»O hemme des Stromes Toben!  
Es eilen die Stunden, im Mittag steht  
Die Sonne, und wenn sie niedergeht  
Und ich kann die Stadt nicht erreichen,  
So muß der Freund mir erleichen.«

Doch wachsend erneut sich des Stromes Wut  
Und Welle auf Welle zerrinnet  
Und Stunde an Stunde entrinnet.  
Da treibt ihn die Angst, da faßt er sich Mut  
Und wirft sich hinein in die brausende Flut  
Und teilt mit gewaltigen Armen  
Den Strom — und ein Gott hat Erbarmen.

Und gewinnt das Ufer und eilet fort  
Und danket dem rettenden Gotte;  
Da stürzt die raubende Rotte  
Hervor aus des Waldes nächtlichem Ort,  
Den Pfad ihm sperrend, und schnaubet Mord  
Und hemmet des Wanderers Eile  
Mit drohend geschwungener Keule.

»Was wollt ihr?« ruft er vor Schrecken bleich,  
»Ich habe nichts als mein Leben,  
Das muß ich dem Könige geben!«  
Und entreißt die Keule dem Nächsten gleich.  
»Um des Freundes willen erbarmet euch!«  
Und drei mit gewaltigen Streichen  
Erlegt er, die andern entweichen.

Und die Sonne versendet glühenden Brand  
Und von der unendlichen Mühe  
Ermattet, sinken die Knie.  
»O, hast du mich gnädig aus Räubershand,  
Aus dem Strom mich gerettet ans heilige Land  
Und soll hier verschmachtend verderben  
Und der Freund mir, der liebende, sterben!«

Und horch', da sprudelt es silberhell,  
Ganz nahe, wie rieselndes Rauschen  
Und stille hält er, zu lauschen.  
Und sieh, aus dem Felsen geschwätzig, schnell  
Springt murmelnd hervor ein lebendiger Quell  
Und freudig bückt er sich nieder  
Und erfrischt die brennenden Glieder.

Und die Sonne blickt durch der Zweige Grün  
Und malt auf den glänzenden Matten  
Der Bäume gigantische Schatten;  
Und zwei Wanderer sieht er die Straße ziehn,  
Will eilenden Laufes vorüberfliehn,  
Da hört er die Worte sie sagen:  
»Jetzt wird er ans Kreuz geschlagen.«

Und die Angst beflügelt den eilenden Fuß,  
Ihn jagen der Sorge Qualen;  
Da schimmern in Abendrots Strahlen  
Von ferne die Zinnen von Syrakus  
Und entgegen kommt ihm Philostratus,  
Des Hauses redlicher Hüter,  
Der erkennet entsetzt den Gebieter.

»Zurück, du rettetest den Freund nicht mehr,  
So rette das eigene Leben!  
Den Tod erleidet er eben.

Von Stunde zu Stunde gewartet' er  
Mit hoffender Seele der Wiederkehr,  
Ihm konnte den mutigen Glauben  
Der Hohn des Tyrannen nicht rauben.«

»Und ist es zu spät und kann ich ihm nicht  
Ein Retter willkommen erscheinen,  
So soll mich der Tod ihm vereinen!  
Des rühme der blut'ge Tyrann sich nicht,  
Daß der Freund dem Freunde gebrochen die Pflicht,  
Er schlachte der Opfer zweie  
Und glaube an Liebe und Treue!«

Und die Sonne geht unter, da steht er am Tor  
Und sieht das Kreuz schon erhöht,  
Das die Menge gaffend umstehet;  
An dem Seile schon zieht man den Freund empor.  
Da zertrennt er gewaltig den dichten Chor:  
»Mich, Henker,« ruft er, »erwürgel,  
Da bin ich, für den er gebürgel!«

Und Erstaunen ergreift das Volk umher,  
In den Armen liegen sich beide  
Und weinen vor Schmerzen und Freude.  
Da sieht man kein Auge tränenleer  
Und zum Könige bringt man die Wundermär;  
Der fühlt ein menschliches Rühren,  
Läßt schnell vor den Thron sie führen.

Und blicket sie lange verwundert an;  
Drauf spricht er: »Es ist euch gelungen,  
Ihr habt das Herz mir bezwungen;  
Und die Treue, sie ist doch kein leerer Wahn;  
So nehmet auch mich zum Genossen an:  
Ich sei, gewährt mir die Bitte,  
In eurem Bunde der dritte!«

Friedrich Schiller.

### 129. Gleich und gleich gesellt sich gern.

Gleich und gleich gesellt sich gern,  
Wer du bist, zeigt dein Begleiter,  
Aus dem Knecht kennt man den Herrn  
Aus der Fahne ihre Streiter.

Was du billigst, ob nur fern,  
Ist nach Tagen oder Wochen  
Dein, als ob du's selbst gesprochen.

franz Grillparzer.

### 130. Die Kraniche des Ibykus.

Zum Kampf der Wagen und Gesänge,  
Der auf Korinthus' Landesenge  
Der Griechen Stämme froh vereint,  
Zog Ibykus, der Götterfreund.  
Ihm schenkte des Gesanges Gabe,  
Der Lieder süßen Mund Apoll;  
So wandert' er am leichten Stabe  
Aus Rhegium, des Gottes voll.

Schon winkt auf hohem Bergesrücken  
Akrokorinth des Wandrers Blicken  
Und in Poseidons Fichtenhain  
Tritt er mit frommem Schauer ein.  
Nichts regt sich um ihn her, nur Schwärme  
Von Kranichen begleiten ihn,  
Die fernhin nach des Südens Wärme  
In graulichem Geschwader ziehn.

„Seid mir gegrüßt, befreund'te Scharen,  
Die mir zur See Begleiter waren!  
Zum guten Zeichen nehm' ich euch,  
Mein Loz, es ist dem euren gleich.  
Von fern her kommen wir gezogen  
Und flehen um ein wirklich Dach.  
Sei uns der Gastliche gewogen,  
Der von dem Fremdling wehrt die Schmach!“

Und munter fördert er die Schritte  
Und sieht sich in des Waldes Mitte;  
Da sperren auf gedrängem Steg  
Zwei Mörder plötzlich seinen Weg.  
Zum Kampfe muß er sich bereiten,  
Doch bald ermattet sinkt die Hand,  
Sie hat der Leier zarte Saiten,  
Doch nie des Bogens Kraft gespannt.

Er ruft die Menschen an, die Götter,  
Sein Flehen dringt zu keinem Retter;  
Wie weit er auch die Stimme schickt,  
Nichts Lebendes wird hier erblickt.  
„So muß ich hier verlassen sterben,  
Auf fremdem Boden, unbeweint,  
Durch böser Buben Hand verderben,  
Wo auch kein Rächer mir erscheint!“

Und schwer getroffen sinkt er nieder,  
Da rauscht der Kraniche Gefieder;  
Er hört, schon kann er nicht mehr sehn,  
Die nahen Stimmen furchtbar krähn.  
„Von euch, ihr Kraniche dort oben,  
Wenn keine andre Stimme spricht,  
Sei meines Mordes Klag' erhoben!“  
Er ruft es und sein Auge bricht.

Der nackte Leichnam wird gefunden  
Und bald, obgleich entstellt von Wunden,  
Erkennt der Gastfreund in Korinth  
Die Züge, die im teuer sind.  
„Und muß ich so dich wiederfinden  
Und hoffte, mit der Fichte Kranz  
Des Sängers Schläfe zu umwinden,  
Bestrahlt von seines Ruhmes Glanz!“

Und jammernd hören's alle Gäste,  
Versammelt bei Poseidons Feste,  
Ganz Griechenland ergreift der Schmerz,  
Verloren hat ihn jedes Herz.  
Und stürmend drängt sich zum Brytanen  
Das Volk, es fordert seine Wut,  
Zu rächen des Erschlagenen Mänen,  
Zu sühnen mit des Mörders Blut.

Doch wo die Spur, die aus der Menge,  
Der Völker flutendem Gedränge,  
Gelockt von der Spiele Pracht,  
Den schwarzen Täter kenntlich macht?  
Sind's Räuber, die ihn feig' erschlagen?  
Tat's neidisch ein verborgner Feind?

Nur Helios vermag's zu sagen,  
Der alles Irdische bescheint.

Er geht vielleicht mit frechem Schritte  
Setzt eben durch der Griechen Mitte,  
Und während ihn die Rache sucht,  
Genießt er seines Frevels Frucht.  
Auf ihres eignen Tempels Schwelle  
Trotzt er vielleicht den Göttern, mengt  
Sich dreist in jene Menschenwelle,  
Die dort sich zum Theater drängt.

Denn Bank an Bank gedrängt sitzen —  
Es brechen fast der Bühne Stützen —  
Herbeigeströmt von fern und nah,  
Der Griechen Völker wartend da,  
Dampfbrausend wie des Meeres Wogen;  
Von Menschen wimmelnd, wächst der Bau  
In weiter stets geschweiftem Bogen  
Hinauf bis in des Himmels Blau.

Wer zählt die Völker, nennt die Namen,  
Die gastlich hier zusammenkamen?  
Von Theseus' Stadt, von Aulis' Strand,  
Von Phokis, vom Spartanerland,  
Von Asiens entlegner Küste,  
Von allen Inseln kamen sie  
Und horchen von dem Schaugerüste  
Des Chores grauser Melodie,

Der, streng und ernst, nach alter Sitte,  
Mit langsam abgemess'nem Schritte  
Hervortritt aus dem Hintergrund,  
Umwandelnd des Theaters Rund.  
So schreiten keine ird'schen Weiber,  
Die zeugete kein sterblich Haus!  
Es steigt das Riesenmaß der Leiber  
Hoch über menschliches hinaus.

Ein schwarzer Mantel schlägt die Lenden,  
Sie schwingen in entfleischten Händen  
Der Fackel düsterrote Glut,

In ihren Wangen fließt kein Blut;  
Und wo die Haare lieblich flattern,  
Um Menschenstirnen freundlich wehn,  
Da sieht man Schlangen hier und Nattern  
Die giftgeschwollenen Bäuche blähn.

Und schauerlich, gedreht im Kreise,  
Beginnen sie des Hymnus Weise,  
Der durch das Herz zerreisend dringt,  
Die Bande um den Frevler schlingt.  
Besinnungraubend, herzbekörend  
Schallt der Erinyen Gesang,  
Er schallt, des Hörers Mark verzehrend,  
Und duldet nicht der Leier Klang:

„Wohl dem, der frei von Schuld und Fehle  
Bewahrt die kindlich reine Seele!  
Ihm dürfen wir nicht rächend nahn,  
Er wandelt frei des Lebens Bahn.  
Doch wehe, wehe, wer verstohlen  
Des Mordes schwere Tat vollbracht!  
Wir heften uns an seine Sohlen,  
Das furchtbare Geschlecht der Nacht.

Und glaubt er, fliehend zu entspringen,  
Geflügelt sind wir da, die Schlingen  
Ihm werfend um den flücht'gen Fuß,  
Daß er zu Boden fallen muß.  
So jagen wir ihn ohn' Ermatten —  
Verföhnen kann uns keine Reu' —  
Ihn fort und fort bis zu den Schatten  
Und geben ihn auch dort nicht frei.“

So singend, tanzen sie den Reigen  
Und Stille, wie des Todes Schweigen,  
Liegt überm ganzen Hause schwer,  
Als ob die Gottheit nahe wär'.  
Und feierlich, nach alter Sitte  
Umwandelnd des Theaters Rund,  
Mit langsam abgemess'nem Schritte  
Verschwinden sie im Hintergrund.

Und zwischen Trug und Wahrheit schwebet  
Noch zweifelnd jede Brust und bebet  
Und huldiget der furchtbarn Macht,  
Die richtend im Verborgnen wacht,  
Die unerforschlich, unergründet  
Des Schicksals dunkeln Knäuel flucht,  
Dem tiefen Herzen sich verkündet,  
Doch fliehet vor dem Sonnenlicht.

Da hört man auf den höchsten Stufen  
Auf einmal eine Stimme rufen:  
„Sieh da, sieh da, Timotheus,  
Die Kraniche des Ibykus!“ —  
Und finster plötzlich wird der Himmel  
Und über dem Theater hin  
Sieht man in schwärzlichem Gewimmel  
Ein Kranichheer vorüberziehen.

„Des Ibykus!“ — Der teure Name  
Rührt jede Brust mit neuem Gram;  
Und wie im Meere Well' auf Well',  
So läuft's von Mund zu Munde schnell:  
„Des Ibykus? Den wir beweinen?  
Den eine Mörderhand erschlug?  
Was ist's mit dem? Was kann er meinen?  
Was ist's mit diesem Kranichzug?“ —

Und lauter immer wird die Frage  
Und ahnend fliegt's mit Blickesichlage  
Durch alle Herzen: „Gebet acht,  
Das ist der Eumeniden Macht!  
Der fromme Dichter wird gerochen,  
Der Mörder bietet selbst sich dar.  
Ergreift ihn, der das Wort gesprochen,  
Und ihn, an den's gerichtet war!“

Doch dem war kaum das Wort entfahren,  
Möcht' er's im Herzen gern bewahren;  
Umsonst! Der schreckenbleiche Mund  
Macht schnell die Schuldbewußten kund.  
Man reißt und schleppt sie vor den Richter,  
Die Szene wird zum Tribunal  
Und es gestehn die Bösewichter,  
Getroffen von der Rache Strahl.

### 131. Die Obstbäume.

Schon der Name sagt, daß die Bedeutung der Obstbäume nicht in ihnen selbst, sondern vielmehr in der Frucht liegt. Ihr opfern sie in der That Schönheit und Größe, wie ja das Nützliche nur selten auch das Schöne ist. Viel trägt zu dem nüchternen Eindrücke derselben unstreitig schon der Umstand bei, daß wir sie nicht in der Freiheit der Natur erblicken. Der Poesie von Wald und Feld entrissen, stehen sie als Diener und Nährer des Menschen in der Umzäunung seiner Gärten, von seiner Kunst „gezogen“ und „geschult“. Aber auch abgesehen davon ist die Gestaltung wirklich das Unscheinbarste an den Obstbäumen. Ohne kräftigen Stamm, ohne augenfällige Höhe, ohne malerisch ineinandergreifende Verzweigung gleichen sie morschen Holzgestellen und ihr trübes, graugrünes Laub ist nicht geeignet, sie zu beleben.

Den einzigen Reiz gewährt den Obstbäumen ihre Blüte. Was wäre der Mai ohne sie? Welche Überraschung, wenn dann zuerst der Pfirsich über Nacht aufsteht, an allen Zweigen schimmernd wie ein purpurnes Wunder des Frühlings! Wie leuchtet der duftige Schnee des Kirschaumes! Kein grüner Punkt ist zu entdecken in der blühenden Fülle. Wie rosig dämmert's um den bienendurchsummten Apfelbaum! Wie schön, wenn im Windeswehen Tausende von Blättchen herabwirbeln und taumeln, niedliche Trinkschalen, aus denen taudurstige Käfer nippen! — Der Zauber der Frühlingsverjüngung tritt uns gerade hier besonders ergreifend entgegen und mit den Blüten am Baume erwachen die im Gemüte. Aber bei alldem ist dieser Schmuck doch zu hinfällig und zu winzig, als daß er in Betracht kommen könnte.

Daselbe gilt von den Früchten. Der dralle Ball des Apfels, die gelbe Honigglocke am Birnbaume, die saftschwellende, flaumumhüllte Aprikose, sie alle hängen doch nur wie ein Nürnberger Weihnachtstanz an den Bäumen. Sie lachen und winken mit ihren roten Wangen dem Knaben, der sie erklettert, dem Wanderer, der sie herablangt, dem Fahrenden, dem sie sich bequem in den Schoß legen. Es ist der Genuß, der an ihnen reizt. Oder wer, wenn er an lauen Tagen im Baumschatten lagert und nun plötzlich die reife Frucht aus der Stille über ihm herabschlägt, dächte nicht eben ans Suchen und Essen? Auch der Farbenreiz, mit dem die Obstbäume uns ergötzen, ist nicht viel mehr als ein sinnlicher. Tritt eine andere, tiefere Stimmung hinzu, so kann es nur die bewundernde und dankbare sein, in welche der Reichtum der Naturgaben den fühlenden Menschen überall versetzt. Ahlands Lied auf den Apfelbaum spricht diese Stimmung in herzlicher, gemütvoller Weise aus, ohne daß der Dichter sich etwa verleiten ließe, den Baum um der Schönheit willen zu preisen. Er ist ihm der wundermilde,

gesegnete Wirt, der den Hungrigen und Durstigen labt — nichts weiter und so wollen die Obstbäume insgesamt angesehen sein. Ihre Aufgabe ist, zu „tragen“.

Nach Masius.

### 132. Zwei Heimgekehrte.

Zwei Wanderer zogen hinaus zum Tor,  
Zur herrlichen Alpenwelt empor;  
Der eine ging, weil's Mode just,  
Den andern trieb der Drang in der Brust.  
Und als daheim nun wieder die zwei,  
Da rückt die ganze Sippe herbei;  
Da wirbelt's von Fragen ohne Zahl:  
„Was habt ihr gesehn? Erzählt einmal!“

Der eine darauf mit Gähnen spricht:  
„Was wir gesehn? Viel Rares nicht.  
Ach, Bäume, Wiesen, Bach und Hain  
Und blauen Himmel und Sonnenschein!“  
Der andre lächelnd dasselbe spricht,  
Doch leuchtenden Blicks, mit verklärtem Gesicht:  
„Ei, Bäume, Wiesen, Bach und Hain  
Und blauen Himmel und Sonnenschein!“

Anastasius Grün.

### 133. Der Böhmerwald.

Wenige Gebirge Europas sind so reich an fesselnden und eigenartigen Reizen wie der Böhmerwald. Hier finden sich köstliche Perlen landschaftlicher Schönheit: idyllische Täler, romantische Fernsichten, kühn stürzende Gebirgswässer, gras- und kräuterreiche Weiden, düstere Nadel- und heiter stimmende Laubwälder und besonders stille Seen von unvergleichlichem, herrlichem Charakter. Von kühn emporstrebenden Bergesgipfeln schweift der Blick weit hinein nach Bayern, Böhmen, Ober- und Niederösterreich, im Süden bis an die Alpen, im Westen über die waldbedeckten Höhen des bayrischen Waldes, im Norden bis zu den Verzweigungen des Fichtelgebirges und selbst die höchsten Gipfel des Riesengebirges vermag ein scharfes Auge aufzufinden. Viele schäumende Gewässer, vor allen die Moldau und der Regen, fließen durch Täler von wilder und anmutiger Schönheit. Aber noch reizvoller als die Bäche und die Flüsse sind die Seen, die Augen der Bergriesen.

Hier gibt es noch Urwald im vollsten Sinne des Wortes. Mit ehrfurchtsvollem Schauer treten wir ein. Wie die Säulen eines mächtigen

Domes stehen die Baumriesen da. Dazwischen erblicken wir dichtes Gestrüpp von modernden Zweigen, Ästen und Stämmen, von Himbeeren, Heidelbeeren und Weidenröschen. Hier steht ein Riesenstamm, dem der brausende Sturm die Krone abgerissen hat und von dessen Ästen das Bartmoos wie meterlanges, graues Haar herabhängt. Nicht weit davon liegt eine Fichte, deren ausgerissener Wurzelstock einer Mauerruine gleicht. Daneben ruht eine riesige, vermodernde Tanne, auf deren Rücken Hunderte von jungen Bäumen emporkwachsen. Und zwischen all dem Gewirr von Baumleichen, von üppig wucherndem Strauchwerk, Farnkraut und Moos liegen Granitblöcke wie gebleichte Riesenschädel.

Die Bewohner des Böhmerwandes sind kraftvoll, fest und rauh wie ihre Heimat und haben in Sprache, Tracht und Sitte noch viel Urwüchsiges und Besonderes. Ihrer Beschäftigung nach sind sie Holzschläger, Köhler und Glashüttenarbeiter. In der Schneezeit sausen die schwer beladenen Schlitten die Berglehnen herab und bringen das Holz an die Ufer der Bäche und Flüsse, auf denen es im Frühlinge und Sommer in ganzen Stämmen oder zu Brettern geschnitten nach der Elbe und der Donau geflüßt wird.

Nach J. Krautmann und E. Hartmann.

### 134. Die Gäste der Buche.

*Mietgäste vier im Haus  
Hat die alte Buche.  
Tief im Keller wohnt die Maus,  
Nagt am Hungertuche.*

*Stolz auf seinen roten Rock  
Und gesparten Samen,  
Sitzt ein Protz im ersten Stock:  
Eichhorn ist sein Namen.*

*Weiter oben hat der Specht  
Seine Werkstatt liegen,  
Hackt und zimmert kunstgerecht,  
Daß die Späne fliegen.*

*Auf dem Wipfel im Geüß  
Pfeift ein winzig kleiner  
Musikante froh im Nest. —  
Miete zahlt nicht einer.*

Rudolf Baumbach.

### 135. Norwegens Natur.

Hoch im Norden Europas geht eine Sage, daß Gott, als er die Erde geschaffen und fertig war mit dem Werke, plötzlich in seinem Nachsinnen gestört wurde durch den Fall eines riesigen Körpers, der in die Fluten des Weltmeeres stürzte. Der Schöpfer blickte auf und gewahrte den Teufel, welcher ein ungeheures Felsenstück herbeigebracht und in die Tiefe geschleudert hatte, daß die Achse der neuen Schöpfung zitternd unter der Last schwankte und zu brechen drohte und noch davon schwankt bis auf diese Stunde, ja bis in alle Ewigkeit. Vor gänzlichem Verderben bewahrte

der Herr sein Werk durch seine Macht und Stärke. Er hielt es mit seiner gewaltigen Hand; mit der anderen drohte er dem bösen Feinde, daß dieser heulend entfloh. Aber überall ragte der furchtbare Felsblock aus den Wassern. Hoch und finster stieg er aus der Flut bis in die Wolken; schwarz und verbrannt sah er aus; zackig, wild und zerrissen sanken seine nackten Wände in unergründliche Tiefen und füllten das Meer mit zahllosen Klippen und Spizen auf viele Meilen. Gott der Herr warf einen Blick der Trauer und des Erbarmens auf diese Wüste; dann nahm er,



Hjørring-Fjord in Norwegen. Von Normann (A. Pichlers Witwe & Sohn.)

was noch übrig geblieben an fruchtbarer Erde, und streute es aus über die schwarzen Felsen. Aber ach, das wenige reichte dazu nicht hin. Kaum ward in den Spalten und Gründen der Boden bedeckt und nur an einigen Stellen ließen die Gottesfinger so viel zurück, daß Fruchtbäume wachsen und Saaten reifen konnten. Je weiter nach Norden, um so geringer ward die Gabe, bis endlich nichts mehr übrig war; da mußte des Teufels Werk bleiben, wie es gewesen, belastet von dem Fluche ewiger Unfruchtbarkeit. Aber Gott streckte seine allmächtige Hand aus und segnete den verlassenen Boden. „Soll keine Blume hier blühen, kein Vogel singen, kein Halm gedeihen,“ sprach seine schaffende Stimme, „so soll der böse Geist doch

keinen Teil haben an dir! Ich will mich deiner erbarmen und Menschen hier wohnen lassen, die mit Liebe und Treue an diesem Felsen hängen und glücklich darauf werden sollen.“ — Da befahl der Herr den Fischen, daß sie das Meer in ungeheuren Schwärmen belebten, und oben in die Felsen und Eisfelder setzte er ein wunderbares Geschöpf, halb Kuh, halb Hirsch, das mit Milch und Butter, mit Fleisch und Fell und Sehnen die Menschen nähren und kleiden mußte. — So, spricht die Sage, sei Norwegen entstanden. Darum sei das Meer an jenen wilden Küsten so belebt von den schnellen, unermesslichen Scharen schuppiger Geschöpfe, so sei mitten in den Eiszüsten das Renttier auch geschaffen, ohne dessen Hilfe niemand dort wohnen könnte. — Aber welche Welt des Schreckens und Schweigens liegt hier verborgen! Unter welchen Schauern der Schöpfung zittert das Herz des einsamen Wanderers, wenn er durch diese öden Fjorde \*) und Sunde irrt, wo das Meer in tausend Labyrinth, zwischen düstere, schneegekrönte Felsen, in ungangbare Klüfte und Höhlen sich verliert! Welches Staunen begleitet ihn, wenn sein Schiff durch diese Unermesslichkeit von Klippen, gigantischen Blöcken und schwarzen, granitnen Mauern gleitet, die einen mehr als dreihundert Meilen langen furchtbaren Gürtel um die steinernen Brüste Norwegens schlingen! — Und wenn ein Gott einst gesagt: „Ich will jene schrecklichen Einöden von Menschen bewohnen lassen,“ so hat er diese doch nur spärlich austreuen können über das vergessene Land. Auf Felsen und Sümpfen müssen sie umherziehen, ewig wandernd mit dem wandernden Renttiere, das sie nährt; nur in Buchten und Spalten am Meeresufer können sie einsam und getrennt wohnen und den Fischen nachstellen unter tausend Ängsten und Mühen. Das Binnenland aber kann noch immer keines Mannes feste Wohnung sein. Tief liegt es unter Sumpf und Eis, in Nebel und Nacht gehüllt, ohne Baum und Feld, ohne die Hütte des Ackerbauers, ohne das Brüllen seiner Herde, ohne den milden Segen, der dem Fleiße der Menschen und ihrer gemeinsamen Gesittung entspringt.

So ist es anzuschauen, wenn das Schiff den Hafen von Drontheim verläßt und, nördlich steuernd, durch die Sunde und Fjorde dringt. Hinter ihm steigt die Küste hoch auf; die fruchtbaren Plätze verschwinden darin; immer wildere, nacktere Felsen dehnen sich aus, bis endlich die unersteiglichen Gletscher Norwegens aller Bewohnbarkeit ein Ziel setzen. Das Menschenleben zieht sich dann in die Buchten und Klippen zurück. Dort wohnen der Kaufmann und der Fischer von normanniischem Geschlechte und neben ihnen haben sich Quänen und Lappen angesiedelt. Auf die schneeigen Alpen treibt der Finne seine Milchkühe mit zackigen

\*) Ein Fjord ist ein tief ins Land eindringender Meerbusen.

Geweihen, und wenn er den Wolf und den Bären jagt, donnert der Knall seiner Büchse aus den düstern Meeresbuchten wider. Und immer wilder und einsamer wird es mit jedem neuen Morgen. Auf viele Meilen kein Haus, kein Feuerplatz, kein Segel, das uns entgegenleuchtet, kein Boot mit Angeln und Netzen! Seehunde wälzen sich spielend vor dem Schiffe her; der Walfisch spritzt seine hohen Fontänen in die Lüfte, Möwenschwärme stürzen schreiend auf ziehende Heringscharen; Taucher und Alken springen von den Klippen; über die schäumenden Wogen flattert der Eidervogel und hoch oben in den reinen, scharfen Lüften umkreist ein Adlerpaar sein Felsen-nest. — Endlich, um tausend Felsenecken biegend, mitten in den Irngärten der Meeresbecken, erblickst du das Haus eines Kaufmannes am Abhange eines von Birken umbuschten Vorgebirges. Da liegen seine Packhäuser, seine Schiffe, seine Boote; da steigt der Rauch von zehn zerstreuten Fischerhütten über die niedrigen, narbigen Felsen und zwischen ihnen blüht das matte Grün eines Wiesenstrichs, durch den ein brausender Bach eilt. — Wenige Minuten und alles ist verschwunden! Von neuem hat die Einöde dich aufgenommen, von neuem umschlingen dich dieselben Sunde, dieselben tiefschweigenden Wasserpiegel und von den hohen Fjellen \*) rasen Windstöße nieder und fallen dich an mit der Wut wilder Tiere.

Theodor Mügge.

### 136. Der Wald im Sommer.

Die Julisonne strahlt vom unbewölkten Himmel hernieder. Der Boden brennt unter den Füßen, die Lüfte glühen, Staub deckt Wege und Felder, verjengt sind Wiesen und Weiden. Was lebt, eilt dem Walde zu, wo Frische und Lebenslust atmen. Begrüßt von den letzten Tönen der Nachtigall, hat der ernste Sommer auch hier den heiteren Frühling abgelöst. Sein warmer Strahl hat den Blumenstolz zur buntesten Pracht entfaltet. Er hat die würzige Erdbeere, die süße Himbeere gerötet und gereift, die Heidelbeere geschwärzt und schmackhaft gemacht. Er hat das grüne Laub gedunkelt und verdichtet, daß es kühlen Schatten spende. Die jungen Vögel sind ausgeschlüpft und die Eltern versorgen sie von der reichen Sommertafel. Deshalb ist der laute Gesang der Alten verstummt; doch ihr fröhliches Gezitscher bekundet ihre Freude an den Kindern. Lustig spielt auch das Wild mit seinen Jungen. In das heitere Gewoge der Spaziergänger erschallt von der Waldwiese her ernster Sichelklang und aus dem nahen Walde ruft die Wachtel ihr Fürchte-Gott.

Jetzt fährt plötzlich durch den ruhigen Wald ein dumpfes Krachen; rasche Schatten schweben über die Gipfel dahin. Langsam wandelt eine

\*) Fjellen sind öde Bergflächen.

schwarze Wetterwolke herauf und deckt den Wald mit Nacht. Nun rauschen und wirbeln die Winde, es beugt sich der Wald, entwurzelt stürzt die gewaltige Eiche, knarrend bricht die Riesentanne. In ihrem Falle reißen sie die kleineren Nachbarstämme zu Boden, die Vögel flattern ängstlich um ihre Nester, das furchtsame Wild und der vom Wettersturm überraschte Wanderer suchen schützende Stellen auf. Gelbe Blitze zucken hernieder und die zerschmetterte Buche dampft. Der Donner rollt und der Erdboden zittert. Aber nun rauscht vom Himmel erquickender Regen, der die Erde erfrischt, die Luft reinigt und mit Düften würzt. Hoch strecken die Bäume ihre Wipfel empor, ein Freudengeräusch ertönt durch den Wald, und während vom östlichen Himmel der Regenbogen durch die lichten Stellen glänzt, hüllt von Westen her die untergehende Sonne den Wald in ein Gewand von Gold und Edelstein.

Nach Theodor Colshorn.

### 137. Das Gewitter.

Urahne, Großmutter, Mutter und Kind  
In dumpfer Stube beisammen sind;  
Es spielt das Kind, die Mutter sich schmückt,  
Großmutter spinnet, Urahne gebückt  
Sitzt hinter dem Ofen im Pfuhl. —  
Wie wehen die Lüfte so schwül!

Das Kind spricht: „Morgen ist's Feiertag;  
Wie will ich spielen im grünen Hag,  
Wie will ich springen durch Tal und Höhn,  
Wie will ich pflücken viel Blumen schön!  
Dem Acker, dem bin ich hold!“ —  
Hört ihr's, wie der Donner grollt?

Die Mutter spricht: „Morgen ist's Feiertag;  
Da halten wir alle fröhlich Gelag',  
Ich selber, ich rüste mein feierkleid;  
Das Leben, das hat auch Lust nach Leid,  
Dann scheint die Sonne wie Gold!“ —  
Hört ihr's, wie der Donner grollt?

Großmutter spricht: „Morgen ist's Feiertag;  
Großmutter hat keinen Feiertag,  
Sie kochet das Mahl, sie spinnet das Kleid,  
Das Leben ist Sorg' und viel Arbeit;  
Wohl dem, der tat, was er sollt!“ —  
Hört ihr's, wie der Donner grollt?

Urahne spricht: „Morgen ist's Feiertag,  
Am liebsten morgen ich sterben mag:  
Ich kann nicht singen und scherzen mehr,  
Ich kann nicht sorgen und schaffen schwer;  
Was tu' ich noch auf der Welt?“  
Seht ihr, wie der Blitz dort fällt?

Sie hören's nicht, sie sehen's nicht,  
Es flammet die Stube wie lauter Licht;  
Urahne, Großmutter, Mutter und Kind  
Vom Strahl miteinander getroffen sind,  
Vier Leben endet ein Schlag —  
Und morgen ist's Feiertag.

G. Schwab.

### 138. Rätsel.

Ich wohne in einem steinernen Haus,  
Da lieg' ich verborgen und schlafe;  
Doch ich trete hervor, ich eile heraus,  
Gefordert mit eiserner Waffe.  
Erst bin ich unscheinbar und schwach und klein,  
Mich kann dein Atem bezwingen,  
Ein Regentropfen schon saugt mich ein;  
Doch mir wachsen im Siege die Schwingen.  
Wenn die mächtige Schwester sich zu mir gesellt,  
Erwach' ich zum furchtbarn Gebieter der Welt.

Friedrich Schiller.

### 139. Die Bedeutung der Ströme.

Die Flüsse sind nicht bloß für die große Ordnung des Naturhaushaltes, sondern gleicherweise auch für das Leben der Völker zu Bewegern und Trägern geworden. In ihrem Schoße suchte zuerst der Fischer, an ihren Ufern der Jäger seine Beute; hier fand der Hirt die üppigen Triften; und wandernd folgten die heimatlosen Stämme dem Zuge der Wasser, bis dann der Ackerbauer erschien und bald im Bunde mit einer noch schüchternen Schifffahrt das Werk der Kultur begann. Immer und überall waren Flüsse die eigentlichen Lebensfäden; und wo nur ein Geschlecht sich zum Selbstbewußtsein erhob, da gedenkt es mit dankbarem Stolze auch der Flüsse, an denen seine ersten Wohnstätten und seine ersten Heiligtümer standen. Wie der Römer den Tiber, der Engländer die Themse, der Franzose die

Loire und Garonne, so preisen wir den „Vater“ Rhein und die Donau, die nach altem Spruche seine Gemahlin sein soll, so daß man vielleicht sagen kann, ein Volk ohne einen solchen idealisierten Strom sei ein Volk ohne Geschichte und ohne Dichtung.

Insbesondere aber haben die Ströme auch das fernliegende Innere der Kontinente erschlossen und auch dort die Herrschaft unseres Geschlechtes über die Natur, d. h. menschliche Bildung, ausgebreitet. Man erinnere sich dafür an Amerika oder im Gegensatze dazu an Afrika. Dem letzteren fehlen nicht bloß die Golfe und Buchten, die zur Ein- und Ausfahrt laden und den Ansiedler wie den Auswanderer locken; es fehlen ihm auch die großartigern, viel- und weitverzweigten Wassernetze. Zwar reicht der Nil mit einem Laufe von mindestens 4500 bis 6000 *km* in das Herz des Weltteils zurück und würde, wenn allein die Stromlänge entschiede, zu den ersten Gewässern der Erde gezählt werden müssen; aber auf zwei, drei Zuflüsse beschränkt, zuletzt in eine 1800 *km* lange Gebirgssenge eingeklemmt, gleicht er einem riesigen Stamme ohne Äste: gewissermaßen ein Symbol des gliederlosen Kontinentes selbst, dem er angehört. Und läßt sich nun auch nicht dasselbe vom Niger und vom Sambesi sagen, so würden doch alle drei zusammengenommen nicht ausreichend sein, um einen Amazonenstrom zu schaffen, dessen Flußgebiet etwa den vierten Teil des Flächeninhaltes von Afrika ausfüllt. Daher ist denn die Geschichte an jenen Küsten seit Jahrtausenden schweigend vorübergegangen und die schwarze Bevölkerung derselben steht noch immer auf einer tiefen Stufe der Menschlichkeit. Die edlere, zum Teil in sagenhaftem Lichte glänzende Bildung aber, welche einst auch dort gedieh, heftete sich bekanntlich an einen schmalen Streifen des Mittelmeergestades und an das Tal des Nils.

Um nun auch das Gegenbild zu zeigen — wie bevorzugt erscheint in dieser Hinsicht Amerika und wie schnell ist dort jede Pflanzung europäischen Geistes emporgeblüht! Allerdings gilt dies zunächst mehr von dem reichgegliederten Norden als von dem Süden, der in der Einfachheit, um nicht zu sagen Einförmigkeit, seiner Küsten fast an Afrika mahnt. Aber wieder ist gerade er das Mutterland der Riesenströme, und wenn sich diese mehr als bisher der Schiffahrt öffnen, dann wird auch der Süden in jene innige Gemeinschaft mit Europa und europäischer Zivilisation treten, welche den Norden längst zu einer „neuen Welt“ gemacht hat. Schon wird der Amazonenstrom auf eine Strecke von mehr als 4500 *km* bis zu den Abstrümen der Anden befahren; auf dem Paraná und dem Paraguay gehen

die Dampfer bis Cuyaba tief ins Innere Brasiliens; der Orinoco trägt Seeschiffe bis Angostura (450 *km* von seiner Mündung) und für kleinere Schiffe ist er mehr denn 1500 *km* weit zu allen Jahreszeiten fahrbar.

Inzwischen mag man sich auch hier vergegenwärtigen, daß über aller Gunst und Ungunst der Naturverhältnisse der Genius der Menschheit in ewiger Freiheit steht und strebt. Die Ströme bedingen nicht, sie vermitteln nur die Bildung. Und so können sie denn auch nur da mit jener entscheidenden Bedeutung eingreifen, wo ein sinniges und regsames Volk an ihren Ufern die bleibende Wohnstätte findet. In Amerika hat sich darum weder am Mississippi noch am Amazonas, weder am Orinoco noch am Strompaar des Laplata ein reicheres Leben entwickelt, weil den rotfarbigen Stämmen jener geistzündende Trieb, der den Menschen in und aus sich selbst die höheren Ziele suchen läßt, im allgemeinen versagt zu sein scheint. Jägervölkern dienen Flüsse nur als Fischwasser und ein Bach mag ihnen dann die nämlichen, ja bequemere Dienste leisten als die großen Entwässerungsadern der Festlande. Innerhalb der regenarmen Zonen oder der Zonen mit abgeschlossenen Regenzeiten werden ackerbau-treibende Gesellschaften fest an die Ufer der Ströme gezogen, deren ansteigende Flut sie durch Schöpfräder und Kanäle vorsorglich über ihre durstenden Fluren leiten. So erwuchs am Nil, in straffer, staatlicher Organisation zum Bewußtsein seiner Kraft gelangt, das Pyramiden und Wasserspeicher bauende Volk. So ernährte der Euphrat, in unzähligen Gräben über die fruchtbare mesopotamische Ebene verbreitet, die ältesten Beobachter des gestirnten Himmels. Die Bildung einer Nation muß schon so weit vorgeschritten sein wie die chinesische, wenn die Flüsse neben der Bewässerung des Ackerlandes auch die höhere Bedeutung von Verkehrswegen empfangen sollen. Erst auf dieser Stufe hören endlich die Flüsse auf, die Stämme zu trennen, wie etwa einst der Rhein Germanen und Gallier, die Eider Deutsche und Dänen und die Weser Franken und Sachsen trennte. Aus unüberschreitbaren Naturgrenzen werden sie zu völker- und länderverbindenden Straßen.

Nach Masius.

#### 140. Die sterbende Eiche.

Sturmwind kam herangejagt  
Wild über Hügel und Heide.  
„Neigt euch!“ rief die Erle verzagt,  
„Bengt euch!“ rief die Weide.

Sturmwind rast durchs Baumgeäst,  
Zweige knarren und knacken;  
Nur die Eiche steht trotzig fest,  
Bengt nicht Haupt und Nacken. —

Singend sein wildes Siegeslied,  
Weiter durch Wald und Wiese  
Zog der Sturm. — In Moos und  
Ried  
Lag der gestürzte Riese.

Und die Erle zur Weide sprach:  
„Siehe, wir leben alle  
Und die Eiche, die starke, brach.  
Übermut kommt zu Falle.“

Todwund sprach der gewaltige  
Baum:  
„Will euch das Leben nicht weiden.  
Sterben muß ich; ich schaffe Raum  
Schmiegsamen ErLEN und Weiden.“

Wieget im Winde das grüne Haar  
Über der modernnden Leiche.  
ErLEN und Weiden, ihr dauert, ich  
war,  
Aber ich war die Eiche.“  
Rudolf Baumbach.



Rudolf Baumbach.

#### 141. Einer oder der andere.

Es ist nichts lieblicher, als wenn bisweilen gekrönte Häupter sich unerkannt zu dem gemeinen Manne herablassen wie König Heinrich der Vierte in Frankreich, sei es auch nur zu einem gutmütigen Spas.

Zu König Heinrichs des Vierten Zeiten ritt ein Bäuerlein vom Lande her des Weges nach Paris. Nicht mehr weit von der Stadt gesellt sich zu ihm ein anderer, gar stattlicher Reiter, welcher der König war, und sein kleines Gefolge blieb absichtlich in einiger Entfernung zurück. „Woher des Landes, guter Freund?“ — „Da und da her.“ — „Ihr habt wohl Geschäfte in Paris?“ — „Das und das; auch möchte ich gern unsern guten König einmal sehen, der so väterlich sein Volk liebt.“ Da lächelte der König und sagte: „Dazu kann Euch heute Gelegenheit werden.“ — „Aber wenn ich nur auch wüßte, welcher es ist unter den vielen, wenn ich ihn sehe!“ Der König sagte: „Dafür ist Rat. Ihr dürft nur achtgeben, welcher den Hut allein auf dem Kopfe behält, wenn die andern ehrerbietig ihr Haupt entblößen.“ — Also ritten sie miteinander in Paris ein, und zwar das Bäuerlein hübsch auf der rechten Seite des Königs. Denn das kann nie fehlen: was die liebe Einfalt Ungeschicktes tun kann, sei es gute Meinung oder Zufall, das tut sie. Aber ein gerader, unverkünstelter Bauersmann, was er tut und sagt, das tut und sagt er mit ganzer Seele und sieht nicht um sich, was geschieht, wenn's ihn nichts angeht. Also gab auch der

unsrige dem Könige auf seine Fragen nach dem Landbau, nach seinen Kindern und ob er auch alle Sonntage ein Huhn im Topfe habe, geschprächige Antwort und merkte lange nichts. Endlich aber, als er doch sah, wie sich alle Fenster öffneten und alle Straßen mit Leuten füllten und alles rechts und links auswich und ehrerbietig das Haupt entblößt hatte, ging ihm ein Licht auf. „Herr!“ sagte er und schaute seinen unbekanntem Begleiter mit Bedenklichkeit und Zweifel an, „entweder seid Ihr der König, oder ich bin's. Denn wir zwei haben noch allein die Hüte auf dem Kopfe.“ Da lächelte der König und sagte: „Ich bin's. Wenn Ihr Euer Kößlein eingestellt und Euer Geschäft besorgt habt, so kommt zu mir in mein Schloß! Ich will Euch alsdann mit einem Mittagsjüpplein aufwarten und Euch auch meinen Ludwig zeigen.“

Von dieser Geschichte rührt ein Sprichwort her. Wenn jemand in einer Gesellschaft aus Vergessenheit oder Unverstand den Hut allein auf dem Kopfe behält, so fragt man: „Seid Ihr der König oder der Bauer?“

J. P. Sebel.

#### 142. Das Erkennen.

Ein Wanderbursch mit dem Stab in der Hand  
Kommt wieder heim aus dem fremden Land.

Sein Haar ist bestäubt, sein Antlitz verbrannt,  
Von wem wird der Bursch wohl zuerst erkannt?

So tritt er ins Städtchen durchs alte Tor,  
Am Schlagbaum lehnt just der Zöllner davor.

Der Zöllner, der war ihm ein lieber Freund,  
Oft hatte der Becher die beiden vereint.

Doch sieh! — Freund Zollmann erkennt ihn nicht,  
Zu sehr hat die Sonn' ihm verbrannt das Gesicht.

Und weiter wandert nach kurzem Gruß  
Der Bursche und schüttelt den Staub vom Fuß.

Da schaut aus dem Fenster sein Schätzel fromm.  
„Du blühende Jungfrau, viel schönen Willkomm!“

Doch sieh, auch das Mägdlein erkennt ihn nicht,  
Die Sonn' hat zu sehr ihm verbrannt das Gesicht!

Und weiter geht er die Straß' entlang,  
Ein Tränlein hängt ihm an der braunen Wang'.

Da wankt von dem Kirchsteig sein Mütterchen her.  
„Gott grüß' Euch!“ so spricht er und sonst nichts mehr.

Doch sieh, das Mütterchen schluchzet voll Lust:  
„Mein Sohn!“ — und sinkt an des Burschen Brust.

Wie sehr auch die Sonne sein Antlitz verbrannt,  
Das Mutteraug' hat ihn doch gleich erkannt.

J. N. Vogl.

### 143. Das Glöcklein des Glücks.

Der König lag am Tode, da rief er seinen Sohn,  
Er nahm ihn bei den Händen und wies ihn auf den Thron.  
„Mein Sohn!“ so sprach er zitternd — „mein Sohn, den lass' ich dir;  
Doch nimm mit meiner Krone noch dies mein Wort von mir:

Du denkst dir wohl die Erde noch als ein Haus der Luft?  
Mein Sohn, das ist nicht also, sei dessen früh bewusst!  
Nach Eimern zählt das Unglück, nach Tropfen zählt das Glück;  
Ich gab in tausend Eimern zwei Tropfen kaum zurück!“

Der König spricht's und scheidet. — Der Sohn begriff ihn nicht;  
Er sieht noch rosenfarben die Welt im Maitenlicht.  
Zu Throne sitzt er lächelnd, beweisen will er's klar,  
Wie sehr getäuscht sein Vater von düstrem Geiste war.

Und auf das Dach des Hauses, grad' über seinen Saal,  
Worin er schläft und sinnet und sitzt am frohen Mahl,  
Läßt er ein Glöcklein hängen von hellem Silberklang,  
Das läutet, wie er unten nur leise rührt den Strang.

Den aber will er rühren — so tut er's kund im Land —  
So oft er sich recht glücklich in seinem Sinn empfand.  
Und traun, zu wissen glaubt er's — da wird kein Tag entfliehn,  
An dem er nicht mit Rechten das Glöcklein dürfte ziehn.

Und Tag' um Tage heben ihr rosig Haupt empor,  
Doch Abends, wenn sie's senken, trägt's einen Trauerflor.  
Oft langt er nach dem Seile, das Auge klar und licht,  
Da zuckt ihm was durchs Inn're, das Seil berührt er nicht.

Einst tritt er, voll des Glückes erhörter Freundschaft, hin.  
„Ausläuten,“ ruft er, „will ich's, wie hochbeglückt ich bin!“  
Da keucht ein Bot' ins Zimmer, der's minder spricht als weint:  
„Herr, den du Freund geheiß'n, verriet dich wie ein — Feind!“

Einst fliegt er, voll des Glückes erhörter Lieb', herein.  
„Mein Glück, mein Glück,“ so ruft er, „muß ausgeläutet sein!“  
Da kommt sein blasser Kanzler und murmelt bang und scheu:  
„Herr, blüht denn auch dem König hienieden keine Treu'?“

Der König mag's verwinden, er hat ja noch sein Land  
Und einen vollen Säckel und eine mächt'ge Hand,  
Er hat noch grüne Felder, noch Wiesen voll von Duft  
Und drauf den Fleiß der Menschen und drüber Gottes Luft.

Zu seinem Fenster tritt er, sieht nieder, sieht hinaus  
Und Wiege seines Glückes bedünkt ihn jedes Haus.  
Zum Seil hin eilt er glühend, will ziehn, will läuten — sieh!  
Da stürmt's herein zum Saale, da fällt's vor ihm aufs Knie.

„Herr König, siehst du drüben den Rauch, den Brand, den Strahl!  
So rauchen unsre Hütten, so blitzt der Nachbarn Stahl.“ —  
„Ha, freche Räuber!“ donnert der Fürst in wildem Glühn  
Und statt des Glöckleins muß er sein rächend Eisen ziehn.

Schon bleichen seine Haare, vor Dulden wird er schwach  
Und stets noch schweigt das Glöcklein auf seines Hauses Dach.  
Und wenn's auch oft wie Freude sich auf die Wang' ihm drängt,  
Er denkt kaum mehr des Glöckleins, das er hinaufgehängt.

Doch als er nun zu sterben in seinem Stuhle saß,  
Da hört' er vor dem Fenster Geschluchz' ohn' Unterlaß.  
„Was soll das?“ fragt er leise den Kanzler, „sprich's nur aus!“ —  
„Ach, Herr, der Vater scheidet — die Kinder stehn vorm Haus!“

„Herein mit meinen Kindern! — Und war man mir denn gut?“ —  
„Stünd', Herr, zu Kauf ein Leben, sie kauften deins mit Blut!“  
Da wogt's auch schon zum Saale gedämpften Schritts herein  
Und will ihn nochmals sehen, ihm nochmals nahe sein.

„Ihr liebt mich also, Kinder?“ — Und tausend weinen: „Ja!“  
Der König hört's, erhebt sich, steht wie ein Heil'ger da,  
Sieht auf zu Gott, zur Decke, langt nach dem Seile stumm,  
Tut einen Riß — es läutet — und lächelnd sinkt er um.

## 144. Kaiser Maxens Zweikampf.

Es war der Reichstag ausgeschrieben  
Gen Worms, die alte freie Stadt,  
Und niemand war daheim geblieben,  
Kein Fürst, kein Richter, kein Prälat.  
Je einer nach dem andern zogen  
In stattlichen, geschmückten Reihn  
Sie durch des Tores hohen Bogen  
Wohl mit viel hundert Helmen ein.

Man hoffte viel an diesem Tage;  
Denn Großes sollte da geschehn,  
Schon manche längst erhobne Klage,  
So mancher Zwist nicht mehr bestehn,  
Nicht mehr die blinde Willkür walten,  
Die Unschuld ohne Schützer sein  
Und in dem Kampfe der Gewalten  
Die Stärke nur des Rechts sich freu'n.

So hat es Kaiser Max beschlossen,  
Treu denkend der beschwornen Pflicht;  
Aus Habsburgs edlem Stamm entsprossen,  
Verleugnet er den Ahnherrn nicht.  
Er, unbefiegt in jedem Streite,  
Berühmt in Kampf und Ritterspiel,  
Legt willig doch das Schwert beiseite  
Und Recht und Frieden ist sein Ziel.

Bald hat der Ruf umher verkündet,  
Was auf dem Reichstag jetzt geschah,  
Und mancher wird von Lust entzündet  
Und eilt herbei von fern und nah.  
Raum faßt die Stadt die vielen Gäste,  
Und was der Menge Sinn erfreut,  
Bankett und Tanz, Turnier und Feste  
Besflügeln die belebte Zeit.

Da kam aus Frankreichs schönen  
Gauen,  
Von seinem Könige gesandt,  
Ein Ritter, furchtbar anzuschauen,  
Im Kampf zu Spiel und Ernst gewandt.  
Der Ruf von seines Armes Stärke  
Ging weitverbreitet vor ihm her,  
Es sei im edlen Waffentwerke  
Kein Ritter so geübt wie er.

Hoch über seiner Herberg' Pforte  
Ließ er sein Wappenschild erhöhn  
Und durch den Herold diese Worte  
In der erstaunten Stadt ergehn:  
Er sei bereit auf Tod und Leben,  
Um eine Gabe, reich und schön,  
Auf Haft, wie sie sich Ritter geben,  
Den Kampf mit jedem zu bestehn.

So läßt er voll von Stolz verkünden  
Und harrt und harrt so manchen Tag,  
Kein kühner Gegner will sich finden,  
Der diesen Strauß bestehen mag.  
Des Fremden übermütig Pochen  
Auf nie besiegter Waffen Glück,  
Und was der Ruf von ihm gesprochen,  
Schreckt jeden von dem Kampf zurück

Das wurmt den Kaiser tief im Herzen,  
Er kann des Franzmanns Übermut,  
Die Schmach der Seinen nicht verschmerzen  
Und zürnend wallt sein Fürstenblut.  
„Und will es denn nicht einer wagen,  
Wie sie um mich versammelt stehn,  
So will ich selbst mich mit ihm schlagen,  
Er soll den Meister in mir sehn.“

Er gibt sein ritterlich Verlangen  
Nach Ritterbrauch dem Gegner kund.  
Bei dessen Schild wird aufgehangen  
Der Schild von Osterreich und Burgund.  
Erstaunt erkennt ganz Worms dies  
Zeichen  
Und alles harrt erwartungsvoll  
Auf diesen Zweikampf sondergleichen,  
Der Deutschlands Ehre retten soll.

Der neunte Morgen ist benennet  
Zum Kampf auf ritterliche Haft  
Und jedes Gegners Busen brennet  
Vor Streitlust und Gefühl der Kraft;  
Durch alle Straßen wogt die Menge  
Bei allen Toren ström't's herein  
Und eilt in wimmelndem Gedränge,  
Ein Zeuge dieses Kampfs zu sein.

Am neunten Morgen ernst — und  
stille,  
Bewehrt mit Lanz' und breitem Schwert,  
Vom Kopf zum Fuß in Eisenhülle  
Erscheinet jeder hoch zu Pferd.  
Wie die Trompete schmetternd tönend,  
Stürmt jeder auf den andern los,  
Die Pferde bäumen sich, es dröhnet  
Die Rüstung vom gewalt'gen Stoß.

Doch fruchtlos glitschet jede Lanze,  
Die Kämpfer bleiben unverfehrt.  
Da schwinget leicht als wie im Tanze  
Ein jeder rasselnd sich vom Pferd;  
Nun ward der Schwerter Wucht er-  
hoben,  
Die Streiche fielen hageldicht,  
Und ob auch Funken um sie stoben,  
Die wackern Kämpfer fühlten's nicht.

Schon war dem Fremden viel ge-  
lungen,  
Er hat mit seines Diebes Kraft  
Des Kaisers Rüstung durchgedrungen  
Da, wo am Helm der Panzer klappt;  
Doch wie sich May verwundet fühlet,  
Scheint seine Kraft erst recht erwacht,  
Als hätt' er nur bisher gespielt,  
Verdoppelt er der Streiche Macht.

Und drängt und läßt nicht nach zu  
stürmen,  
Bis er den Gegner so betäubt,  
Daß dem, unfähig sich zu schirmen,  
Nichts als Ergebung übrig bleibt;  
Er senkt das Schwert, fleht um sein  
Leben  
Und will nach des Vertrages Kraft  
Sich an des Kaisers Hof begeben,  
Gewärtig ritterlicher Gast.

Da reicht, zur Milde schnell gewendet,  
Ihm May die kaiserliche Hand  
Und glorreich ist der Kampf geendet,  
Den er für Deutschlands Ehr' bestand.  
Jetzt schmettern jubelnd die Trompeten  
Und alles preist des Herrschers That,  
Der, seines Volkes Ruhm zu retten,  
Als Kämpfer in die Schranken trat.

Caroline Bichler.

### 145. Das Glück von Edenhall.

Von Edenhall der junge Lord  
Läßt schmettern Festdrommetenschall,  
Er hebt sich an des Tisches Bord  
Und ruft in trunkner Gäste Schwall:  
„Nun her mit dem Glücke von Edenhall!“

Der Schenk vernimmt ungern den Spruch,  
Des Hauses ältester Basall,  
Nimmt zögernd aus dem seidnen Tuch  
Das hohe Trinkglas von Kristall,  
Sie nennen's das Glück von Edenhall.

Darauf der Lord: „Dem Glas zum Preis  
Schenk' Roten ein aus Portugal!“  
Mit Händezittern gießt der Greis  
Und purpurn Licht wird überall,  
Es strahlt aus dem Glücke von Edenhall.

Da spricht der Lord und schwingt's dabei:  
„Dies Glas von leuchtendem Kristall  
Gab meinem Ahn am Duell die Fei,  
Drein schrieb sie: Kommt dies Glas zu Fall,  
Fahr wohl dann, o Glück von Edenhall!

Ein Kelchglas ward zum Los mit Zug  
Dem freud'gen Stamm von Edenhall!  
Wir schlürfen gern in vollem Zug,  
Wir läuten gern mit lautem Schall.  
Stoßt an mit dem Glücke von Edenhall!“

Erst klingt es milde, tief und voll,  
Gleich dem Gesang der Nachtigall,  
Dann wie des Waldstroms laut Geroll;  
Zulezt erdröhnt wie Donnerhall  
Das herrliche Glück von Edenhall.

„Zum Horte nimmt ein kühn Geschlecht  
Sich den zerbrechlichen Kristall;  
Es dauert länger schon als recht.  
Stoßt an! Mit diesem kräft'gen Prall  
Versuch' ich das Glück von Edenhall.“

Und als das Trinkglas gellend springt,  
Springt das Gewölb' mit jähem Knall  
Und aus dem Riß die Flamme dringt;  
Die Gäste sind zerstoßen all  
Mit dem brechenden Glücke von Edenhall.

Einstürmt der Feind mit Brand und Mord,  
Der in der Nacht erstieg den Wall;  
Vom Schwerte fällt der junge Lord,  
Hält in der Hand noch den Kristall,  
Das zerprungene Glück von Edenhall.

Am Morgen irrt der Schenk allein,  
Der Greis, in der zerstörten Hall;  
Er sucht des Herrn verbrannt Gebein,  
Er sucht im grausen Trümmerfall  
Die Scherben des Glücks von Edenhall.

„Die Steinwand“ — spricht er — „springt zu Stück,  
Die hohe Säule muß zu Fall,  
Glas ist der Erde Stolz und Glück,  
In Splitter fällt der Erdenball  
Einst gleich dem Glücke von Edenhall.“

Ludwig Uhland.

### 146. Andreas Hofers Tod.

Über den Alpen des Passieertales in Tirol liegt eine sternhelle Winter-  
nacht. In der Prantacherhütte hausen Menschen — etwas Seltsames zu solcher  
Jahreszeit. Es ist Andreas Hofer mit seiner Familie und seinen Freunden.

Der lange, heldenmütige Kampf des Andreas Hofer gegen die Fran-  
zosen ist vorbei. Zweimal haben die Tiroler den Feind aus dem lieben  
Heimatlande geworfen. Das drittemal sind sie unterlegen.

Alles ist verloren; das Land gehört dem Feinde; Hofer hat sich flüchten  
müssen in die hohe Alpenwildnis und auch hier ist er nicht mehr sicher; er  
weiß, daß Spione und Schergen nach ihm fahnden. Auf sein Haupt ist  
viel Geld gesetzt.

Nun sind sie — in der Absicht, morgen die Prantacherhütte zu ver-  
lassen und einen noch unzugänglicheren Zufluchtsort zu suchen — nach  
einem gemeinsamen Abendgebet zu Bette gegangen. Der Hofer und sein  
Weib schlafen im vierzehn Fuß langen Holztrog, die anderen auf dem Heu  
im Überboden der Hütte.

Etwa um halb 4 Uhr morgens ist es, als Hofers Freund, der Schreiber  
Dörninger, wach wird und durch eine Dachlufe hinaussehend in die Nacht.  
Der Mond leuchtet hell und neigt sich dem Gebirge zu. Der Mann schaut  
eine Weile sinnend in die Ruhe der Nacht hinaus und betrachtet die All-  
macht Gottes in seiner weiten Welt. Da hört er auf einmal etwas, wie  
wenn jemand von fern her mit beschlagenen Schuhen über den gefrorenen  
Schnee ginge. Er denkt zuerst an Wild, oder es wären irgendwo Schnee-  
schollen abgerollt, die das Geräusch verursacht haben. Aber die Schritte  
kommen näher; da sieht er schon einen untersehten Mann heranschleichen  
und hinter ihm Soldaten mit blinkenden Waffen. „Teufel, was ist das?“  
denkt der Dörninger und will eilends die Leute wecken. Noch einen Blick  
hinaus, da sieht er, wie der Vorderer — er erkennt ihn, es ist der Bauer  
Raffl aus Passeier — sein Haupt an die Hüttenwand legt, um zu horchen.

Diesen Mann hatten sie schon lange im Verdachte gehabt. Er wußte  
um den Aufenthalt Hofers und war ein armer Teufel. So war der Dör-  
ninger schon vor einigen Tagen zu ihm gegangen und hatte ihm Geld gegeben,  
damit er reinen Mund halte. Der Raffl hatte das Geld genommen und  
Verschwiegenheit versprochen; doch als das Geld vertan war, ging er zu

den französischen Spionen und verkaufte sein Geheimnis. Er soll eine Weile gefesselt haben, dann habe er gesagt, er sei ein ehrlicher Mann und es widerstrebe ihm, den heldenhaften Hofer, den lieben Landsmann, zu verraten. Hierauf verdoppelten sie den Sold. Was sie mit dem Hofer machen wollten, wenn sie ihn hätten? fragte er. Napoleon werde ihn zum General machen, war die Antwort. — „Ah, wenn sie ihn nicht erschießen, wenn sie ihn zum General erheben, wie er es wohl verdient, da tut ihm ja ein Gutes, wer ihn angibt.“ Er sagte hierauf, er wolle sie führen — und führte die Häfcher herauf ins Hochgebirge zur Prantacherhütte.

So horcht er nun an der Wand. Er muß drinnen den atmenden Sandwirt gehört haben; denn hastig huscht er zu einem der Häfcher hin und flüstert: „Drinnen sind sie!“ und flieht davon. Da ist es weitem voller Franzosen, als wären sie aus dem Schnee gewachsen. Man sagt, ihrer achthundert seien auf die Alp gezogen, um das edle Wild zu fangen.

Der Dörninger greift nach seinem Kugelstutzen; da pochen die Franzosen mit ihren Gewehrkolben schon an die Thür. Im Augenblicke ist's in der Hütte lebendig; aber die Gegenwehr ist fruchtlos. Mitten in der Verwirrung bleibt der einzige Hofer ruhig. Sie binden ihm die Hände auf den Rücken, legen ihm einen Strick um den Hals und einen zweiten um seine Lenden. Dann schlagen sie ihn ins Gesicht, raufen Haare aus seinem Barte, zum Andenken, wie sie sagen, an den Tiroler Bauernhäuptling.

„In Gottes Namen!“ sagt Hofer, „jetzt haben sie mich.“

Die Seinen hängen sich ihm an Arm und Füße.

„Seid nicht kindisch!“ sagt der Andreas zu ihnen, „sie sind die Stärkeren, da ist nichts zu machen. Lasset aus, ich komm' ja wieder heim, mein Kaiser verläßt mich nit.“

Dann führen ihn die Welschen davon. Als sie unten in der Schlucht an einer alten Holzerhütte vorbeigehen, hätte man aus dem finsternen, glaslosen Fenster den rothaarigen Kopf eines Mannes lauern sehen können. Andreas Hofer, Eis und Schnee in seinem Barte, schaut weder nach rechts noch nach links, ruhig und aufrecht schreitet er vorüber.

Draußen in der Stadt Meran großes Verhör. Hofer sagt, daß er nach Willen und Befehl seines Kaisers gehandelt und vom Friedensschlusse zuletzt nichts gewußt habe. Was man ihm nun antun werde, wolle er geduldig leiden als Buße für seine Sünden; aber was die Verteidigung seines Heimatlandes angehe, habe er nichts zu bereuen.

Unter dem Weinen und Knirschen der Bevölkerung wird er fortgeführt.

Der Weg ist weit. Ins welsche Land geht die Reise, auf die Festung Mantua. —

Kaum drei Wochen später ist's, da weiß der Hofer, wie viel es geschlagen hat. Tag für Tag hat er gewartet auf eine Botschaft von Wien und jeden Abend sagt er zu sich: „Heut' abermals nichts. Aber morgen!“ — Und eines Morgens, sieh, da treten zwei Offiziere ein und verkündeten ihm das Urteil: „Begnadigt zu Pulver und Blei!“

Aufrecht stand er mit an die Brust gepreßter Faust. So hörte er das Urteil an.

In der Nacht vor seinem Tode schrieb er: „Ade, du schnöde Welt. So leicht kommt mir das Sterben an, daß mir nit einmal die Augen naß werden.“

Dann kommt der Morgen, der Morgen jenes 10. Februars im Jahre 1810.



Andreas Hofers letzter Gang. Von F. v. Defregger. (Verlag F. Hansstaengl, München.)

Als die Gerichtsdiener den Mann aus seiner Zelle zum Richtplatz führen, stehen im Vorsaale und an der Treppe einige seiner Landsleute. Etliche der Kampfgenossen, die erst selbst aufgestanden sind aus der Kerker- nacht Mantuas, etliche, die sich sonst in die Festung geschmuggelt oder gebeten haben, ihren Führer und Kameraden noch einmal zu sehen. Einer, dem die Franzosentugel das Bein zerschmettert, ist an der Krücke gekommen. Ein anderer ist von Trient her Tag und Nacht gegangen, als er gehört, dem Hofer gehe es aus Leben. Er ist früh genug gekommen zum Abschiednehmen.

Da stehen sie in der düsteren Halle und hören über die Mauerbrüstung und durch die Schießscharten herein das Kommando für die aufmarschierenden Soldaten. Jeder der hier wartenden Tiroler ist blaß wie die Quadermauer. Keiner sagt zum anderen ein Wort. Jedem ist zu Mute, als gelte es ihm selbst. Jeder bangt vor dem Erscheinen dessen, den sie hier erwarten. Wenn sie selbst schon gebrochen sind, die doch wieder heimkehren sollen in ihre Berge, wie erst muß der Mann sein, den sie da vorüberwanfen sehen werden, der nach fruchtlosem Kampfe ums Heimatland dem Henkertode entgegengeht!

Endlich knarrt eine Pforte. Langsame Schritte hallen aus der Ferne und kommen näher in den Gängen. Im Halbdunkel erscheinen die Gestalten — ein Priester mit dem funkelnden Kreuz in der Hand, hinter ihm, von zwei Bütteln begleitet, schreitet aufrecht Andreas Hofer.

Die Männer stehen wie versteinert. Als sie nun aber sein Auge sehen, sein mildes, kindliches Auge, in welchem keine Angst liegt und kein Troß, welches auf sie hinblickt wie dankend, daß sie gekommen sind mit dem letzten Gruß aus Tirol — da stürzen sie auf ihn zu, fassen seine Hände und fallen vor ihm aufs Knie; der Mann aus Trient kauert vor ihm, als wollte er den bösen Weg versperren, und bedeckt vor Entsetzen sein Angesicht. Ein anderer ist an den Stufen der Treppe aufs Knie gesunken wie vor einem Heiligen. Ein Greis, die eine Hand verzweiflungsvoll ins weiße Haar wühlend, mit der anderen Hofers Finger umklammernd, ruft, schreit im Tone des höchsten Entsetzens das Wort: „Ander!“

Schauerlich widerhallt hier und zu dieser Stunde der gemüthliche Name aus deutscher Heimat. Ein Schrei des tiefsten Jammers ist's. Den einen stützt die Krücke, daß er nicht niedersinkt unter der Last des Schmerzes, der andere preßt sich an die kalte Mauer und weint.

Hofer blickt sie traurig an. Vielleicht ist ihm, als sähe er in jedem seiner Kameraden ein Stück seiner selbst. Jedem will er die Hand reichen; allein jene, die sie einmal erfaßt haben, lassen sie nicht mehr los, diese treue Hand.

„Männer!“ sagt er zu ihnen, seine Stimme ist nicht so hell wie sonst, „mir hat's wohl getan, daß ich euch noch einmal gesehen hab'! Geht heim, geht heim! Wenn ihr mir noch was zulieb wollet tun — eine Schaufel voll Tiroler Erden auf mein Grab . . .“

Und nun ist er fertig mit allem, mit sich, mit dem wilden Schmerze der Enttäuschung, mit dem Leide über sein verlorenes Land.

Draußen auf freiem Plage schallt ein Horn. Ein Offizier gibt das Zeichen, die Zeit sei um. Der Priester legt ernst mahnend seine Hand auf Hofers Arm. Fester noch umklammern sie die kühlen Hände, wortlos, lautlos — nur das Schluchzen der Tiroler — Andreas Hofer reißt sich los und schreitet fest, aufrecht die Quadertreppe hinab. Er schreitet durch die

Reihen der französischen Grenadiere ins trübe Licht des Wintermorgens hinaus auf den Richtplatz.

Auf dem Richtplatze will man ihm die Augen verbinden.

„Das brauch' ich nit,“ sagt er, „'s ist nit das erstemal, daß ich dem Tod ins Auge schau.“

Man bedeutet ihm, niederzuknien.

Er antwortet: „Ich will dem, der mich erschaffen hat, meinen Geist stehend zurückgeben.“

Dann tritt er einige Schritte vor und ruft: „Feuer!“

Die ersten Schüsse treffen schlecht. Er bricht aufs Knie zusammen, winkt mit der Hand und ruft: „Franzosen, schießt's besser!“

Erst der dreizehnte Schuß macht seinem Leben ein Ende.

So ist Andreas Hofer gestorben; einundvierzig Jahre alt.

„Eine Schaufel voll Tiroler Erden will ich auf mein Grab!“ — Heute ruhen die Gebeine dieses unerschrockenen Märtyrers für Treue und Vaterland als kostbare Reliquie in der Hofkirche zu Innsbruck. —

Der Bauer Raffl, als er erfahren, sie haben den Hofer erschossen, soll, gleich seinem Vorgänger Judas, sich an einem Baume haben erhängen wollen, aber nicht den Mut dazu gefunden haben. Seine Landsleute verfolgten ihn mit glühendstem Hasse als den Verderber ihres Andreas Hofer. Er floh in die Fremde und soll sein Leben lang friedlos in der Welt herumgeirrt sein. In den Vierzigerjahren noch will man den rothaarigen, schielenden Tiroler in Wien gesehen haben, natürlich in städtischer Gewandung und besseren Verhältnissen, aber im Angesichte „ein Ausbund von Falschheit“. Die Leute sollen mit Fingern auf ihn gewiesen haben: „Seht, das ist der Verräter des Andreas Hofer!“ Er sei gegen solche Anwürfe bereits gefeit gewesen und immer nur mit einem giftigen Seitenblicke seines Weges gegangen. In hohem Alter sei er aber zurückgekehrt nach Tirol. —

Wie der Haß der Tiroler gegen diesen Unseligen noch in der Gegenwart fortlebt, das beweist die Sage, daß Raffl hinter einem Kirchhofe des Passeiertales begraben sei, daß aber auf seinem Grabe weder Blatt noch Halm wachse bis auf den heutigen Tag.

Peter Rosegger.

## 147. Der Räuber.

Auf dem öden Scheidewege,  
Hinterm hohen Kreuzfize  
Stand der Räuber, listig lauernd,  
In der Hand den blanken Säbel  
Und die Büchse scharf geladen.  
Denn den Kaufmann wollt' er fangen,  
Der mit Geldes reicher Fülle,

Mit Gewändern, edlen Weinen  
Bon dem Markte heut' zurückkehrt.  
Schon hinunter sank die Sonne  
Und der Mond tritt durch die Wolken  
Und der Räuber steht erwartend  
Hinterm hohen Kreuzfize.

Gorch', da tönt's wie Engelstimmen.  
Leise Seufzer, laute Bitten  
Kommen hell wie Abendglocken  
Durch die stille Luft getragen;  
Süß mit ungewohnten Tönen  
Stiehlt Gebet sich in sein Ohr  
Und er steht und lauscht begierig.

„D du Schirmvogt der Verlass'nen!  
D du Hüter der Verlorenen!  
Neig', o neig' dein himmlisch Antlitz  
Sonnenhelle, selig lächelnd,  
Nieder auf uns arme Kleine!  
Breit', o breit' die lieben Arme,  
Die du ausgespannt am Kreuze,  
Wie zwei Flüglein um den Vater,  
Daß kein Sturm den Pfad zermühle,  
Daß sein gutes Roß nicht strauchle,  
Nicht der Räuber, stumm und lauernd,  
In der Waldschlucht ihn entdecke!  
D du Schirmvogt der Verlass'nen,  
D du Hüter der Verlorenen,  
Führ' uns heim den guten Vater!“ —

Und der Räuber hört es alles  
Hinterm hohen Kreuzifixe.

Drauf der Kleinste, sich bekreuzend,  
Fromm die zarten Hände faltend:

„Lieber Christe!“ lallt er kindlich,  
„Ja, ich weiß, du bist allmächtig,  
Sitzend auf des Himmels Thronen  
Unter Sternen, glänzend goldnen,  
Unter Englein, lieblich lust'gen,  
Wie die Mutter mir's erzählt hat:

D sei gnädig, lieber Christe!  
Gib den Räubern, den verwegenen,  
Brot, gib ihnen Brot in Fülle,  
Daß sie nicht zu plündern brauchen  
Noch zu morden unsern Vater!  
Wüßt' ich, wo ein Räuber wäre,  
Wollt' ich ihm dies Kettlein geben,  
Dieses Kreuz und diesen Gürtel,  
Sprechend: Lieber, lieber Räuber,  
Nimm hier Kettlein, Kreuz und Gürtel,  
Daß du nicht zu plündern brauchest  
Noch zu morden unsern Vater!“

Und der Räuber hört es alles  
Hinterm hohen Kreuzifixe.

Und von ferne hört er's nahen:  
Roffe schnauben, Räder rollen,  
Langsam greift er nach dem Säbel,  
Langsam faßt er nach der Büchse  
Und so steht er lange sinnend  
Hinterm hohen Kreuzifixe.

Niederknien noch die Kinder:  
„D du Schirmvogt der Verlass'nen!  
D du Hüter der Verlorenen!  
Führ' uns heim den guten Vater!“

Und der Vater kommt gefahren,  
Wohlbehalten, ungefährdet,  
Schließt die Kinder an den Busen,  
Selig Stammeln, süße Küsse —  
Und kein Räuber ward gesehen!  
Nur den blanken Säbel fand man,  
Fand die Büchse, scharf geladen,  
Hinterm hohen Kreuzifixe;  
Beide waren ihm entsunken.

Robert Eduard Bruß.

## 148. Das Loch im Ärmel.

„Ich hatte einen Spielgesellen und Jugendfreund namens Albrecht,“  
erzählte einst Herr Marbel seinem Neffen Konrad. „Wir beide waren  
überall und nirgends, wie nun Knaben sind, wild, unbändig. Unsere  
Kleider waren nie neu, sondern schnell besudelt und zerrissen. Da gab's  
Schläge zu Hause, aber es blieb beim alten. Eines Tages saßen wir in  
einem öffentlichen Garten auf der Bank und erzählten einander, was wir  
werden wollten. Ich wollte General, Albrecht Bischof werden.“

„Aus euch beiden wird im Leben nichts!“ sagte ein steinalter Mann in feinen Kleidern und weißgepudertes Perücke, der hinter unserer Bank stand und die kindlichen Entwürfe angehört hatte.

Wir erschrafen. Albrecht fragte: „Warum nicht?“

Der Alte sagte: „Ihr seid guter Leute Kinder, ich sehe es an euren Rücken. Aber ihr seid zu Bettlern geboren; würdet ihr sonst diese Löcher in euren Ärmeln dulden?“ Dabei faßte er jeden von uns am Ellbogen und bohrte mit den Fingern in die daselbst durchgerissenen Ärmel hinauf. Ich schämte mich, Albrecht auch. „Wenn's euch“, sagte der alte Herr, „zu Hause niemand zunähet, warum lernt ihr's nicht selbst? Im Anfange hättet ihr den Rock mit zwei Nadelstichen geheilt; jetzt ist's zu spät und ihr kommt wie Bettelbuben. Wollt ihr General und Bischof werden, so fangt an beim kleinsten! Erst das Loch im Ärmel geheilt, ihr Bettelbuben, dann denkt an etwas anderes!“

Wir beide schämten uns von Herzensgrund, gingen schweigend davon und hatten das Herz nicht, etwas Böses über den bösen Alten zu sagen. Ich aber drehte den Ellbogen des Rockärmels so herum, daß das Loch einwärts kam, damit es niemand erblicken konnte. Ich lernte von meiner Mutter nähen, spielend; denn ich sagte nicht, warum ich's lernen wollte. Jetzt, wo sich an meinen Kleidern eine Naht öffnete, ein Fleckchen sich durchschabte, ward's sogleich gebessert. Das machte mich aufmerksam, ich mochte nun an unzerrissenen Kleidern keine Unreinlichkeit leiden. Ich ging sauberer, ward sorgfältiger, freute mich und dachte: Der alte Herr in der schneeweißen Perücke hatte so unrecht nicht. Mit zwei Nadelstichen zu rechter Zeit rettet man einen Rock, mit einer Hand voll Kalk ein Haus, mit einem Glase Wasser löscht man eine angehende Feuersbrunst; aus roten Pfennigen werden Taler, aus kleinen Samenkörnern Bäume, wer weiß wie groß!

Albrecht nahm die Sache nicht so streng. Es war kein Schade. Wir waren beide einem Krämer empfohlen; er verlangte einen im Schreiben und Rechnen geübten Lehrburschen. Der Krämer prüfte uns, dann gab er mir den Vorzug. Meine alten Kleider waren heil und sauber; Albrecht im Sonntagsrocke ließ Nachlässigkeiten sehen. Das sagte mir der Prinzipal nachher. „Ich sehe es ihm an“, sagte er, „er hält das Seine zu Rate; aus dem andern gibt's keinen Kaufmann.“ Da dachte ich wieder an den alten Herrn und an das Loch im Ärmel.

Ich merkte wohl, ich hatte in andern Dingen, in meinen Kenntnissen, in meinem Betragen, in meinen Neigungen noch manches Loch im Ärmel. Zwei Nadelstiche zu rechter Zeit bessern alles ohne Mühe, ohne Kunst. Man lasse nur das Loch nicht größer werden, sonst braucht man für das

Meid den Schneider, für die Gesundheit den Arzt, für die sittlichen Gebrechen die strafende Obrigkeit. — Es gibt nichts Unbedeutendes und Gleichgültiges weder im Guten noch im Bösen. Wer das nicht glaubt, kennt sich und das Leben nicht. Mein Prinzipal hatte auch ein abscheuliches Loch im Ärmel, er war rechthaberisch, zänkisch, herrisch, launenhaft; das brachte mir oft Verdruß. Ich widersprach; da gab's Zank. Holla, dachte ich, es könnte ein Loch im Ärmel geben und ich könnte gallüchtig und unverträglich wie der Herr Prinzipal werden. Von der Stunde an ließ ich den Mann recht haben. Ich begnügte mich, recht zu tun, und bewahrte mir den Frieden.

Als ich ausgelernt hatte, nahm ich eine andere Stellung an. Gewöhnt, mit wenig Bedürfnissen des Lebens froh zu sein — denn wer viel hat, ist nie ganz froh — sparte ich manches. Gewöhnt, mir kein Loch im Ärmel zu verzeihen, schonend aber über dasjenige an fremden Ärmeln wegzusehen, war alle Welt mit mir zufrieden wie ich mit aller Welt. So hatte ich beständig Freunde, beständig Beistand, Zutrauen, Geschäfte. Gott gab Segen. Der Segen liegt im Rechtthun und Rechtdenken wie im Außern der fruchttragende, hohe Baum.

So wuchs mein Vermögen. Wozu denn? fragte ich, du brauchst ja nicht den zwanzigsten Teil davon. Prunk damit treiben vor den Leuten? Das ist Torheit. Soll ich in meinen alten Tagen noch ein Loch im Ärmel aufweisen? Hilf andern, wie dir Gott durch andere geholfen! Dabei bleibt's. Das höchste Gut, das der Reichtum gewährt, ist zuletzt Unabhängigkeit von den Launen der Leute und ein großer Wirkungskreis. — Jetzt, Konrad, gehe auf die hohe Schule, lerne etwas Rechtes; denke an den Mann mit der schneeweißen Perücke; hüte dich vor dem ersten kleinen Loch im Ärmel; mach's nicht wie mein Kamerad Albrecht! Er ward zuletzt Soldat und ließ sich in Amerika erschießen.“

Bischoffe.

#### 149. Ermuthigung.

Sei stark, mein Herz! Ertrage still  
 Der Seele tiefes Leid;  
 Denk, daß der Herr es also will,  
 Der fesselt und befreit!

Und traf dich seine Hand auch schwer,  
 In Demut nimm es an;  
 Er legt auf keine Schulter mehr,  
 Als sie ertragen kann.

Er weiß es, was das Beste ist,  
Er weiß es, er allein;  
Er weiß, daß du bekümmert bist,  
Drum gib dich mutig drein!

Was nützt dein Jammern? Fasse Mut!  
Still' deiner Tränen Lauf,  
Sie regen nur des Schmerzes Blut  
Zu hellern Flammen auf!

Und wenn du Trän' auf Träne häufts  
Und weinst Jahr um Jahr,  
Es kommt die Zeit, wo du begreifst,  
Daß alles Segnung war.

Friedrich Haln.

### 150. Ein Warenlager.

Vor der Thür stand ein großer Frachtwagen, in dem Hause lagen mächtige Fässer und Ballen und riesengroße, breitschultrige Männer mit Lederschürzen und kurzen Haken im Gürtel trugen Leiterbäume, klirrten mit Ketten, rollten die Fässer und schnürten dicke Stricke durch künstliche Knoten zusammen; dazwischen eilten Handlungsdienere, die Feder hinter dem Ohr, Papier in der Hand, ab und zu und Fuhrleute in blauen Blusen nahmen die Papiere, die Ballen und die Fässer mit der geschäftlichen Würde in Empfang, welche die Tätigkeit aller verantwortlichen Menschen zu bezeichnen pflegt.

Im Mittelpunkt der Bewegung, gleichsam als Sonne, um welche sich die Fässer und Arbeiter und Fuhrleute herumdrehten, stand ein junger Herr aus dem Geschäfte, ein Herr mit entschlossener Miene und kurzen Worten, welcher als Zeichen seiner Herrschaft einen großen schwarzen Pinsel in der Hand hielt, mit dem er bald riesige Hieroglyphen<sup>1)</sup> auf die Ballen malte, bald den Auflagern ihre Bewegungen vorschrieb.

Im Erdgeschosse des Hauses war ein großes, dämmriges Gewölbe, durch Fenster mit Eisenstäben notdürftig erhellt, in welchem die Warenproben und kleinen Vorräte für den täglichen Verkehr lagen. Tonnen, Kisten und Ballen standen hier massenhaft durcheinander und nur schmale, gewundene Pfade führten dazwischen durch. Fast alle Länder der Erde, alle Rassen des Menschengeschlechtes hatten gearbeitet und gesammelt, um Nützlich und Wertvolles hier zusammenzutürmen. Der schwimmende Palast der Ostindischen Kompagnie<sup>2)</sup>, die fliegende amerikanische Brigg<sup>3)</sup>, die altertümliche Arche

<sup>1)</sup> Ägyptische Bilderschrift; hier: rätselhafte Zeichen. <sup>2)</sup> Handelsgesellschaft.  
<sup>3)</sup> Ruderschiff.

der Niederländer hatten die Erde umkreist, starkrippige Walfischfänger<sup>1)</sup> hatten ihre Nasen an den Eisbergen des Süd- und Nordpols gerieben, schwarze Dampfschiffe, bunte chinesische Dschonken<sup>2)</sup>, leichte malaiische Kähne mit einem Bambus als Mast: alle hatten ihre Flügel gerührt und mit Sturm und Wellen gekämpft, um dies Gewölbe zu füllen. Diese Bastmatten hatte eine Hindufräulein geflochten; jene Kiste war von einem fleißigen Chinesen mit roten und schwarzen Zeichen bemalt worden; dort das Rohrgeflecht hatte ein Neger aus Kongo im Dienste des virginischen Pflanzers über den Ballen geschürt; dieser Stamm Farbrholz war an dem Sande herabgerollt, den die Wellen des mexikanischen Meerbusens angeworfen haben; jener viereckige Block von Zebraholz<sup>3)</sup> hatte in dem sumpfigen Urwalde Brasiliens gestanden und Affen und bunte Papageien waren über seine Blätter gehüpft. In Säcken und Tonnen lag die grünliche Frucht des Kaffeebaumes fast aus allen Theilen der Erde; in rohen Bastkörben breiteten sich die gerollten Blätter der Tabakpflanze aus, das bräunliche Mark der Palme und die gelblichen Kristalle aus dem süßen Rohre der Plantage. Hundert verschiedene Pflanzen hatten ihr Holz, ihre Rinde, ihre Knospen, ihre Früchte, das Mark und den Saft ihrer Stämme an dieser Stelle vereinigt. Auch abenteuerliche Gestalten ragten wie Ungethume aus dem Chaos hervor; dort hinter dem offenen Fasse, das gefüllt ist mit orangegelber Masse — es ist Palmöl von der Ostküste Afrikas — ruht ein unförmiges Tier — es ist Talg aus Polen, der in die Haut einer ganzen Kuh eingelassen ist; daneben liegen, zusammengedrückt in riesigem Ballen, gepreßt mit Stricken und eisernen Bändern, fünfhundert Stockfische und in der Ecke gegenüber erheben sich über einem Haufen Elefantenzähne die Barten eines riesigen Wals.

Gustav Freytag.

### 151. Wenn die Rosen blühen.

*Wenn die wilden Rosen blühen  
An des Feldes Rand,  
Frischgemähtes Wiesengrün  
Duftet durch das Land,  
Wenn in stillen Waldesgründen  
Sich die roten Beeren ründen  
Und die Sommerszeit verkünden,  
Wenn der Himmel blaut so weit:  
O du schöne Rosenzeit!*

*Hell und warm ist nun die Nacht,  
Länger wird der Tag,  
Daß er all der Schönheit Pracht  
In sich fassen mag.  
Frühling ist noch nicht gegangen,  
Sommer hat schon angefangen,  
Beide hold vereinigt prangen,  
Herbst und Winter sind noch weit:  
O du schöne Rosenzeit!*

<sup>1)</sup> Ein Schiff, zum Fange von Walfischen und Robben bestimmt. <sup>2)</sup> Chin. Schiff mit hoch aufsteigendem Vorder- und Hinterteil. <sup>3)</sup> Wertvolle Holzart.

*Ja, in Rosen steht die Welt,  
Aber ahnungsbang  
Rauschet durch das Ährenfeld  
Schon ein fremder Klang.  
Bald ertönt der Erntereigen  
Und die Rose wird sich neigen  
Und die Vögel werden schweigen!  
Ach, wie bald, dann liegst du weit,  
O du schöne Rosenzeit!*

*Heinrich Seidel.*

### 152. Beim Wassermüller.

Im Hause des Wassermüllers sah es sehr freundlich und verheißungsvoll aus. Auf dem Teiche schwamm und schnaberte eine Schar von fetten Enten und um das Haus herum gingen viele stattliche Hühner würdevoll ihrer Nahrung nach, während sich auf den Dächern gurrende Tauben sonnten und ein freundlicher Rauch aus dem Schornsteine in die stille Sommerluft emporstieg.

Die rundliche Wirtin stand lächelnd in der Thür und verkündete, daß in der Laube am Wasser der Tisch bereits gedeckt sei. Die beiden Gäste folgten ihr durch den großen Gemüse- und Obstgarten hinter der Mühle bis in den äußersten Winkel, wo ihnen aus einer wohlgezogenen Hainbuchenlaube am Bache die schimmernde Leinwand verheißungsvoll entgegenleuchtete, streckten ihre Beine behaglich unter den Tisch und empfanden mit dem süßen Bewußtsein redlich vollbrachter Arbeit das wohlthätige warme Sieden in den Füßen, das sich bei der Ruhe nach langen Märschen so gern einstellt.

Es war ein angenehmes Plätzchen, wo sie sich befanden. Das Brausen des Mühlrades kam gedämpft von fern, doch neben ihnen floß der beruhigte Bach nur noch mit sanftem Gurgeln dahin. Durch die Lücken der Laube sah man lauter gute Dinge, man blickte in den üppigen Garten, auf dessen Rabatten nicht Modeblumen prunkten, sondern alte, gute Würzpflanzen dufteten, die schon seit über tausend Jahren in deutschen Gärten heimisch waren, als da sind Salbei, Majoran, Lavendel in großen, blauen, duftenden Polstern und der bräunliche Goldlack, das Gelbveigelein des Volksliedes. Auch das kleinere Stiefmütterchen, das durch seine prunkenden, breitgesichtigen, modernen Schwestern fast verdrängt ist, fand man dort, sowie die zierliche „Braut in Haaren“, Goldknöpfe und Akelei und dergleichen hübsche Bauernblumen. An den Garten schloß sich ein wogendes Weizenfeld an, das am Rande gar anmutig mit leuchtenden Blumen geziert war; und blickte man über den Bach hinaus, so sah man durch Weidengebüsch eine

schöne Wieje, auf der rotbunte Kühe behaglich grasen und ihre Zufriedenheit mit dem Dasein zuweilen durch ein aus tiefster Seele hervorgebrummes „Muh“ bezeugten.

Allmählich begann es zu dämmern und hinter den Obstbäumen des Gartens brannte das Abendrot. Die kleinen Singvögel waren nach und nach verstummt, nur eine Mönchsgrasmücke flötete noch einsam in einem Apfelbaum und aus den Kornfeldern tönte unablässig das Schlagen der Wachteln und fern aus taufeuchten Gründen das seltsame Schnarren der Wiesenralle. In der größeren Stille hörte man deutlicher das ferne Rauschen des Mühlrades und das klingende Tönen und Gurgeln des Baches. Die Stimmen der Nacht wurden allmählich laut und aus dem feuchten Dunst der Wieje stieg rot und groß der Vollmond auf.

Heinrich Seidel.

### 153. Der gestirnte Himmel.

Worin besteht wohl der große Genuß, den uns der Anblick des gestirnten Himmels gewährt? Woher kommt es, daß er seit Jahrtausenden allen Völkern ein Gegenstand der Bewunderung, manchen sogar ein Gegenstand der Anbetung ist und den gebildetsten Menschen unerschöpflichen Stoff zum Nachdenken gibt? Der Grund liegt ohne Zweifel darin, daß uns dieser Anblick eine annähernde Vorstellung, eine leise Ahnung von der Unendlichkeit gibt. Jede sternhelle Nacht eröffnet neue, noch nicht entdeckte Fernsichten; selbst die Zahl der Sterne häuft sich mit jedem neuen Blicke, den das geübtere Auge nach dem Himmel wirft. Ja ihre Zahl grenzt an das Unendliche, wenn man dem Auge durch Fernrohre zu Hilfe kommt.

Dieses große, schöne Schauspiel wird durch eine stille, Segen spendende, regelmäßige Bewegung belebt, die nun schon seit Jahrtausenden fort dauert und bis ans Ende der Zeiten währen wird.

Was wir hier auf der Erde von der Natur kennen, ist das Bild der Vergänglichkeit und des Todes. Die Gebilde, die wir auf der Erde sehen, vergehen oder sterben dahin. Dort oben aber zeigt sich die Natur in ihrer Unveränderlichkeit und diese ist uns ein Vorbild unvergänglicher Dauer.

Endlich zeigt uns die Ordnung in der Sternenwelt, deren scheinbare Störungen doch selbst nur wieder zur Erhaltung der Natur dienen, aufs deutlichste das Walten einer weisen Vorkehrung, die für alle ihre Zwecke sorgt. Und wenn wir in den

Höhen des Luftraumes mit jedem geschärfteren Blicke neue Welten entdecken, so entwickelt sich nach und nach in unserem Geiste der Begriff der Unendlichkeit, der Allmacht und der Güte Gottes.

Wahrlich, von allem, was unser Auge schauen kann, ist nichts so sehr geeignet, unsern Geist zu erheben und ihn mit höheren Gedanken und Empfindungen zu erfüllen, wie der gestirnte Himmel. Wir glauben, die Stimme des Schöpfers und des Vaters der Natur zu vernehmen, und entdecken die Spuren der höchsten Macht und Weisheit.

Nach F. Beck.

### 154. Gebet.

Herr, den ich tief im Herzen trage, sei du mit mir;  
Du Gnadenhort in Glück und Plage, sei du mit mir!  
Im Brand des Sommers, der dem Manne die Wange bräunt.  
Wie in der Jugend Rosenhage sei du mit mir!  
Behüte mich am Born der Freude vor Übermut,  
Und wenn ich an mir selbst verzage, sei du mit mir!  
Gib deinen Geist zu meinem Liede, daß rein es sei,  
Und daß kein Wort mich einst verklage, sei du mit mir!  
Dein Segen ist wie Tau den Reben; nichts kann ich selbst;  
Doch, daß ich kühn das Höchste wage, sei du mit mir!  
O du mein Trost, du meine Stärke, mein Sonnenlicht,  
Bis an das Ende meiner Tage sei du mit mir!

Emanuel Geibel.

### 155. Not entwickelt Kraft.

Wahrhaft unermesslich sind die Kräfte, welche der Schöpfer dem Menschen verliehen hat. Aber nur selten gelangt der Mensch zum vollen Bewußtsein und zur Anwendung aller in ihm schlummernden Fähigkeiten. Manchem fehlt es an der nötigen Anregung und an anderen günstigen Verhältnissen; bei seinem Talente und seinem ernstesten Streben würde er in besserer Lage vielleicht Großes, Bewundernswertes geleistet haben. Die Kraft, es zu vollbringen, lag in ihm, aber sie wurde nicht geweckt, nicht ermuntert. Andere hat das beständige Glück entnervt, verweicht; sie versanken in Schlassheit und Kraftlosigkeit, weil keine äußere Nötigung sie zur Tätigkeit aufrief. Gerade das Gegenteil wird durch Unglücksfälle, durch Not und Gefahr, durch Druck und Entbehrungen aller Art bewirkt; sie sind geeignet, die in uns verborgenen Kräfte ans Licht zu ziehen, sie wirksam zu machen und zur Entwicklung zu bringen.

Wie sehr sich schon die körperlichen Kräfte des Menschen durch die Not erhöhen, dafür liefert die tägliche Erfahrung die sprechendsten Beweise. Man denke nur an jene Männer, deren Beruf vorzugsweise körperliche Kraft erheischt! Würden sie wohl solcher Leistungen, die uns oft in Erstaunen setzen, fähig sein, würden sie so vielen Unbilden der Witterung und der Elemente Trotz bieten, so viele Entbehrungen ertragen können, wenn nicht die Not und der Trieb der Selbsterhaltung sie gebieterisch zwingen, sich den härtesten körperlichen Arbeiten und Beschwerden zu unterziehen? Der Krieger vollbringt im tobenden Kampfe Heldentaten, deren er in den Zeiten des Friedens nicht fähig gewesen. Der wettergebräunte Seemann kämpft mit den furchtbarsten Stürmen, dringt zu den unwirtbarsten Küsten vor und besteht Gefahren, deren Größe er vor ihrem Eintreten nicht einmal geahnt hat; er überwindet Hindernisse, die man geradezu als unüberwindlich halten könnte. Sie alle folgen ja einem ehernen Gesetze, dem Gesetze der Not und — so sagt das Sprichwort — „Not bricht Eisen“.

Wie die körperlichen Kräfte, so entwickelt die Not auch die geistigen Fähigkeiten des Menschen, und zwar rascher und sicherer als jeder sonstige Antrieb, der von außen auf sie einwirkt. Eine hilflose Lage, der gebieterische Zwang lästiger Zustände, die man zu entfernen sucht, das Bedürfnis nach Nahrung und Bekleidung, nach wichtigen Kenntnissen, die wir brauchen, um der Erde reiche Früchte und ihrem Schoße Metalle abzurufen, um Ströme und Meere zu befahren, sind ebenso viele Antriebe und Mittel, zum Nachdenken anzuregen, die Urteilskraft zu schärfen und Beobachtungen und Versuche der mannigfaltigsten Art hervorzurufen. „Not macht erfinderisch,“ sagt das Sprichwort und in der That hat sie dem menschlichen Geiste schon oft einen mächtigen Antrieb gegeben zu vielen wichtigen Neuerungen, zu Erfindungen und Entdeckungen.

Noch höher als der Einfluß, den die Not auf die Entwicklung der körperlichen und geistigen Kräfte übt, ist jener zu schätzen, den sie auf die sittliche Ausbildung, auf die Belebung und Stärkung der moralischen Kräfte äußert. Denn was ist wohl mehr geeignet, Fassung und Besonnenheit zu verleihen, Geistesgegenwart und rasche Entschlossenheit im entscheidenden Augenblicke hervorzurufen, als eine ungeahnte, plötzlich hereinbrechende Gefahr? Wodurch werden Mut und Selbstvertrauen mehr gefördert als durch die Gewißheit, daß nur kühnes Wagen, nur die eigene Tatkraft uns Rettung bringen kann? Was fördert die Charakterstärke so sehr, was spornt so mächtig zur Ausdauer, zum Fleiße und zur Tätigkeit an wie die Überzeugung, daß nur der beharrliche Wille und eine unablässige Bemühung uns aus einer drückenden Lage befreien und unsere Verhältnisse verbessern können? Wenn ferner ein beständiges Glück Über-

mut und Stolz erzeugt, so ist es wieder die Not, die uns bescheiden macht, indem sie uns das beschränkte Maß unserer Kräfte erkennen läßt. Und wenn nun endlich die Not aufs höchste gestiegen ist, wenn weder die eigene Anstrengung noch die Hilfe anderer sie abzuwehren vermag, nehmen wir nicht in solchen Fällen unsere Zuflucht zur Geduld und ruhigen Ergebung? Wir lernen ertragen, was nicht zu ändern ist, wir richten unsere Hoffnung auf Gott. „Not lehrt beten.“ Gar mancher Mensch hat beten gelernt in der Stunde der Not.

Keiner klage darum allzusehr, wenn er sich in Not befindet! Er lasse den Mut nicht sinken, wende vielmehr alle seine Kräfte an, sich aus ihr zu befreien. Wenn aber sein Bemühen fruchtlos bleibt, so waffne er sich mit Geduld und Gottvertrauen.

Nach F. Beck.

### 156. Über ein Stündlein.

Gedulde, gedulde dich fein!  
Über ein Stündlein  
Ist deine Kammer voll Sonne!

Über den First, wo die Glocken hangen,  
Ist schon lange der Schein gegangen,  
Ging in Türmers Fenster ein.  
Wer am nächsten dem Sturm der Glocken,  
Einsam wohnt er, oft erschrocken,  
Doch am frühesten tröstet ihn Sonnenschein.

Wer in tiefen Gassen gebaut,  
Hütt' an Hüttlein lehnt sich traut,  
Glocken haben ihn nie erschüttert,  
Wetterstrahl ihn nie umzittert,  
Aber spät sein Morgen graut.

Höh' und Tiefe hat Lust und Leid.  
Sag' ihm ab, dem törichtsten Neid!  
Anderer Gram birgt andre Wonne.

Dulde, gedulde dich fein!  
Über ein Stündlein  
Ist deine Kammer voll Sonne!

Paul Heyse.

### 157. Parzivals früheste Jugend.

Parzival stammte aus dem königlichen Geschlechte von Anjou. Nach des Vaters frühem Tode erzog ihn die besorgte Mutter in einem einsamen Walde. In kindlichem Spiele schnitzte sich der Knabe Bogen und Pfeile und erlegte die singenden Waldvögel; aber bald, wenn er die armen Sängler getötet hatte, brachen bittere Tränen aus seinen Augen.

Als er einst auf einer einsamen Berghalde jagte, vernahm er den schmalen Pfad entlang laute Hufschläge. »Wer kommt da einhergesprengt?« dachte Parzival. »Ist es gar der Böse? Die Mutter fürchtet sich vor ihm; ich würde ihn im Kampfe besiegen.« Aber es waren Ritter, vom Kopfe bis zum Fuße glänzend gewaffnet, jeder von ihnen deuchte den Knaben ein Gott. Darum warf er sich auf die Knie und rief mit lauter Stimme: »Hilf, Himmel, denn du bist an Hilfe reich!« Die Ritter staunten über des Jünglings Unerfahrenheit, aber mehr noch über seine Schönheit und seinen stattlichen Wuchs. Sie ließen ihn die Rüstung und die Waffen mit kindlicher Neugier befühlen und gaben ihm auf seine Fragen über den Zweck der Panzer und der Rüstungen, über Rittertum und Rittersitte freundliche Auskunft.

Jetzt war kein Halten mehr. Parzival mußte hinaus aus dem stillen Dunkel seines Waldes, hinaus aus den Armen der zärtlichen Mutter, hinaus in die glänzende Ritterwelt zu feurigem Kampfe und Siege. Die Mutter, die des Sohnes Wanderlust nicht besiegen konnte, ließ ihm ein Gewand anlegen, doch nicht das eines Ritters, sondern das eines Toren, das sie aus Sacktuch und Kälberfell genäht, damit er der Welt zum Spotte werde und bald zurückkehre. Als sie ihn so ausgerüstet hatte, gab sie ihm noch einige gute Lehren mit auf den Weg. So oft ein Bach oder ein Fluß seinen Weg hemme, solle er die dunklen Furten meiden und lieber den Fluß entlang ziehen, bis er eine seichte Stelle finde. Er möge niemandem den Gruß versagen, und wenn ein weiser Greis ihn Zucht lehren wolle, so solle er ihm willig folgen.

So reiste Parzival, das stille Heimatgefühl und den dunklen, aber mächtigen Trieb in die Ferne noch ungeschieden in sich tragend, dahin, um der Welt als ein Tor zu erscheinen, wie sich die meisten wahrhaft tiefen deutschen Gemüter bei ihrem ersten Auftreten in der Welt als Toren darstellen.

Der treuen Mutter brach der Abschied von dem Sohne das Herz; sie küßte ihn und lief ihm nach. Als er aber ihren Blicken entschwand, sank sie zusammen und ihre Augen schlossen sich für immer.

K. Dorenwell.

### 158. Abschiedsworte eines Vaters an seinen Sohn.



Julius Sturm.

Du wanderst in die Welt hinaus  
Auf dir noch fremden Wegen,  
Doch folgt dir aus dem stillen Haus  
Der Treu'sten Lieb' und Segen.

Ein Ende nahm das leichte Spiel,  
Es naht der Ernst des Lebens;  
Behalt im Auge fest dein Ziel,  
Geh keinen Schritt vergebens!

Gerader Weg, gerades Wort,  
So will's dem Mann gebühren;  
Wer Ehre sich erwählt zum Hort,  
Den kann kein Schalk verführen.

Nimm auf die Schultern Last und Müß'  
Mit frohem Gottvertrauen  
Und lerne, wirkend spät und früh,  
Den eignen Herd dir bauen!

Halt hoch das Haupt, was dir auch droht,  
Und werde nie zum Knechte;  
Brich mit dem Armen gern dein Brot  
Und wahre seine Rechte!

Treib nicht mit heil'gen Dingen Spott  
Und ehre fremden Glauben  
Und laß dir deinen Herrn und Gott  
Von keinem Zweifler rauben!

Und nun, ein letzter Druck der Hand  
Und eine letzte Bitte:  
Halt dich getreu im fremden Land  
Zu deines Volkes Sitte!

Julius Sturm.

### 159. Die Mutter an ihre Tochter.

Es schütze dich auf deinen Wegen,  
Mein liebes Kind, des Himmels Huld!  
Rings blühe Freude dir entgegen,  
Fern bleib' dir Vorwurf, Reue, Schuld;  
Und will nach manchen Schicksalsschlägen  
Sich Groll und Unmut in dir regen,  
So denke mein und hab' Geduld!

Leb' heiter hin in guten Tagen  
Und trüb' nicht ihren Sonnenschein  
Dir töricht selbst mit nicht'gen Klagen;  
Sei tätig, willst du fröhlich sein!  
Ernst ist das Leben, lern' es tragen  
Und will dir Kraft und Mut versagen,  
So hab' Geduld und denke mein!

Nicht Trotz laß dir das Herz umweben,  
Nicht schließ in Schweigen dumpf dich ein!  
Vergib, so wird auch dir vergeben,  
Beglück', so wirst du glücklich sein!  
Und wär' vergebens all dein Streben,  
Lern' deinen Blick zu Gott erheben  
Und hab' Geduld und denke mein!

Friedrich Halm.

### 160. Der Schwanritter.

Herzog Gottfried von Brabant war gestorben, ohne männliche Erben zu hinterlassen; er hatte aber in einer Urkunde bestimmt, daß sein Land der Herzogin und seiner Tochter verbleiben sollte. Hieran kehrte sich jedoch Gottfrieds Bruder, der mächtige Herzog von Sachsen, wenig, sondern bemächtigte sich, aller Klagen der Witwe und der Waise nicht achtend, des Landes, das nach deutschem Rechte keine Weiber erben könnten.

Die Herzogin beschloß daher, bei dem Könige zu klagen; und als bald darauf Karl nach den Niederlanden zog und einen Tag zu Neumagen am Rheine halten wollte, kam sie mit ihrer Tochter dahin und begehrte Recht. Dahin war auch der Sachsen-Herzog gekommen und wollte der Klage Antwort geben. Es ereignete sich aber, daß der König durch ein Fenster schaute; da erblickte er einen weißen Schwan, der schwamm auf dem Rhein daher und zog an einer silbernen Kette, die hell glänzte, ein

Schifflein nach sich. In dem Schiffe aber ruhte ein schlafender Ritter, sein Schild war sein Hauptkissen und neben ihm lagen Helm und Halsberg.\*) Der Schwan steuerte gleich einem geschickten Seemann und brachte sein Schiff an das Gestade. Karl und der ganze Hof wunderten sich ob dieses seltsamen Ereignisses; jedermann vergaß der Klage der Frauen und lief hinab dem Ufer zu. Unterdessen war der Ritter erwacht und stieg aus der Barke; wohl und herzlich empfing ihn der König, nahm ihn selbst zur Hand und führte ihn gegen die Burg. Da sprach der junge Held zu dem Vogel: „Flieg deinen Weg wohl, lieber Schwan! Wenn ich deiner wieder bedarf, will ich dich schon rufen.“ Sogleich schwang sich der Schwan und fuhr mit dem Schifflein aus aller Augen weg. Jedermann schaute den fremden Gast neugierig an; Karl ging wieder ins Gestühl zu seinem Gericht und wies jenem eine Stelle unter den andern Fürsten an.

Die Herzogin von Brabant, in Gegenwart ihrer schönen Tochter, hub nunmehr ausführlich zu klagen an und hierauf verteidigte sich auch der Herzog von Sachsen. Endlich erbot er sich zum Kampfe für sein Recht und die Herzogin sollte ihm einen Gegner stellen, das ihre zu bewähren. Da erschrak sie heftig; denn er war ein auserwählter Held, an den sich niemand wagen werde; vergebens blickte sie im ganzen Saale umher, keiner war da, der sich ihr erboten hätte. Ihre Tochter klagte laut und weinte. Da erhob sich der Ritter, den der Schwan ins Land geführt hatte, und gelobte, ihr Kämpfer zu sein. Hierauf wurde von beiden Seiten zum Streite gerüstet und nach einem langen und hartnäckigen Gefechte errang endlich der Schwanritter einen glänzenden Sieg. Der Herzog von Sachsen verlor sein Leben und der Herzogin Erbe wurde wieder frei und ledig. Da neigten sich Mutter und Tochter vor dem Helden, der sie erlöst hatte, und er nahm die ihm angetragene Hand der Jungfrau unter der Bedingung an, daß sie zu keiner Zeit fragen solle, woher er gekommen und welches sein Geschlecht sei, denn sonst würde sie ihn verlieren.

Der Herzog und die Herzogin hatten zwei Kinder, die waren wohl geraten. Aber immer mehr bedrückte es die Mutter der beiden Kinder, daß sie gar nicht wußte, wer deren Vater war. Endlich richtete sie an ihn die verbotene Frage. Der Ritter erschrak und sprach: „Nun hast du selbst unser Glück zerbrochen und mich am längsten gesehen.“ Die Herzogin bereute es, aber es war zu spät. Alle Leute fielen ihm zu Füßen und baten ihn zu bleiben. Der Held waffnete sich und der Schwan kam mit demselben Schifflein geschwommen. Darauf küßte er beide Kinder, nahm Abschied von seinem Gemahl und segnete das gesamte Volk. Dann trat er

---

\*) Die Rüstung, die den Hals und den Oberkörper deckt.

ins Schiff, fuhr seine Straße und kehrte nimmer wieder. Der Frau ging der Kummer zu Herzen; doch sorgsam erzog sie ihre Kinder. Von diesen stammen viele edle Geschlechter, die von Geldern sowohl als jene von Cleve, auch die Rienecker Grafen und manche andere; alle führen den Schwan im Wappen.

Jakob und Wilhelm Grimm.

*Stammbuch*

### 161. Nach altdeutscher Weise.

Es ist bestimmt in Gottes Rat,  
Dafz man vom Liebsten, was man hat,  
Mufz scheiden;  
Wiewohl doch nichts im Lauf der Welt  
Dem Herzen, ach, so sauer fällt  
Als Scheiden, ja Scheiden.

So dir geschenkt ein Knöpflein was,  
So tu es in ein Wasserglas;  
Doch wisse:  
Blüht morgen dir ein Röslein auf,  
Es welkt wohl schon die Nacht darauf,  
Das wisse, ja wisse!

Und hat Gott Liebes dir beschert  
Und hältst du es recht innig wert,  
Das deine;  
Es wird nur wenig Zeit wohl sein,  
Da läßt es dich so gar allein;  
Dann weine, ja weine!

Nun mußt du mich auch recht verstehn,  
Nun mußt du mich auch recht verstehn,  
Ja, recht verstehn;  
Wenn Menschen auseinander gehn,  
So sagen sie: „Auf Wiedersehn!“  
Ja, Wiedersehn!

Ernst von Seuchtersleben.

### 162. Deutsches Gebet.

Behüte, Gott, das deutsche Volk  
In seiner Ehr' und stolzen Kraft,  
Behüt' es, Gott, in seiner weisen,  
Treuen Völkerführerschaft!  
Auf seiner Wacht, daß allerwärts  
Der Menschen Freiheit sich erneue,  
Das große Volk, das deutsche Volk,  
Behüt' es, Gott, in seiner Treue!

Behüte, Gott, das deutsche Volk,  
In seines Hauses frohem Schatten,  
In seiner Herzensinnigkeit,  
In seines Fleißes reichen Taten!  
Behüte, Gott, daß nie der Zwietracht  
Grauser Dämon es berücke!  
Das freie Volk, das deutsche Volk,  
Behüt' es, Gott, in seinem Glücke!

Behüte, Gott, das deutsche Volk  
In deiner ewigen Liebe Huld!  
Vor zagem Zweifel an sein Heil  
Behüt' es, Gott, vor aller Schuld!  
Verleih ihm kindliche Zuversicht,  
Wie reinem Herzen sie beschieden!  
Das edle Volk, das deutsche Volk,  
Behüt' es, Gott, in seinem Frieden!

Das deutsche Volk, behüt' es, Gott,  
Bis es erfüllt die große Sendung,  
Den Äzweig um den Erdkreis flicht:  
Der Menschheit göttliche Vollendung!  
In wilber Zeiten Sturm und Not,  
In Streit und Siegesmorgenrot,  
Das schwergeprüfte, hehre Volk,  
Mein deutsches Volk, behüt' es, Gott!

Peter Rosegger.

### 163. Das Kaiserlied.

Gott erhalte, Gott beschütze  
Unsern Kaiser, unser Land!  
Mächtig durch des Glaubens Stütze,  
Führ' er uns mit weiser Hand!  
Laßt uns seiner Väter Krone  
Schirmen wider jeden Feind:  
Innig bleibt mit Habsburgs Throne  
Österreichs Geschick vereint!

Fromm und bieder, wahr und offen  
Laßt für Recht und Pflicht uns stehn;  
Laßt, wenn's gilt, mit frohem Hoffen  
Mutvoll in den Kampf uns gehn!  
Gingedenk der Lorbeerreiser,  
Die das Heer so oft sich wand: —  
Gut und Blut für unsern Kaiser,  
Gut und Blut fürs Vaterland!

Was des Bürgers Fleiß geschaffen,  
Schütze treu des Kriegers Kraft;  
Mit des Geistes heitren Waffen  
Siege Kunst und Wissenschaft!

Segen sei dem Land beschieden  
Und sein Ruhm dem Segen gleich:  
Gottes Sonne strahl' in Frieden  
Auf ein glücklich Österreich!

Laßt uns fest zusammenhalten,  
In der Eintracht liegt die Macht;  
Mit vereinter Kräfte Walten  
Wird das Schwerste leicht vollbracht.  
Laßt uns, eins durch Brüderbände,  
Gleichem Ziel entgegengehn:  
Heil dem Kaiser, Heil dem Lande,  
Österreich wird ewig stehn!

An des Kaisers Seite waltet,  
Ihm verwandt durch Stamm und Sinn,  
Reich an Reiz, der nie veraltet,  
Unsre holde Kaiserin.  
Was als Glück zuhöchst gepriesen,  
Ström' auf sie der Himmel aus!  
Heil Franz Josef, Heil Elisen,  
Segen Habsburgs ganzem Haus!

J. G. Seidl.

---

## Zweiter Teil.

(Für die dritte Klasse.)

### 1. Das Nibelungenlied.

Kriemhilde und Siegfried.

Im Burgundenlande, in der alten Königsburg zu Worms am Rheine wuchs eine edle Königstochter nach des Vaters frühem Tode zur blühenden Jungfrau heran, voll Liebreiz und Anmut. Leise, ahnungsreiche Träume umschweben das sinnende Haupt der lieblichen Kriemhilde in der stillen Abgeschiedenheit, in welcher sie der edlen Zucht und Sitte ihrer Zeit gemäß ihre Kindheit und erste Jugend verlebte. Einen Falken, so zeigt ihr ein Traumgesicht, zieht sie auf und pflegt ihn als ihren Schützling manchen Tag — da stürzen sich zwei Adler herab und erdrücken mit ihren Klauen das zarte Tier vor ihren Augen. Schmerzlich bewegt, erzählt die Erwachende den Traum der lieben Mutter. „Der Falke,“ deutet diese das stille, süße und bange Ahnen der Tochter, „der Falke ist ein edler Mann, dem deine Zukunft bestimmt ist; wolle Gott ihn behüten, daß du nicht früh ihn verlierst!“

Heiter in fröhlicher Jugend, stark in frischem Mannesmute und gewaltig in kühner Kraft ist inzwischen Siegfried in den Niederlanden zu Santen am Rheine, Siegmunds und der Siegelinde Sohn, schon als Knabe zum Helden herangewachsen und durch manche Lande hingezogen, um freudig seines riesigen Leibes wunderbare Stärke zu versuchen. Da hört er die Kunde von der schönen Jungfrau zu Worms am Rheine und der schönste und frischeste, der freudigste und herrlichste der Heldenjünglinge seiner Zeit zog aus der Heimat mit seinen Mannen, um zu Worms zu werben um die schönste, anmutigste und züchtigste Jungfrau, die in allen Landen zu finden war. Ein Ton der warnenden Ahnung läßt sich auch hier vernehmen von den Lippen des weisen Vaters, des Königs Siegmund; eine Träne des Schmerzes um das liebe Kind, das sie zu verlieren fürchtet, fällt aus der Siegelinde Augen auf die treue, starke Hand des Sohnes; aber der Sohn zieht dahin, mit reicher Gabe von Vater und Mutter entsendet. Vor der Königsburg zu Worms reiten die Fremden auf, Riesen gleich in männlicher Jugendkraft, in niegesehenem, herrlichem Schmucke der Rüstungen und der Rosse. Niemand kennt die vor dem Königszaale am Rheinufer haltenden Mannen, niemand ihren Führer, den Jüngling von königlicher Gestalt. Da wird nach Hagen von Tronje gesandt, dem alle fremden Lande kund sind;

aber auch er hat diese Helden noch niemals gesehen. „Fürsten oder Fürstenboten müssen es sein,“ sagt er; „von wannen sie immer kommen, es sind hochgemute Helden.“ Bald aber fügt er hinzu: „Ich habe zwar noch niemals Siegfried gesehen; aber ich muß glauben, daß nur er es sein könne, der dort so herrlich einhergeht; es ist Siegfried, der das Geschlecht der Nibelungen besiegte, der den unermesslichen Schatz an edlem Gestein und rotem Golde dem finsternen Geschlechte Schilbungs und Nibelungs abgewann und Land und Leute der Besiegten in Besitz nahm, der dem Zwerge Alberich die unsichtbar machende Tarnkappe im heißen Kampfe entriß, derselbe Siegfried, der auch einen Linddrachen schlug und sich in dem Blute badete, daß seine Haut wie Horn unverwundbar wurde. Solche Helden sollen wir freundlich empfangen, daß wir nicht des schnellen Recken Haß auf uns laden.

Siegfried wird herrlich empfangen, köstlich bewirtet. Fröhliche Kampfspiele werden auf dem Hofe des Königspalastes gehalten; Kriemhilde schaut verstohlen durch das Fenster und im Anschauen des starken Heldenjünglings vergißt sie aller Kurzweil, aller Spiele mit den Gefährtinnen, aller sinnigen Beschäftigungen der stillen Jungfraueinsamkeit.

Ein ganzes Jahr weilt Siegfried am Hofe der Burgundenkönige, he e redie, um die er wirbt, nur einmal zu sehen bekommt. Er zieht aus als Kampfgenosse, gleichsam als dienender Mann des Königs, mit dem Heere und den Helden der Burgunden zu manchem Streite, zieht hin den weiten Weg vom Rhein durch Hessenland tief hinein in die Sachsegaue. Im mörderischen Kampfe ist Siegfried der gewaltigste und siegreichste der Helden; er besiegt und nimmt gefangen den Dänenkönig und vor des Helden Übermacht ergibt sich auch der Sachsenkönig mit seinen Mannen. Die Boten kommen vom Heere nach dem Rheine, den fröhlichen Sieg zu verkünden, und einen derselben läßt man auch vor Kriemhilde erscheinen, wissend oder ahnend, daß auch ihr Herz nicht daheim zu Worms, daß es im Sachsenkriege sei. „Nun sage mir liebe Botschaft,“ sagt Kriemhilde; „ich gebe dir all mein Gold und will dir, sagst du wahre Kunde, lebenslang hold sein.“ — „Niemand ist herrlicher zu Ernst und Streit geritten, edle Königin, als der Gast aus den Niederlanden; den höchsten Streit, den ersten und den letzten, hat die Siegfriedshand bestanden. Die Geiseln, die Ihr werdet kommen sehen aus Sachsen an den Rhein, die hat seine Heldenkraft uns hierhergesandt.“

Zehn Mark Goldes und reiche Kleider heißt die Königsjungfrau dem willkommenen Boten geben für die Botschaft, die allen lieb, niemandem aber lieber war als der still erglühenden Jungfrau. Seitdem steht sie schweigsam am engen Fenster des Königsbaues, hinausschauend auf den Heerweg, von dannen die Sieger heimkehren sollten an den Rhein. Endlich erscheint das siegesfrohe Ritterheer und die Jungfrau sieht das fröhliche Getümmel vor

den Pforten der Burg auf dem weiten Plane am Rheine und unter den vielen Helden ihn, den Helden aller Helden, geehrt, bewundert wie keinen. Aber noch immer können seine Augen die Ersehnte nicht erspähen; züchtig und still hält sie sich wie bisher in ihrem Gemache. Da wird endlich ein großes, heiteres Ritterpiel gehalten und an dem fröhlichen Pfingstfeste ziehen von nah und fern die Höchsten und Besten, unter ihnen allein zweiunddreißig Fürsten, zum Hofe der Burgundenkönige. Da darf endlich auch an der Seite ihrer Mutter Ute, im Geleite von hundert schwertragenden Kämmerern und hundert geschmückten Edelfrauen und Fräulein, Kriemhilde zum erstenmal öffentlich erscheinen und sie geht auf wie das Morgenrot aus trüben Wolken, in mildem Schimmer der Jugend und der Schönheit, wie der Mond in mildem Schimmer neben den Sternen durch die Wolken leuchtet. Fern steht Siegfried: „Wie könnte das ergehen, daß ich dich gewinnen sollte? Das ist ein törichter Wahn. Soll ich dich aber verlassen, so wäre ich lieber tot.“ Da heißt nach höflicher Sitte Gunther auf Gernots Antrieb Siegfried herantreten, daß er ihre Schwester begrüße. Und der Held tritt heran und neigt sich minniglich vor der Jungfrau. Noch aber wird kein Wort gewechselt, bis nach der Messe, mit der das Fest begann, die Jungfrau dem Helden Dank sagt für seinen tapferen Beistand, den er ihren Brüdern geleistet. „Das ist Euch zu Dienste geschehen, Frau Kriemhilde,“ antwortet Siegfried; und nun, nachdem der Mund sich zu reden getrauet, bleibt Siegfried zwölf Tage in der Nähe der Königstochter. Dann ziehen die fremden Gäste von dannen, auch Siegfried rüstet sich zur Heimfahrt; denn er getraute sich nicht zu erwerben, wozu er hatte Mut, d. h. was er wünschte. Doch leicht läßt er sich durch die Zureden des jungen Gieselher bestimmen, noch länger da zu verweilen, wo er, wie das Lied treuherzig sagt, am liebsten war und wo er täglich die schöne Kriemhilde sah.

#### Brunhilde.

Nun aber war eine Königin geseßen jenseits der See, herrlich in wunderbarer Schönheit, aber auch herrlich in wunderbarer, fast unheimlicher Kraft; mit Männern, die um sie warben, warf sie die Lanzen, schleuderte den Wurfstein und eilte dem geworfenen Steine nach im kühnen Sprunge; nur dem, der ohne Wanken in jedem dieser drei Spiele sie besiegte, wollte sie sich ergeben. Wer unterlag, verlor das Haupt. Schon mancher Held war umsonst gefahren nach der starken Kampfjungfrau Brunhilde, um niemals wiederzukehren. Da beschließt der König Gunther von Burgundenland, das Leben um ihre Minne zu wagen, und fordert Siegfried auf, ihm bei der Werbung zu helfen. Siegfried sagt es zu, wenn Gunther ihm seine Schwester Kriemhilde zum Weibe geben wolle; Gunther gelobt, dies zu tun,

sobald Brunhilde in seinem Lande ihren Einzug gehalten habe. Mit einem Eide wird dieser Bund bekräftigt und das Schiff zur Abfahrt gerüstet. Goldfarbene Schilde und reiche Gewände werden an das Gestade getragen und aus den Fenstern schauen die Zurückbleibenden den Helden nach, die unter dem schwellenden Segel am Ruder des Rheinschiffes sitzen. Denn Siegfried, der kundige Seefahrer, führt selbst das Steuerruder und Gunther ergreift gleichfalls die Ruderstange. Nach zwölf tägiger Fahrt kommen sie an vor dem Eisenstein, wo Brunhilde herrscht. In fremder, unheimlicher Pracht ragen sechsundachtzig Thürme an dem See gestade empor, drei weite Paläste und einen großen Herrensaal umschließend, alle von grünem Marmorstein erbaut. Nur Siegfried allein ist dieses ferne Land, ist diese wunderbare Burg, ist diese stolze Bewohnerin und Herrin selbst bekannt. Und auch die hehre Maid kennt den Helden, der sich ihr naht, nur zu wohl. „Seid willkommen,“ sagt sie, ohne erst zu fragen, wer er sei, „seid willkommen, Herr Siegfried, hier in meinem Lande! Was bedeutet Eure Reise? Das möcht' ich gern wissen.“ — „Da steht,“ entgegnet Siegfried der Fragenden, „Gunther, ein König bei dem Rheine, der deine Minne zu erwerben begehrt; er ist mein Herr, ich bin sein Mann; um deinetwillen kommen wir.“

Jetzt beginnen die Kampfspiele; Gunther aber, unfähig, sich gegen die dämonischen Kräfte der starken Jungfrau zu behaupten, wird von Siegfried vertreten. Dieser hüllt sich in seine Tarnhaut (den unsichtbar machenden Überwurf), um unsichtbar für Gunther die Kämpfe zu bestehen; Gunther soll nur Scheinkämpfer sein. Der Königin Brunhilde trägt man ihren gewaltigen Ger herbei, mit dem sie zu allen Zeiten zu schießen pflegte, in den Kampfreis auch einen ungeheuren, runden Wurfstein, an dem zwölf Helden zu tragen haben. Sie windet die Arme auf an den weißen Armen, faßt den Schild, zuckt den Ger aufwärts — da beginnt der Streit. Gunther, dem Siegfried gleich wie den andern unsichtbar ist, hebt vor der schrecklichen Gegnerin. Da naht ihm Siegfried, läßt sich den Schild von Gunther geben und heißt ihn nur die Gebärde des Kampfes machen. Und wie freut sich Gunther, als er Siegfrieds helfende Nähe bemerkt! Jetzt schleudert die Walküre den Speer und die Funken fliegen wie vom Winde gewehrte Flammen von des Gegners Schilde, in welchen der Speer einschlägt; Siegfried wankt, aber bald steht er wieder fest und schleudert mit noch wilderer Kraft den Speer nach der Jungfrau. Sie fängt ihn mit dem Schilde, aber sie fällt. „Habe Dank für den Schuß,“ ruft die Gewaltige, sofort wieder aufspringend, „habe Dank, edler Ritter Gunther!“ Und zornig, besiegt zu sein, eilt sie nach dem Steine, ergreift ihn, schwingt ihn mit gewaltigem Arme, schleudert ihn weit hin und eilt dem geworfenen mit fliegendem Kriegsprunge

nach und über ihn hinaus, daß laut ihr Eisengewand erklingt. Aber der kühne, kräftige Siegfried, langen und schnellen Leibes, faßt augenblicklich den Stein, schwingt ihn und wirft ihn weit über die Kämpferin hinweg und im Wurf springt er, den König noch dazu unter dem Arme tragend, mit übermenschlichen Kräften den ungeheuren Sprung, weiter noch, als die Walküre gesprungen war. Und diese wendet sich augenblicklich zu ihrem Heergefolge: „Verwandte und Mannen, kommt heran, ihr sollt König Gunther alle werden untertan!“ Es wird zur Heimfahrt gerüstet, und nachdem Siegfried erst noch sein Nibelungenreich besucht, Mannen von dort aufgeboten und reiche Schätze mitgenommen, fahren die Helden, Siegfried als Verkünder des gewonnenen Sieges und der heimkommenden Königin des Landes voran, über die See und rheinaufwärts nach Worms zurück. Das Ziel ist erreicht; wie Brunhilde mit Gunther, so wird Kriemhilde mit Siegfried verlobt.

Siegfried folgt einer Einladung nach Worms.

Fröhlich zieht Siegfried mit der jungen Gemahlin in die Heimat zu Siegmund und Siegelinde, dem lieben Elternpaar. Siegmund tritt dem Sohne Krone und Reich, Gericht, Land und Leute ab.

Zehn Jahre genießen die Glücklichen ihres Glückes in tiefem Frieden und seliger Ruhe: Siegfried, der über die Niederlande wie über das entferntere nordische Reich der Nibelungen und über unermessliche Schätze gebot, der reichste und mächtigste der Könige; Kriemhilde, die schönste, glücklichste unter den Königinnen. Da wünscht Brunhilde, Gunthers Schwester wieder einmal zu sehen, und verlangt, daß Siegfried dem Könige Gunther wieder Dienste leiste. Gunther gibt nach und sendet Boten an Siegfried, die ihn auf der Nibelungenburg in Norwegen treffen. Sie laden ihn zu einem fröhlichen, großen Feste, das am Sonnwendtage, in der alten germanischen Festzeit, am Hofe der Burgunden zu Worms gefeiert werden soll. Siegfried geht zu Rate mit seinen Getreuen; diese sowie der alte Vater, König Siegmund, stimmen dafür, die Einladung anzunehmen, und mit großem Heergefolge von eintausend Edlen ziehen Siegfried und Kriemhilde in Begleitung des alten Siegmund — denn die Mutter Siegelinde ist inzwischen gestorben — arglos und unbefangen, in der sicheren Heiterkeit der Unschuld, nach Worms an dem Rheine. Reiche Gaben, rotes Gold und strahlende Kleinodien, werden mitgeführt, um die Milde, die Freigebigkeit eines reichen Königs an dem Hofe der Burgunden zu betätigen.

Glänzender Empfang wartet der Gäste zu Worms; mit ihnen strömen zum Ritterspiele Tausende von Rittern ein in die Tore der Königsstadt, in prächtigen Gewändern reiten die Könige mit ihrem Gefolge durch die Gassen und herrlich geschmückt sitzen edle Frauen und Mädchen in den

Fenstern; Posaunen- und Flötenton erfüllt die weite Rheinstadt, daß sie laut davon erschallet; aber in die lauten, süßen Töne der Festesfreude fällt mit schneidendem Gegensatz der gellende Ton des eiferjüchtigen Hasses; die heiseren Stimmen des Zankes übertönen den süßen Flötenklang und kündigen den Mordschrei an, der bald die Säle der Burg und die Gassen der Stadt, der bald alle Lande erfüllen und noch nach tausend Jahren in den Herzen der späteren Geschlechter erschütternd widerhallen sollte.

#### Kriemhilde und Brunhilde.

Die beiden Königinnen Kriemhilde und Brunhilde sitzen zusammen wie einst in den schönen Tagen vor zehn Jahren und denken der vergangenen Zeit. Da geraten sie in einen Streit über den Vorrang ihrer Männer. Beim Kirchgange verlangt Brunhilde den Vortritt. Wieder erhebt sich ein heftiger Streit. Nun verrät Kriemhilde ihrer Gegnerin, daß diese nicht von Gunther, sondern von Siegfried überwunden worden sei. Darüber ist Brunhilde bis in den Tod beleidigt.

Zammernd sitzt Brunhilde einsam im Gemache; da findet sie Hagen und erfährt, wie schwer sie gekränkt worden. Er stimmt mit anderen Männern für Siegfrieds Tod. Sie wollen ein falsches Kriegsgerücht verbreiten und auf diesem Heereszuge soll Siegfried erschlagen werden.

Die Heerfahrt ist in vollem Gange, Siegfried rüstet sich. Da begibt sich der untreue, grimmige Hagen zu Kriemhilde, um der Sitte gemäß von ihr Abschied zu nehmen. „Hagen, du bist mein Verwandter, schütze mir meinen lieben Mann! Zwar ist er unverwundbar; aber als er sich im Blute des Drachen badete, fiel ihm zwischen die Schulterblätter ein Lindenblatt, so daß diese Stelle vom Blute des Drachen nicht getränkt wurde, mithin verwundbar blieb. Kommen nun die Kriegsspeere auf ihn geflogen, so schütze ihn!“ — „Wohl,“ sagt der Tückische, „um das besser zu können, nähet mir, königliche Frau, ein Zeichen auf diese Stelle seines Gewandes, damit ich genau wisse, wie ich ihn zu schützen habe.“ — Und die Arglose, in zärtlicher Liebe für den Gatten verloren, nähet mit eigener Hand aus feiner Seide ein Kreuz auf das Gewand ihres Gatten — sie nähet selbst sein blutiges Todeszeichen. Tags darauf beginnt der Kriegszug und Hagen reitet nahe heran an Siegfried, um zu sehen, ob die Gattin in ihrer blinden, grenzenlosen Liebe arglos genug gewesen sei, das Zeichen einzusetzen. Siegfried trägt es wirklich und nun ist die Heerfahrt nicht weiter nötig; Hagen hat aus den Händen der Gattin das, was er will, mehr, als er erwarten konnte. Das Gefolge wird statt in den Krieg zu einer großen Jagd entboten; noch einmal sieht Siegfried seine Gattin, sie ihn — zum letztenmal; bange Ahnungen, schwere Träume beängstigen ihre Seele wie damals, als sie in ihrer

frühen Jugend von dem Falken und dem Adler träumte; jetzt hat sie zwei Berge auf Siegfried fallen und ihn unter den stürzenden Bergestrümmern verschwinden sehen. Siegfried tröstet sie; niemand trage Haß gegen ihn und könne Haß gegen ihn tragen — allen habe er Gutes erwiesen, in kurzen Tagen komme er wieder. Was sie fürchtet, wen sie fürchtet, weiß sie nicht. Hagen glaubt sie gewonnen zu haben, den einzigen, vor dem ihr vielleicht bangt — aber sie scheidet mit den Worten: „Daß du von mir scheiden willst, das tut mir innig weh.“

#### Siegfrieds Tod.

Die Jagd ist beendet, die Helden und vor allen Siegfried, der das meiste Wild erlegt hat, sind von dem Rennen in der Sommerhitze müde und durstig; doch weder Wein noch Wasser sind vorhanden. Aber Hagen weiß nahe im Walde einen Brunnen; dahin, rät er, könne man ziehen. Man bricht auf und schon erblickt man die breite Linde, unter deren Wurzeln der kühle Quell entspringt. Da beginnt Hagen: „Man hat viel davon gesagt, daß dem schnellen Siegfried, der Kriemhilde Mann, niemand folgen könne im eiligen Laufe; wolle er uns das doch sehen lassen!“ — „Laßt uns,“ entgegnet Siegfried, „zur Wette laufen nach dem Brunnen; ich werde mein Jagdgewand, auch Schwert, Ger und Schild behalten; legt ihr die Kleider ab!“ — Es geschieht, der Wettlauf beginnt; wie wilde Panther springen Hagen und Gunther durch den Waldklee; aber Siegfried ist doch zuerst zur Stelle. Ruhig legt er nun Schwert, Bogen und Köcher ab, lehnt den Ger an der Linde Ast und setzt den Schild neben den Brunnen, wartend, bis der König herangekommen sei, um ihn zuerst trinken zu lassen. Diese ehrethätige Sitte entgalt er mit dem Tode. Gunther kommt heran und trinkt; nach ihm beugt sich auch Siegfried zum Brunnen nieder; da springt Hagen herzu, trägt im raschen Sprunge die Waffen, die er erreichen kann, Schwert, Bogen und Köcher abseits, den Ger behält er selbst in der mörderischen Faust, und indem Siegfried noch die letzten Züge aus dem Brunnen schlürft, schleudert Hagen den Speer, Siegfrieds eigene Waffe, durch das Kreuz, das Siegfried im Rücken trägt, daß von dem Herzblut des herrlichen Helden des Mörders Gewand überströmt wird. Wütend springt der Todwunde auf von dem Brunnen; zwischen den Schulterblättern ragt die lange Gerstange aus seinem Leibe hervor. Er greift nach Bogen und Schwert — er findet keine Waffe; da faßt er den Schild, der dicht neben ihm liegt und den Hagen nicht hat beiseite schaffen können, und stürzt auf Hagen los. Grimmig schlägt er mit dem Schilde auf den Mörder, daß die Edelsteine, mit denen der Schild besetzt war, herausgesprengt werden; er schlägt so furchtbar, daß Hagen zu Boden stürzt und der Schild zerbricht; der

Wald hallet wider von der Wucht der Schläge, welche die Hand des sterbenden Helden auf das Haupt seines Mörders fallen läßt. Da erbleicht seine lichte Farbe; die Füße wanken, die Stärke des Heldenleibes zerrinnt, der Tod hat ihn gezeichnet. Kriemhildens Gatte fällt dahin in die Blumen und in breiten Strömen stürzt das Herzblut aus der Todeswunde. — Mit der letzten Kraft wendet er sich zornig zu seinen Mördern: „Ihr Feiglinge, was helfen nun meine Dienste, da ihr mich erschlagen habt? So also habt ihr meine Treue gelohnt und schlimmes Leid an eurem Blutsverwandten verübt.“ Alle Ritter des Burgundengefolges eilen jetzt herbei zu der Mordstätte und umstehen im Kreise den sterbenden Helden; manche Klage wird laut, der Sterbende schweigt. Da läßt auch der Burgundenkönig einen Ton der Klage um den Gefallenen vernehmen und jetzt regt sich noch einmal das bittere Leid des Lebens in der schon in den Todeschlummer versinkenden Seele. „Das ist nicht not,“ spricht der Todwunde, „daß der nach dem Schaden weinet, der den Schaden getan hat; es wäre besser unterblieben.“ Der grimme Hagen höhnt die Klagenden und zugleich noch den schmähtlich Ermordeten: „Ich weiß nicht, was ihr klagt; nun hat ja alles ein Ende, was wir an Leid und Sorgen getragen haben; nun leben nur noch wenige, die gegen uns aufzutreten wagen dürfen; wohl mir, daß ich gegen diesen da Rat geschafft!“ Und noch einmal redet der Held mit sterbender Stimme zu dem Mörder: „Ihr habt es leicht, Euch zu rühmen; hätte ich Eure Mordthat erkannt, vor Euch hätte ich mich wohl schützen wollen. Mich jammert nichts so sehr wie Frau Kriemhilde, mein Weib!“ Der Name der treuen Gattin ist über die Lippen des Sterbenden gegangen und um ihretwillen wendet er sich abermals und zum letztenmal an seine Mörder, ihr die letzte Sorge, den letzten Gedanken, den letzten Atemzug widmend. „Wollt Ihr,“ redet er Gunther an, „edler König, noch einmal in Eurem Leben jemandem Treue erweisen, so laßt Euch meine liebe Traute befohlen sein; laßt es sie genießen, daß sie Eure Schwester ist, sorgt für sie treulich, wie es Fürstensitte gebietet. Auf mich warten lange mein Vater und meine Mannen.“ Weit umher sind die Waldblumen von dem Blute des Erschlagenen rot genezt; jetzt beginnt der Todeskampf; doch nicht lange ringt er, die Todeswunde ist zu schwer. Siegfried ist tot. — Da heben die Herren den Leichnam des Helden alter Sitte und Ehre gemäß auf einen goldbroten Schild und tragen ihn gen Worms an den Rhein. Manche reden davon, daß man sagen soll, Räuber haben ihn erschlagen, um den Schandfleck des Verwandtenmords zu verhehlen. „Ich will,“ ruft Hagen, „ihn selbst nach Worms bringen; was kümmert es mich, wenn Kriemhilde erfährt, daß ich ihn erschlagen habe; sie hat Brunhilde so schwer getränkt, nun acht' ich es gering, sie mag weinen, soviel sie will.“

Und der entsetzliche Hagen läßt den Toten, sobald man in der Nacht zu Worms angekommen ist, vor die Thür des Hauses legen, in dem Kriemhilde lebt, wohl wissend, daß sie selbst gleich am frühen Morgen, wenn sie ihrer Gewohnheit nach zur Messe geht, ihn da finden werde. Furchtbar gelingt die Freveltat. Ein Kämmerer geht mit dem Lichte voran und sieht den Leichnam. „Frau,“ sagt er, „stehet stille, da liegt vor dem Gemache ein erschlagener Ritter.“ Ein lauter Schrei des Entsetzens ist Kriemhildens Antwort. Sie weiß, wer da erschlagen liegt, ohne daß man es ihr gesagt hat; und als sie den Erschlagenen sieht, so tief er auch vom Blute übergoßen ist — sie kennt wohl im bleichen Fackelscheine die Heldengestalt und



Kriemhilde an der Leiche Siegfrieds. Von Lauffer. (H. Pichlers Witwe & Sohn.)

die edlen, im Tode erstarrten Züge. „Du bist ermordet,“ ruft sie, „dein Schild ist nicht zerhauen. Dem gilt der Tod, der das getan!“ Siegfrieds Mannen und Siegfrieds Vater werden geweckt; lauter Jammer erfüllt weit und breit die Säle und Höfe; und zur Rache scharen sich die Getreuen des erschlagenen Helden. Kaum daß Kriemhilde warnen und abwehren kann, es sei jetzt noch nicht die Zeit zur Rache — dereinst werde sie kommen. Als der Tote auf der Bahre liegt, kommen die Könige, ihre Brüder, und die Verwandten; auch Hagen tritt ohne Scheu hinzu. Kriemhilde aber wartet an der Bahre des Wahrrechts — einer Volkssitte und eines Volksglaubens, der noch heute nicht ausgestorben ist: wenn der Mörder dem Gemordeten nahe trete oder gar dessen Leichnam berühre, öffnen sich die Wunden und das Blut fließe von neuem — und als Gunther ihr eben

ezinzureden sucht, fremde Mörder haben ihn erschlagen, da tritt Hagen heran und die Wunden fließen. „Ich kenne die Räuber wohl,“ ruft die Arme, „und Gott wird die Tat an ihnen rächen.“ — Der Leichnam ist eingesargt und wird zu Grabe getragen; Kriemhilde folgt, mit unnennbarem Jammer bis zum Tode ringend. Noch einmal begehrt sie, das schöne Haupt des Geliebten zu sehen, und der köstliche Sarg, aus Gold und Silber geschmiedet, wird aufgebrochen. Da führt man sie herbei und mit ihrer weißen Hand hebt sie noch einmal das Heldenhaupt empor und drückt einen Kuß auf die bleichen Lippen. Man trug sie von dannen. Der edle Held wurde begraben.

#### Leid und Rache.

An die Stätte, wo sie Siegfried gefunden, aber auch wieder verloren hatte, war Kriemhilde gefesselt. Siegmund zieht mit seinen Mannen zurück in die Heimat. Kriemhilde bleibt in Worms. Die Herrschaft in den Niederlanden, das Königreich der Nibelungen mit seinen Schätzen hat für sie nur Wert gehabt durch Siegfried; ihr Leben war völlig aufgegangen in dem herrlichen Helden, welcher der Ihrige war. Nach seinem Tode hatte sie in der vollen Glut der Leidenschaft nur zwei Gedanken, zwei Gefühle: Leid und Rache. Erst überwältigt das Leid den Gedanken der Rache, nach dem Leide tritt diese in ihr Recht.

Es beginnt die Zeit des Leidens; in tiefer Trauer weilt Kriemhilde dreizehn Jahre zu Worms; über drei Jahre nach Siegfrieds blutigem Tode würdigt sie ihren blutbefleckten Bruder Gunther keines Wortes, Hagen keines Blickes. Um die Schwester wieder auszuföhnen, lassen die Brüder den unermesslichen Schatz an rotem Golde und edlem Gestein, der im Nibelungenlande unter Alberichs Hut liegt und von Siegfried an Kriemhilde als Morgengabe gespendet worden war, den Nibelungenhort, von dort herbeiführen; zwölf Wagen fahren vier Tage und vier Nächte nach den glänzenden Kleindien, um sie aus dem hohlen Berge, wo sie verwahrt sind, auf das Schiff zu bringen; sie landen an, werden Kriemhilden übergeben und es kommt eine Sühne, doch nur zwischen ihr und ihren Brüdern, nicht auch zwischen ihr und Hagen zu stande. Nun spendet nach uralter deutscher Königsitte Kriemhilde reichlich an Arme und Reiche von ihren Schätzen; das Geben ist ihr ein Trost in ihrem Leide. Aber wieder tritt der grimme Hagen ihr feindselig in den Weg; er fürchtet, sie könnte durch ihre Freigebigkeit so viele zu ihrem Dienste gewinnen, daß es der Herrschaft der Landeskönige selbst Schaden bringen werde. Im Widerspruche mit Gunther und dessen Brüdern nimmt Hagen die Schlüssel und somit auch den Schatz selbst weg. Gernot rät, das Gold in den Rhein zu senken, damit es niemandem angehöre. Zugleich schwören die Beteiligten, solange einer von ihnen lebt, niemandem

zu entdecken, wo der Schatz verborgen sei. So versenkt Hagen den Nibelungenhort in den Rhein und dort liegt er nach der Sage des Volkes zwischen Worms und Lorch bis auf den heutigen Tag.

Seitdem auf diese Weise der Hort der Nibelungen in die Gewalt der Burgunden gekommen ist, führen sie selbst, wie früher Siegfried wegen des Besitzes desselben Schatzes der Nibelungen Herr genannt wird, den Namen Nibelungen und davon hat der zweite Teil des Epos zur Zeit seiner Abfassung den Namen der Nibelungen Not, das Ganze in unserer Zeit die Bezeichnung Nibelungenlied erhalten.

Nach Wilmar.

## 2. Die treue Gudrun.

Wie Gudrun mit Herwig verlobt ward.

In alten Zeiten herrschte über die Friesen, welche den langen festlandsaum und die Inseln der Nordsee bewohnten, der mächtige König Hettel. Seine Gemahlin war die schöne Hilde von Irland, die Tochter des gewaltigen Hagen, dem er sie einst mit List und Gewalt entführt hatte. Denn unter seinen Dienstmännern waren nicht nur kühne und starke Helden, wie vor allen Wate von Stürmen, der Riese mit dem ellenbreiten Barte, sondern auch solche, die mit verwegener List stets ihr Ziel zu erreichen wußten, wie die Dänen frute und Horand. Der letztere hatte bei Hildens Entführung besonders durch seine wunderbare Sangeskunst geholfen, wenn er seine schönsten Weisen sang, so ließen die Tiere im Walde und die fische im Wasser ihre fährten und die menschlichen Gemüther wußte er so zu bezaubern, daß sie willenlos ihm folgten. So hatte denn auch Hilde seiner Verlockung nicht widerstehen können; heimlich war sie mit ihm ins friesenland gefahren, um König Hettels Gemahlin zu werden, und als ihr starker Vater ihr nachgesegelt war, hatte vor allen der riesige Wate durch seine ungeheure Kraft ihn zurückgeschlagen.

Zwei herrliche Kinder waren dem friessischen Königspaare herangeblüht: die schöne, liebliche Gudrun, die frisch und fröhlich aus ihren blauen Augen in die Welt hinein blickte, und der rasche und kräftige Ortwin, den der greise Wate zu aller Heldentugend erzogen hatte. Hettel und Hilde sahen mit Lust und hohem Stolz auf ihre Kinder; aber bald sollten sie erfahren, wie rasch alles Irdische vergeht.

Die Kunde von Gudruns Schönheit und von dem Reichtume und der Macht ihrer Eltern lockte bald von nah und fern Männer herbei, welche die Hand der schönen Königstochter zu erwerben suchten. Zuerst kam Siegfried von Moorland und begehrte Gudrun zum Weibe; aber die stolzen Eltern wiesen ihn ab, weil er nicht mächtig genug sei. Ebenso

erging es dem Normannenfürsten Hartmut. Und als der edle und starke König Herwig aus den Niederlanden kam, verweigerten auch ihm die Eltern ihre Tochter. Doch da rückte dieser mit einem großen Heere vor Hettels Burg und bewies täglich durch kühne Thaten, daß er ein rechter Held sei. Das gefiel dem Könige Hettel wohl, und als nun auch Gudrun bat, um ihretwillen kein Blut mehr zu vergießen, so erfolgte die Versöhnung. Die stolzen Eltern gestatteten endlich die Verlobung ihrer Tochter mit dem wackeren Herwig.

#### Wie Gudrun entführt ward.

Diese Kunde entflammete den Zorn der beiden verschmähten Könige. Siegfried von Moorland fiel verwüstend in Herwigs Reich ein und Hettel mußte mit allen seinen Mannen diesem zu Hilfe eilen. Aber während so die Friesenburg von Verteidigern fast ganz entblößt war, benützte der Normanne Hartmut die günstige Gelegenheit. Seine böse Mutter Gerlinde, die über die stolze Zurückweisung ihres Sohnes grollte, hatte täglich ihn und seinen Vater Ludwig zur Rache getrieben. Jetzt erschien Hartmut plötzlich mit einer mächtigen Flotte vor Hildens wehrlosem Schlosse, um die schöne Gudrun mit Gewalt zu entführen. Zuerst zwar suchte er durch Schmeichelei und Drohungen die Jungfrau zu bewegen, daß sie ihm in die Normandie folge; als aber Gudrun immer bei dem Worte blieb: „Durch feste Eide gehöre ich als Braut dem Könige Herwig,“ da stürmte Hartmut die Burg, verbrannte sie und entführte Gudrun mit zweiundsechzig Frauen.

So erlebte denn die stolze, schöne Hilde ein ähnliches Schicksal, wie sie es einst ihren Eltern bereitet hatte. Sie sandte Boten an ihren Gemahl in Herwigs Land, um ihm das schwere Unglück zu melden und ihn zur Verfolgung der Räuber, aufzufordern. Sogleich schlossen Hettel und Herwig Frieden mit dem bedrängten Siegfried und die drei Könige vereinigten sich, zu Schiffe den flüchtigen Normannen nachzusetzen.

#### Wie sie auf dem Wülpensande kämpften.

Die Normannen waren indessen auf ihrer Rückfahrt an eine wüste und einsame Insel der Nordsee, den Wülpensand, gekommen, und da sie es nicht für möglich hielten, daß sie von den Friesen eingeholt werden könnten, so beschloßen sie, hier einige Tage von den Anstrengungen der Seereise auszuruhen. Aber plötzlich erschienen die Verfolger. Ein grimmiger Kampf erhob sich um die Landung: die Friesen sprangen bis an die Schultern ins Wasser, um das Ufer zu gewinnen. Aber vom Lande her flogen die Pfeile so dicht wie Schneeflocken und das Wasser rötete sich

vom Blute der Verwundeten. Vor allen glänzten der kühne Wate und König Herwig durch ihre Tapferkeit. Endlich erreichten sie das Ufer, indem sie die Normannen mehr und mehr zurückdrängten; aber die Nacht brach herein, ehe die Feinde überwältigt waren. Da schlossen die Kämpfenden einen Waffenstillstand und beide Heere lagerten während der Nacht nebeneinander auf dem Wülpensande.

Mit Tagesanbruch begann der Kampf von neuem. Hin und her wogte der Streit; bald waren die Normannen, bald die Friesen im Vortheile, voran aber kämpften stets die Könige und ihre Helden. Da stieß Hettel auf den alten Normannenkönig Ludwig, den Vater Hartmuts, und obwohl er an riesigem Wuchs ihm nicht gleichkam, so drang er doch unverzagt auf ihn ein, um seinen Todfeind niederzuschlagen. Fürchterlich raffelten die Hiebe auf die Helme und Panzer der beiden; in ängstlicher Spannung sahen die Heere auf den Zweikampf ihrer Führer und vergaßen fast der eigenen Arbeit. Endlich aber erspähte Ludwig eine Blöße an seinem Gegner; sein Schwert drang tief in Hettels Seite hinein und streckte ihn tot zu Boden. Da erhoben die Friesen laute Klage, und um ihren König zu rächen, stürmten sie mit unwiderstehlicher Gewalt auf die Normannen ein. Vor allen tobte Wate, einem wütenden Eber vergleichbar; die Funken sprühten unter den unablässigen wuchtigen Schlägen seines Schwertes. Wohl wurden die Normannen weiter zurückgedrängt, aber auch dieser Tag brachte noch keine Entscheidung; bis tief in das Abenddunkel hinein kämpfte man; denn die Friesen wollten aus Jorn über den Fall ihres Königs nichts von einem Waffenstillstande hören, und erst als der Sänger Horand im Kampfgewühl statt eines Feindes seinen eigenen Neffen erschlagen hatte und schmerzlich ausrief: „Hier wird die Schlacht zum Mord!“ ward den Feinden für die Nacht Waffenruhe gewährt.

Wahrscheinlich würde nun der dritte Tag den Friesen völligen Sieg und die Befreiung der entführten Jungfrauen gebracht haben; aber in der Nacht schifften sich mit feiger List die Normannen ein und führten Gudrun und ihre Gefährtinnen mit sich hinweg, indem sie drohten, sie zu ertränken wenn sie einen Laut von sich gäben. Am frühen Morgen gewahrten die Friesen den schändlichen Betrug; Wate ließ laut sein Heerhorn erklingen, daß man es meilenweit hörte, und der junge Ortwin drängte, den Ausreißern sofort nachzusetzen. Allein der kluge Frute prüfte Wind und Wellen und fand, daß die Normannen schon einen viel zu großen Vorsprung gewonnen hatten, als daß man sie noch hätte einholen können. Die Feinde aber in ihren befestigten Burgen anzugreifen, seien die Friesen viel zu sehr geschwächt. So mußten sie denn nach langer Beratung den schweren Entschluß fassen, unverrichteter Sache nach Hause zu fahren und

die Rache sowie die Befreiung der Entführten auf eine spätere Zeit zu verschieben, in der die, welche jetzt noch im Knaben- und Jünglingsalter standen, zu Männern herangewachsen sind. Vorher aber begruben sie mit lauter Klage ihre Toten. Namentlich schütteten sie dem geliebten Könige Hettel einen gewaltigen Grabhügel auf; auch den von den Normannen zurückgelassenen Leichen erwiesen sie die letzte Ehre.

### Gudrun im Normannenlande.

Die entflohenen Räuber näherten sich unterdessen ihrer Heimat. Als sie von fern ihre Burgen gewahrten, redete König Ludwig der Gudrun zu, daß sie seinen Sohn heirate. Aber empört durch die Niedertracht ihrer Entführer und in tiefem Schmerze über den Tod ihres Vaters erklärte sie, eher würde sie sterben, als daß sie Hartmut zum Gemahl nähme.

Als sie nun in der Normandie das Land betraten, kamen ihnen erwartungsvoll Hartmuts Mutter, die böse Gerlinde, und seine liebliche Schwester Ortrun entgegen. Die letztere küßte die heimatlose Gudrun und zeigte durch Tränen ihr tiefes Mitleid, so daß sich vom ersten Augenblicke an eine innige Freundschaft zwischen den beiden Jungfrauen entspann. Als nun auch die arglistige, lauende Gerlinde herantrat, um Gudrun zu begrüßen, ward sie von dieser zurückgewiesen, denn in ihr sah Gudrun die Hauptanstifterin ihres Unglücks und in ihrem Blicke fühlte sie eine böse Seele. Von da an hegte das arge Weib einen tödlichen Haß gegen die arme Jungfrau und sie dachte mehr darauf, dieselbe zu quälen, als sie der Heirat mit ihrem Sohne geneigt zu machen.

Hartmut erneuerte zwar seine Bewerbungen um Gudrun; da sie dieselben aber entschieden zurückwies, so empfahl er sie der liebevollen Fürsorge seiner Mutter und zog für eine Reihe von Jahren auf Abenteuer aus. Gerlinde aber begann nun Gudrun nach ihrer Weise zu erziehen; sie hielt sie karglich und strenge und zwang sie und ihre Gefährtinnen, die niedrigsten Mägdedienste zu verrichten. In besonderer Anhänglichkeit war ihr in dieser schweren Zeit eine Gefährtin aus der Heimat, die treue Hildburg, ergeben. Gudrun trug ihr bitteres Los ohne Klage und wankte keinen Augenblick in der Treue gegen den ihr verlobten Herwig. Ob auch Monde auf Monde und Jahre auf Jahre während ihrer Erniedrigung dahin schwanden, so ließ sie doch die Hoffnung auf ihre endliche Befreiung nicht sinken. Gegen ihre Peiniger blieb sie kalt und fremd, wie sie es von Anfang an gewesen war. Nur gegen die Freundlichkeit der lieblichen Ortrun, der es freilich nur selten gestattet war, sich ihr zu nahen, fühlte und zeigte sie warme Dankbarkeit.

### Gudruns Errettung.

Im Friesenlande wuchs unterdessen ein neues Geschlecht heran und Königin Hilde, der die Sorgen das Haar gebleicht hatten, sann unablässig auf den Rache- und Befreiungszug. Endlich, als das vierzehnte Jahr seit Gudruns Entführung herankam, sandte Hilde Boten an Herwig und ihren Sohn Ortwin und alle ihre Dienstmannen, vor allen an Wate, Frute und Horand und berief ein gewaltiges Heer, das mit einer wohlgerüsteten Flotte gleich zu Anfang des Jahres die Fahrt nach der Normandie antrat. Nach vielen Schwierigkeiten kamen sie dem fremden Lande nahe. Als einer der Krieger einen riesigen Baum erkletterte und in weiter ferne Ludwigs Burg erkannte, da fanden Ortwin und Herwig keine Ruhe mehr; sie erboten sich, während das übrige Heer noch rastete, in fischerkleidung in die nahe Normandie zu gehen, um zu erfahren, ob Gudrun und die mit ihr Entführten noch am Leben seien. Dringend riet selbst Wate von dem verwegenen Unternehmen ab, aber in Ortwin und Herwig war die Sehnsucht zu mächtig und gerade die Gefahr lockte die Helden.

Der armen Gudrun war ihr Los inzwischen nicht erleichtert worden. Als sie eines Tages, zur frühlingszeit, wieder mit Hildburg am Strande die Leinwand wusch, sah, da kam ein Schwan geschwommen und der begann mit menschlicher Stimme zu reden und gab Gudrun auf ihre fragen Auskunft über Hilde und alle Helden in der Heimat. Zugleich verheiß er ihr für den folgenden Morgen die Ankunft zweier Boten aus dem Friesenlande. Lange harrten die beiden Jungfrauen vergeblich der verheißenen Boten. Endlich kamen zwei fischer in einer Barke heran. Sollten das Hildens Boten sein? Sie fragten, wem das Land gehöre und wieviel Mannen in der Burg seien, endlich auch, ob Gudrun und ihre Begleiterinnen noch leben. Dabei betrachtete der größere und stärkere von den beiden fremden immer aufmerkssamer Gudrun; sie glich so sehr der einen, deren er immer mit Liebe gedachte, die er aber nie anders als im königlichen Gewande gesehen hatte. Auch sie wagte von Zeit zu Zeit den fremden fischer anzublicken, und dann war es ihr immer, als müßte es ihr teurer Herwig sein. Aber wie, fragte sie zweifelnd, käme der zu der fischerkleidung? Und doch war er es wirklich und bald erkannten sie sich an den Verlobungsringen, die beide noch trugen. Jubelnd umarmte Herwig die endlich wiedergefundene Braut und ihre treue Hildburg. Der andere fischer gab sich jetzt als Ortwin zu erkennen und nun folgten tausend fragen und Antworten. Die beiden Männer staunten immer mehr und mehr über die Treue und den Heldenmut so Gudrun in allen Leiden bewiesen hatte.

Endlich drängte schon die Zeit, man mußte aufbrechen. Herwig wollte Gudrun und ihre Freundin in die Barke nehmen und sie sogleich hinwegführen. Doch nein, die alten Sitten waren zu fest, zu streng, zu edel. Da rief Ortwin: „Das sei fern von uns! Und hätt' ich hundert Schwestern, ich ließe sie hier sterben, ehe ich sie heimlich entführte; Gudrun ward mir im Kampfe genommen, im Kampfe will ich sie wiedergewinnen.“

Als Herwig und Ortwin zu dem Heere zurückkehrten und die Schmach verkündeten, welche der Gudrun so lange Jahre hindurch angetan worden, erheben die Helden laute Klage; aber der alte Wate heißt sie auf andere Weise der Königstochter dienen: „Die Kleider rot färben, die sie weiß gewaschen.“ Noch in derselben Nacht soll der Sturm auf die Normannenburg begonnen werden. Noch steht der Morgenstern hoch am Himmel, da schauet eine der Gefährtinnen der Gudrun durch das Fenster und nach der See hin leuchtet das ganze Gefilde von hellem Waffenglanz, von Stahlhelmen und lichten Schilden und alsbald ruft auch der Wächter hoch von der Zinne: „Wohlauf, ihr stolzen Recken, ihr Normannenhelden, auf, ihr habt zu lange geschlafen!“

Der Kampf beginnt; tapfer fechtend fällt der Normannenkönig Ludwig unter Herwigs Streichen; die schlimme Gerlinde will dafür Gudrun erschlagen und schon ist das Schwert über deren Haupte gezückt, als Hartmut, welcher von unten der grimmen Mutter mörderische Absicht gewahrt, edelmütig dem Verbrechen wehrt. Hartmut wird gefangen genommen und der zornige Wate dringt in das Frauengemach, die verdiente Rache an Gerlinde zu nehmen. Gudrun verleugnet sie, gleich edelmütig, wie Hartmut sie selbst vom Tode errettet hat; aber Wate weiß doch die rechte zu finden und schlägt ihr das Haupt ab.

Hierauf folgt die Heimfahrt. Sühne und dreifache Vermählung: zwischen Herwig und Gudrun, zwischen dem Normannenkönige Hartmut und der Hilzburg, einer der Gefährtinnen der Gudrun, und zwischen Ortwin, Gudruns Bruder, und Ortrun, der normannischen Königstochter, der einzigen, die im fremden Lande Mitleid mit Gudrun gehabt und ihr tröstlich beigestanden war in ihrer tiefen Schmach. Der greise Horand aber sang an diesem Tage seine schönsten Lieder. Nach K. H. Keck.

### 3. Walter von der Vogelweide.

Der bedeutendste Minnesänger war Walter von der Vogelweide. Im schönen Tirol, nicht weit von Brigen, in dem Orte Vogelweide soll seine Wiege gestanden sein. Das Dorf ist heute nicht mehr vorhanden. Unter sorgfältiger Erziehung, umgeben von einer großartigen Natur, wuchs der

Knabe heran. Walter war von adeliger, aber armer Herkunft. Gelehrte Bildung besaß er nicht, das Leben erzog ihn. Als Jüngling fand er in Wien eine zweite Heimat. Am glänzenden Hofe der Babenberger empfing er eine ritterliche Erziehung; hier hat er, wie er selbst erwähnte, „singen und sagen“ gelernt. Beim Herzoge Friedrich I., der ihm freundlichen Schutz und reichen Lohn gewährte, stand er in besonderer Gunst.



Walter von der Vogelweide.

Als Friedrich im Jahre 1198 auf einer Kreuzfahrt starb, begann für Walter ein unstetes und mühseliges Wanderleben. Er ist weit hinausgekommen in die Welt: von der Elbe bis zum Rhein, von der Seine bis zur Mur, vom Po bis zur Drau und bis hinein ins Ungarland ist er, allzeit frohen Mutes, hoch zu Roß, die Geige zur Seite, dahin gezogen, hat auf den Straßen und in den Burgen seine Lieder angestimmt und Land und Leute mit sinnigem Auge geschaut.

Walter von der Vogelweide war an den Fürstenthöfen ein gern gesehener Gast. Allein das ruhelose Leben behagte ihm nicht mehr, er wünschte sich ein bleibendes Heim. „Daß man mich bei

so reicher Kunst so verarmen läßt!“ ruft er dem jungen Kaiser Friedrich II. von Hohenstaufen zu; „könnte ich mich am eigenen Herde wärmen, wie wollte ich dann von den Vögeln und von der Minne singen! Nur wer einen eigenen Herd hat, kann fröhlich seinen Gesang ertönen lassen!“ Friedrich II. schenkte ihm ein kleines Lehen, das vermutlich bei Würzburg in Bayern lag. Hier genoß der Dichter Tage reinen, ungestörten Glückes.

In einem Lobliede auf das deutsche Vaterland rühmt er neben den deutschen Männern und Frauen die deutsche Zucht. Freilich hat der Dichter, der für die Freiheit und Ehre seines Volkes eiferte und an allen öffentlichen Ereignissen jener vielbewegten Zeit lebendigen Anteil nahm, tiefen Grund

zur Unzufriedenheit. In einem seiner Lieder klagt er, daß im deutschen Reiche Gewalt und Untreue herrschen, daß dagegen Friede und Recht zum Tode verwundet seien. In einem anderen Liede stellt er am rauschenden Ströme Betrachtungen an über den Unbestand im menschlichen Leben und sagt, in der ganzen Natur herrsche Ordnung, nur im Deutschen Reiche nicht. In einem seiner kurzen Sprüche fordert er vor allem Selbstbeherrschung. „Wer schlägt den Löwen? Wer schlägt den Riesen? Wer überwindet jenen und diesen? Das kann nur einer, der sich selbst bezwingt.“ In einem seiner letzten Lieder klagt er in tiefer Behmut über die so rasch dahin geschwundene Zeit seines Lebens. „Wohin sind sie verschwunden, alle meine Jahr'? War mein Leben ein Traum oder ist es wahr?“

Walter von der Vogelweide war ein hervorragender deutscher Dichter, der schon bei seinen Zeitgenossen im höchsten Ansehen stand. In seinem letzten Willen soll er, wie eine schöne Sage berichtet, geboten haben, daß man täglich Weizenkörner für die Vögel auf seinen Grabstein streue.

Franz Rudolf.

#### 4. Erziehung.

Nimmer wird's gelingen,  
Zucht mit Ruten zwingen;  
Wer zu Ehren kommen mag,  
Dem gilt Wort so viel wie Schlag.  
Dem gilt Wort so viel wie Schlag,  
Wer zu Ehren kommen mag;  
Zucht mit Ruten zwingen,  
Nimmer wird's gelingen.

Hütet eurer Zungen,  
Das geziemt den Jungen;  
Schiebt den Riegel vor die Thür,  
Laßt kein böses Wort herfür.  
Laßt kein böses Wort herfür,  
Schiebt den Riegel vor die Thür;  
Das geziemt den Jungen:  
Hütet eurer Zungen!

Hütet eurer Augen!  
Die zu Mustern taugen,  
Solche Sitten laßt sie sehn,  
Alle bösen übergehn!  
Alle bösen übergehn,  
Laßt sie solche Sitten sehn,  
Die zu Mustern taugen:  
Hütet eurer Augen!

Hütet wohl der Ohren,  
Oder ihr seid Toren;  
Böse Reden nehmt nicht auf,  
Schande käm' euch in den Kauf.  
Schande käm' euch in den Kauf,  
Böse Reden nehmt nicht auf,  
Oder ihr seid Toren:  
Hütet wohl der Ohren!

Hütet wohl der dreien,  
Leider allzu freien!  
Zungen, Augen, Ohren sind  
Zuchtlos oft, für Ehre blind.  
Zuchtlos oft, für Ehre blind  
Zungen, Augen, Ohren sind:  
Leider allzu freien,  
Hütet wohl der dreien!

Walter von der Vogelweide.

### 5. Leopolds Rückkehr vom Kreuzzuge.

Herzog aus Osterreich, es ist Euch wohl ergangen,  
Ihr kämpftet also, daß uns muß nach Euch verlangen.  
Wenn Ihr kehrt, so seid gewiß, Ihr werdet hoch empfangen.

Ihr seid wohl wert, daß wir die Glocken vor Euch läuten,  
Scharenweise stehn, als ob ein Wunder kommen sei.  
Ihr kehrt von Eurem Zuge sünd- und schandensfrei;  
Drum findet Ihr bei Frauen Huld und Preis bei allen Leuten.

So schönes Lob erwerbt von nun an immerfort  
Und meidet durch Gerechtigkeit das harte Wort:  
„Mehr Ehre hätt' es Euch gebracht, wärt Ihr geblieben dort.“

Walter von der Vogelweide.

### 6. Reichtum und Armut.

Nur selten, weiß ich, daß es einem frommt,  
Wenn er zu über großem Reichtum kommt.  
Der allzu reich', der allzu arme Mann,  
Sie schau'n die Welt durch trübe Augen an.  
Zu großer Reichtum macht hoffärtig Blut;  
Zu große Armut raubt den Lebensmut.  
Und wahrlich, keins von beiden dünkt mich gut.

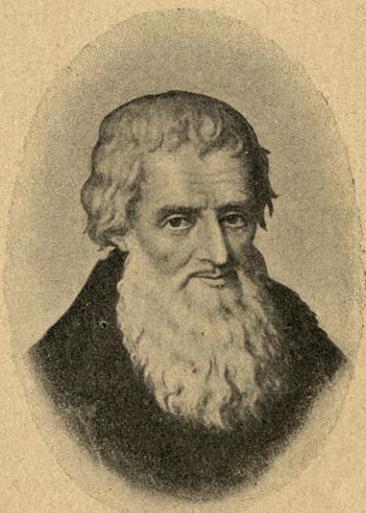
Walter von der Vogelweide.

### 7. Die Meisterfinger.

Ich ging in meiner Stube auf und ab, indem ich auf das Frühstück wartete. Ich sah durch das Fenster und erblickte ein Seil, das von der Sebalduskirche nach dem Rathause gezogen war und woran mitten ein gemaltes Schild hing. Alle Mühe, die ich mir gab, die Figuren darauf zu erkennen, war vergeblich und ich war im Begriffe, zum Schenkwirt hinunterzugehen und mir Bescheid zu holen. In demselben Augenblicke trat in mein Zimmer Peter Bischer, der Jüngere, der ebenso lebenswürdig wie unterrichtet war. Er begrüßte mich und meldete mir, daß heute dem Kaiser zu Ehren eine Festschule gehalten werde. Ich sah ihn verwundert an; dann aber erinnerte ich mich, daß Peter Bischer der holdseligen Meisterfingerkunst beflissen sei, und ich wußte mir seine Worte zu erklären und zugleich, was die aufgehängte Tafel zu bedeuten habe. Peter erzählte mir, daß durch das Schild alle, die an den erbaulichen Festen teilnehmen wollen, zu der Singschule eingeladen seien.

Unterdes war das Frühstück hereingetragen und Bischof ließ es sich gefallen, dasselbe mit mir zu teilen. Er erzählte mir über die Entstehung und das Wesen der Meistersingekunst gar vieles. Die ungeschickliche Frage, die mir entschlüpfte, ob die Handwerker an anderen Orten auch dergleichen Kurzweil treiben, erzürnte ihn nicht, vielmehr fühlte er sich dadurch angeregt, mich über die hohe Bedeutung ihres Strebens zu belehren. „Die löbliche Musik und die liebliche Singekunst,“ begann er feierlich, „dient nicht allein zur Freude der Menschen, sondern sie ist das edelste Erregungsmittel zur Erinnerung göttlicher Wohlthaten und zur Andacht des Herzens.“

Ich unterbrach ihn absichtlich in der Rede und er fuhr also fort: „Der Meistersinger hohe Schule ist Mainz und die Töchter Schulen sind Nürnberg und Straßburg. Aber in Nürnberg ward seit langer Zeit die holdselige Kunst besser gepflegt als irgendwo. Wie vor fünfzig Jahren der Briefmaler Hans Rosenplüt und der Barbier Hans Folz berühmt waren, so sind es jetzt der Leineweber Leonhard Nunnenbeck und vor allen dessen Schüler Hans Sachs, der Schuster.“



Hans Sachs.

„Und wie wird die edle Kunst gepflegt?“ fragte ich ihn.

„Wer die Kunst erlernen will, geht zu einem Meister, der wenigstens einmal in der Singschule den Preis gewonnen hat, und dieser unterweist ihn unentgeltlich. Er lehrt, was es heißt, zur Ehre der Religion zu singen, und weihet ihn ein in die Geheimnisse der Tabulatur; so nennen wir die Gesetze der Dichtkunst. Hat der Lehrling diese begriffen, so bittet er die Gesellschaft um seine Aufnahme, da er von löblichen Sitten sei und guten Willen zeige. Der Aufgenommene muß dann den Singstuhl in der Kirche besteigen und eine Probe seiner Kunst ablegen. Gelingt sie ihm, so wird sein Wunsch erfüllt. Feierlich gelobt er, der Kunst stets treu zu sein, die Ehre der Gesellschaft wahrzunehmen, sich stets friedlich zu betragen und kein Meisterlied durch Absingen auf der Gasse zu entweihen. Dann zahlt er das Einschreibegeld und gibt zwei Maß Wein zum besten. Bei den gewöhnlichen Versammlungen der Meistersinger und wenn sie sich

in der Schenke zusammenfinden, sind weltliche Lieder wohl erlaubt, nie aber in den Festschulen. Die Festschulen finden dreimal im Jahre statt, zu Ostern, Pfingsten und Weihnachten in der Katharinenkirche. Hier werden nur Gedichte vorgetragen, deren Inhalt aus der Bibel oder den heiligen Sagen geschöpft ist. Wer fehlerfrei singt, wird hier mit einer goldenen Kette geschmückt; mit einem Kranze, wer nach ihm am besten besteht. Wem dagegen grobe Fehler nachgewiesen werden, der muß es durch Strafgeld büßen. So fließt das Leben der Meisterfinger unter erbaulichen Gesängen dahin, und wenn einer aus dem frohen Kreise abgerufen wird, so versammeln sich seine Genossen um sein Grab und singen ihm das letzte Lied.“

Da jetzt die Ratsuhr schlug, so brach Bischer auf. Ich hatte gemeint, er werde mich zur Katharinenkirche führen. Allein Bischer versprach mir, in einer Stunde zurückzukehren, da er erst andere Tracht anlegen müsse. Er hielt Wort und erschien jetzt ganz in schwarze Seide gehüllt mit einem geschmackvollen Barett. Um das Fehlgehen hatte es keine Not, da man nur dem Zuge der Menschen zu folgen brauchte, die alle nach der Festschule strömten.

Die Kirche war im Innern reich geschmückt und vom Chore, wohin sich der Kaiser begeben sollte, hing eine kostbare Purpurdecke herab. Gar feierlich nahm sich der Verein der edlen Meisterfinger aus, die umher auf den Bänken saßen, theils langbärtige Greise, die aber noch alle rüstig schienen, theils glatte Jünglinge, die alle so still und ernst waren, als wenn sie zu den sieben Weisen Griechenlands gehörten. Alle prangten in Seidengewändern, grün, blau und schwarz, mit zierlich gefalteten Spitzenträgern. Unter den stattlich gekleideten Meistern befanden sich auch Hans Sachs und sein Lehrer Nunnenbeck. Größere Ruhe herrscht nicht beim Hochamte. Nur ich und Bischer sprachen, der mir alles erklären mußte. Neben der Kanzel befand sich der Singstuhl. Nur kleiner war er, sonst wie eine Kanzel, den die Meisterfinger auf ihre Kosten hatten bauen lassen und der heute mit einem bunten Teppiche geschmückt war. Vorn im Chore war ein niedriges Gerüst aufgeschlagen, auf dem ein Tisch und ein Pult standen. Dies war das Gemerke; denn hier hatten diejenigen ihren Platz, die die Fehler anmerken mußten, welche die Sänger in der Form, gegen die Gesetze der Tabulatur und im Inhalte gegen die Erzählung der Bibel und der Heiligengeschichten begingen. Diese Leute hießen Merker und ihrer gab es drei. Obgleich das Gemerk mit schwarzen Vorhängen umzogen war, so konnte ich doch von meinem Sitze aus alles beobachten, was hier vorging, und ich sah an der einen Seite des Gerüstes die goldene Kette mit vielen Schaustücken hängen, die der Davidsgewinner hieß, und den Kranz, der aus seidenen Blumen bestand.

Jetzt rasselte es vor dem Eingange und der Kaiser Maximilian mit dem ganzen Gefolge erschien und zeigte sich gar gnädig, indem er milde vom Chore hernieder sah. Nun geriet alles in lebhafte Bewegung. Ein greiser Meister betrat den Singstuhl und vom Gemerke erscholl das Wort: „Fanget an!“ Es war Konrad Nactigall, ein Schlosser, der so sehnsüchtig und klagend sang, daß er seinen Namen wohl mit Recht führte. Vom himmlischen Jerusalem und von der Gründung des neuen sagte er viel Schönes in gar künstlichen Reimen und Redensarten. Auf dem Gemerke sah ich, wie einer der Meister in der Bibel nachlas, der andere an den Fingern die Silben abzählte und der dritte aufschrieb, was diese ihm von Zeit zu Zeit zuflüsterten. Aber auch die Meister unten waren aufmerksam und in stiller Tätigkeit. Alle trieben mit den Fingern ein närrisches Spiel, um genau die Versmaße wahrzunehmen. An ihrem Kopfschütteln erkannte ich, daß der Sprecher hie und da ein Versehen begangen. Nach dem Meister Nactigall kam die Reihe an einen Jüngling, Fritz Rothner, einen Glockengießer; der hatte die Schöpfungsgeschichte zum Gegenstande seines Gedichtes gewählt. Aber hier hieß es nicht: „Und Gott sah, daß es gut war.“ Denn der Arme war verlegen, es wollte nicht gehen und ein Merker hieß ihn den Singstuhl verlassen. Jetzt ließ sich vom Singstuhl herab Leonhard Nunnenbeck vernehmen, ein ehrwürdiger Greis im schwarzen Gewande. Sein Kopf war glatt und nur das Kinn schmückte ein schneeweißer Bart. Alles bewunderte ihn, wie er der Offenbarung des heiligen Johannes gemäß den Herrn beschrieb, an dessen Stuhl der Löwe, der Stier, der Adler und der Engel ihm Preis und Ehre und Dank geben, der da thronet und lebet von Ewigkeit zu Ewigkeit. Als Nunnenbeck endigte, da waren alle voller Entzücken und namentlich leuchtete aus dem Gesichte seines dankbarer Schülers, des Hans Sachs, hell die Freude hervor. Da trat als der vierte und letzte Sänger ein Jüngling auf. Was der sagte, war so recht nach meinem Sinn. Er gehörte auch zur Weberzunft und hieß Michael Behaim, der mancherlei Länder gesehen. Mit rastloser Anstrengung übte sich unser Behaim in der Singkunst und verglich sich mit Recht mit einem Bergmanne, der mühsam gräbt und sucht, um edles Gold zu fördern. Nie war er früher in einer Festschule aufgetreten, da er nicht anders als mit Ruhm den Singstuhl besteigen wollte. Sonder Zweifel hätte Michael Behaim den ersten Preis errungen, wenn nicht Nunnenbeck vorher gesungen.

Als Michael Behaim sein Gedicht vorgetragen hatte, so verließen die Merker ihren Sitz. Der erste Merker trat zu Nunnenbeck und mit einem schmeichelhaften Glückwunsche hängte er ihm den Davidsgewinner um; der zweite Merker zierte Behaims Haupt mit dem Kranze, der ihm ganz

wohl stand. Diese Gaben waren aber nicht Geschenke, sondern nur Auszeichnungen für die Feier des Tages. Das Fest in der Kirche war beendet und alle drängten sich jetzt mit aufrichtiger Teilnahme zu den Begabten, um ihnen freudig die Hände zu drücken. Auch ich konnte mir das Vergnügen nicht versagen, meinen Dank dem wackeren Behaim laut darzubringen. In der Nähe stand Hans Sachs, der mich freundlich anredete und den vor kurzem geschlossenen Freundschaftsbund erneuerte. Ich bedauerte, daß mir nicht das Glück geworden sei, ihn zu hören, und daß ich Nürnberg verlassen müsse, ohne andere Lieder aus seinem Munde vernommen zu haben als jene, die er mir auf der Landstraße zum besten gegeben. X

„Liebster Herr Heller, kommt mit in die Schenke und es soll Euch ein Genüge werden,“ erwiderte er und ging mit mir Arm in Arm aus der allmählich leer gewordenen Kirche.

Es war Brauch, daß sich die Meistersinger, insbesondere die jüngeren, nach der Festchule in eine nah gelegene Schenke begaben, wo in dem Grade frohe Ungebundenheit herrschte, wie vorher in der Kirche heiliger Ernst gewaltet. Hier wurde der Wein getrunken, den der eine zur Buße, wie der Meister Rothner, der andere zur Ehre hergeben mußte, wie Meister Behaim, weil er zum erstenmal begabt war. Fünf Maß Wein gab es heute zum Nachschmause. Die Meistersinger, etwa sechzehn an der Zahl, gingen über die Gasse paarweise hintereinander von der Kirche bis zur Schenke. Der bekränzte Behaim eröffnete den Zug. Dieser hatte die Verpflichtung, hier für die Aufrechthaltung der Ordnung zu sorgen, und wie einem Werker mußten sich ihm alle unterordnen. Wenn die Meister ein Gesellschaftslied anstimmten, so verwaltete er das Geschäft eines Werkers. Die gepuzten Gäste stachen sonderbar genug von der Schenke ab, die von außen und innen gleich beräuchert und verfallen aussah. Nichts mehr als Tische und Bänke gab es in dem langen Zimmer und diese waren von der Art, wie man sie sonst in Landgärten findet. Allein heiterer Mut und ein gutes Glas Wein ließen all die Mängel übersehen. Soweit es nur der Raum gestattete, waren Tisch an Tisch in einer Reihe nebeneinander gestellt und zu beiden Seiten setzten sich die Sänger. Obenan befand sich Behaim. Sein Thron war ein Lehnstuhl und ein hölzerner Hammer sein Ruhe gebietendes Zepter.

Ein Weinfäßchen ward auf die Tafel mitten hingesezt und einer der Meister hatte die Mühe des Zapfens, indem ihm unaufhörlich die leeren Becher gereicht wurden. Als mancherlei besprochen und belacht war, mahnte ich Nürnbergs berühmtesten Sänger an das mir gegebene Versprechen. Er war bereit. Behaim klopfte mit dem Hammer und fragte alsdann die Ver-

sammelten, ob sie nicht ein Kampfgespräch versuchen wollten. Niemand wandte etwas dagegen ein. Er fragte wieder, wer singen wollte, und drei Meister hoben die Hände auf; es waren Behaim selbst, Hans Sachs und Peter Bischer. Hans Sachs sollte eine Streitfrage aufwerfen.

Hans Sachs.

Ihr Freunde, sagt mir, wenn ihr wißt,  
Wer der kunstreichste Werkmann ist?

Peter Bischer.

Das ist fürwahr der Zimmermann.  
Wer hat's ihm jemals gleich getan?  
Durch Schnur und Richtscheit wird ihm kund  
Die höchste Zinn' und der tiefste Grund;  
Ihn loben stattliche Lustgemächer,  
Hoch strebt sein Ruhm sowie seine Dächer.  
Reich an Erfindungen ist sein Geist,  
Mühlwerk und Wasserbau ihn preist,  
Er schützt durch Bollwerk dich und Schanz';  
Die heil'ge Schrift weih't ihm den Kranz,  
Er zimmerte die starke Arch',  
Drin Noah war, der Patriarch;  
Wie rings auch brausete die Flut,  
Er ruht' in ihr in sicherer Hut;  
Gerettet mit all den Seinen er ward,  
Mit allen Tieren aller Art.  
Er zimmerte nach weisem Rat  
Jerusalem, die Gottesstadt.  
Des weisen Salomo Königshaus,  
Das führt' er gar mächtig und prächtig aus.  
Denkt an das Labyrinth zum Schluß!  
Wer ist geschickt wie Dädalus?

Michael Behaim.

Das Holz verfault, der Stein bleibt Stein,  
Der Steinmetz muß drum der erste sein;  
Ringmauern bauet er, kühne Türme,  
Basteien auch zu Schutz und Schirme,  
Gewölbe pflanzt er, die sich kühn  
Auf Frankend in die Lüfte ziehn,

Schwindlige Gänge, durchsichtig und fest,  
Mit Säulen und Bildwerk geschmückt aufs best'.  
Den schiefen Turm von Pisa schaut,  
Den Wilhelm von Nürnberg hat aufgebaut!  
Zu Jerusalem der hohe Tempel,  
Der trug der höchsten Vollendung Stempel.  
Der himmelhohe Turm zu Babel,  
Das Grab des Mausolus ist keine Fabel;  
Die Pyramiden, die künstlichen Berg',  
Sie überragen weit alle Werk'.

Hans Sachs.

Vermag auch Beil und Meißel viel,  
Schwach sind sie gegen den Pinselkiel.  
Er bringt nicht nur Häuser und Städte hervor,  
Türmt Schlösser und schwindlige Warten empor —  
Nein, was im Anfang Gott erschuf  
Durch seines göttlichen Wortes Ruf,  
Das schafft der Maler zu aller Zeit:  
Gras, Laubwerk, Blumen auf Feld und Heid',  
Den Vogel, wie in der Luft er schwebt,  
Des Menschen Antlitz, als ob er lebt';  
Die Elemente beherrscht er all,  
Des Feuers Wut und des Meeres Schwall.  
Den Teufel malt er, die Höll' und den Tod,  
Das Paradies, die Engel und Gott.  
Das macht er durch Farben, dunkel und klar,  
Mit geheimen Künsten euch offenbar.  
Das hebt sich mächtig durch die Schattierung  
Nach einer schön entworfenen Visierung.  
Er kann euch alles vor die Augen stellen,  
Nicht deutlicher könnt ihr es je erzählen,  
Drauf muß er brüten Tag und Nacht,  
In Traumgebilden sein Geist stets wacht.  
Er ist an Phantastien reich  
Und fast dem kühnen Dichter gleich  
Und alle Dinge weiß er wohl,  
Weil er sie alle bilden soll.  
Wer zu allen Dingen hat Schöpferkraft,  
Den rühmt die höchste Meisterchaft.

Michael Behaim.

Du lobst den Maler mir zu hoch,  
Nützlicher bleibt der Steinmeh doch.  
Des Malers können wir entraten,  
Er schafft von jedem Ding nur den Schatten;  
Sein gemaltes Feuer wärmt uns nicht,  
Seine Sonne spendet nicht Schein und Licht,  
Sein Obst hat weder Schmaek noch Saft,  
Seine Kräuter nicht Duft und Heilungskraft,  
Seine Tiere haben nicht Fleisch und Blut,  
Sein Wein verleihet nicht Freud' und Mut.

Hans Sachs.

Das Sprichwort immerdar noch gilt,  
Daß, wer die Kunst nicht hat, sie schilt.  
Wie nützlich auch ist die Malerei,  
So nenn' ich euch jetzt nur der Dinge drei.  
Was uns die Geschichte als teures Vermächtnis  
Bewahrte, prägt sie uns ins Gedächtnis,  
Wie der Nürnberger Heer unter Schweppermann  
glänzte,  
Wie den Dichter hier Kaiser Friedrich bekränzte.  
Wer sich auch nicht auf die Schrift versteht,  
Des Malers Schrift ihm nicht entgeht.  
Er lehrt, wie Bosheit und Mißgeschick,  
Wie Frömmigkeit bringet Ehr' und Glück.  
Zum andern verscheuchet die Malerei  
Uns der Einsamkeit Tochter, Melancholei.  
Sie lichtet der düsteren Schwermut Schmerz,  
Verklärt uns das Auge durch Lust und Scherz.  
Zum dritten: jegliche Kunst erkennt  
In des Malers Kunst ihr Fundament.  
Der Steinmeh, Goldschmied und der Schreiner,  
Formschneider, Weber, der Werkmeister, keiner  
Entbehrt sie je, weshalb die Alten  
Sie für die herrlichste Kunst gehalten.  
Wie strahlt der Griechen Namen hell,  
Zeuxis, Protogenes, Apell!  
Gott hat zum Heil dem deutschen Land  
Der Künstler manchen mit hohem Verstand,

Wie Albrecht Dürer, uns gegeben,  
Des Kunst verschönernd schmückt das Leben.  
Was er mit Fleiß gesäet, erwach'  
Ihm zu reichem Segen, fleht Hans Sachs.

So sang der Poet und die Gegner schwiegen. Voll inneren Wohlgefallens klopfte ich ihm auf die Schulter und gab ihm zu verstehen, daß er mir aus der Seele gesprochen. Alle zollten ihm Beifall und Michael Behaim war nicht der letzte. Er nahm seinen Kranz ab und setzte ihn dem Hans Sachs aufs Haupt, Nürnbergs kunstreichem Schuster.

August Hagen.

### 8. Das Schlaraffenland.

Ein' Gegend mit Namen Schlaraffenland,  
Den faulen Leuten wohlbekannt,  
Liegt drei Meilen hinter Weihnachten;  
Und wer dahin will trachten,  
Der muß sich großer Ding' vermessen  
Und durch ein' Berg von Hir'brei essen.  
Dort sind die Häuser bedeckt mit Gladen;  
Lebkuchen die Haustüren und die Laden;  
Um jedes Haus da ist ein Zaun,  
Geflochten mit Bratwürsten braun.  
Auf den Tannen wachsen Krapsen  
Wie hierzuland die Tannenzapfen,  
Auf Weidentoppen Semmeln stehn,  
Darunter Bäck' mit Milch gehn;  
Die Semmeln fallen in Bach herab,  
Daß jedermann zu essen hab'.  
Auch schwimmen die Fische in den Lacken  
Gesotten, gebraten, gesulzt, gebacken;  
Auch fliegen um (möget ihr glauben)  
Gebratene Hühner, Gänj' und Tauben;  
Wer sie nicht fängt und ist so faul,  
Dem fliegen sie selbst in das Maul.  
Die Spanferkel sind gar wohl geraten,  
Laufen im Land um, sind gebraten,  
Jedes ein Messer hat im Rücken,  
Daß man den Braten kann zerstückten.  
Den Eseln schüttet man vor die Feigen;  
Nicht hoch darf man nach Kirschen steigen,  
Wie die Schwarzbeeren sie wachsen tun.

Auch ist in dem Land ein Jugendbrunn,  
Darin verjüngen sich die Alten.  
Viel Kurzweil die Schlaraffen halten.  
Wenn nach dem Ziele schießen die Gäst',  
Gewinnt der weitest vom Blatt das Best'.  
Im Laufen gewinnt allein der leßt';  
Fürs Schlafen ist ein Lohn gesetzt.  
Wer Sinn und Witz gebrauchen wollt',  
Dem wird kein Mensch im Lande hold;  
Und wer gern arbeitet mit der Hand,  
Dem verbent man's Schlaraffenland.  
Wer nichts will lernen, nichts will lehren,  
Der kommt im Land zu großen Ehren;  
Denn wer der Faulest wird erkannt,  
Ist König im Schlaraffenland.  
Wer wüßt, wild und unsinnig ist,  
Grob, ohne Verstand zu aller Frist,  
Aus dem macht man im Land ein' Fürsten.  
Wer gern sicht mit Leberwürsten,  
Aus dem ein Ritter wird gemacht.  
Wer unnütz ist und hat nur acht  
Auf Essen, Trinken und viel Schlafen,  
Aus dem macht man im Land ein' Grafen.  
Wer tölpisch ist und gar nichts kann,  
Der ist im Land ein Edelmann.  
Wer also lebt, wie obgenannt,  
Der ist gut ins Schlaraffenland.

Nach Hans Sachs.

### 9. Der Schweizer Soldat.

Ein Volkslied.

Zu Straßburg auf der Schanz',  
Da ging mein Unglück an;  
Das Alphorn hört' ich drüben wohl anstimmen,  
Ins Vaterland muß' ich hinüberschwimmen;  
Das ging nicht an.

Eine Stunde in der Nacht  
Haben sie mich gefangen eingebracht;  
Sie führten mich gleich vor des Hauptmanns Haus,  
Ach Gott, sie fischten mich im Strome auf!  
Mit mir ist's aus.

Frühmorgens um halb zehn Uhr  
Stell' man mich dem Regimente vor,  
Da sollt' ich bitten um Pardon;  
Doch werd' ich kriegen meinen Lohn,  
Das weiß ich schon.

igen  
nflur

Ihr Brüder allzumal,  
Heut' sehen wir uns zum letztenmal;  
Der Hirtenbub ist doch nur schuld daran,  
Das Alphorn hat mir solches angetan,  
Das klag' ich an.

Ihr Brüder alle drei,  
Was ich euch bitt': erschießt mich gleich!  
Schont meines jungen Lebens nicht,  
Schießt, daß das rote Blut 'rausspricht!  
Das bitt' ich euch.

O Himmelskönigin,  
Nimm du meine arme Seele hin!  
Nimm sie zu dir in den Himmel hinein  
Zu dem allerbesten Vater mein;  
Vergiß nicht mein!

## 10. Sinngedichte.

### Beginnen.

Fang alles an nur mit Bedacht, führ' alles mit Bestand:  
Was drüber dir begegnen mag, da nimm Geduld zur Hand!

### Änderung des Anschlages.

Zu Wasser muß nach Hause, wer nicht zu Lande kann:  
Wem ein Rat nicht gelinget, greif' einen andern an.

### Selbsterkenntnis.

Willst du fremde Fehler zählen, heb an deinen an zu zählen  
Und dir wird gewiß die Weile für die fremden Fehler fehlen.

### Die beste Arznei.

Freude, Mäßigkeit und Ruh'  
Schließt dem Arzt die Türe zu.

### Geduld und Hoffnung.

Hoffnung ist ein fester Stab  
Und Geduld ein Reiskleid,  
Damit man durch Welt und Grab  
Wandert in die Ewigkeit.

### Geduld.

Leichter trägt, was er trägt,  
Wer Geduld zur Bürde legt.

### Nicht zu viel.

Ein rasches Pferd nur immer jagen,  
Ein saubres Kleid nur immer tragen,  
Den nützen Freund nur immer plagen,  
Hat niemals langen Nutz getragen.

### Trauen.

Einem trauen ist genug,  
Keinem trauen ist nicht klug;  
Doch ist's besser keinem trauen,  
Als auf gar zu viele bauen.

Friedrich von Logau.

## 11. Christian Fürchtegott Gellert.

Könnte der äußere Erfolg schon einen Maßstab für den inneren Wert einer Sache abgeben, so müßte man den Dichtungen des ehrwürdigen Gellert, der, im Jahre 1715 zu Hainichen in Sachsen geboren, als Professor an der Universität zu Leipzig wirkte, einen Platz in unserer Literatur anweisen, den der bescheidene Mann niemals beansprucht hat. Seine geistlichen Lieder, seine Fabeln und poetischen Erzählungen wurden überall und von jedermann gelesen. Alle Stände fühlten sich zu ihm hingezogen, erbaten sich oft seinen Rat in den verschiedensten Angelegenheiten des täglichen Lebens und wetteiferten, ihm durch Aufmerksamkeiten jeder Art Beweise ihres Wohlwollens und ihrer Hochachtung zu geben.

Diese Anerkennung hatte vor allem ihren Grund in der lebenswürdigen, achtungsgebietenden Persönlichkeit des Dichters. Nicht gern trennt der Deutsche das Poetische und das Sittliche und schwerlich würde Gellert die Aufmerksamkeit seines Volkes in einem so hohen Grade auf sich gelenkt haben, hätte an seinem Charakter ein sittlicher Mangel gehaftet, wäre er, der auf Sitte und Frömmigkeit hinwirken wollte, nicht selbst mit gutem Beispiele vorangegangen.

Aber trotzdem hätte sich Gellert gewiß nicht die allgemeine Anteilnahme in einem so hohen Maße errungen, wären ihm nicht die Regungen und Bestrebungen der damaligen Zeit entgegengekommen. Der Einfluß, den Frankreich so lange auf unsere gesellschaftlichen Zustände, auf Kunst



Christian Fürchtegott Gellert.

und Literatur ausgeübt hatte, war im Schwinden, selbst an den Höfen. Man schämte sich der unwürdigen Nachahmungszucht, man besann sich wieder auf sich selbst. Und während sich die Deutschen vom Auslande losrangen, ward ihr Selbstbewußtsein gehoben, das nun auf allen Gebieten die lähmenden Fesseln abzustreifen suchte.

An die Stelle eines steifen, gesellschaftlichen Zwanges trat eine größere Natürlichkeit und Einfachheit im Umgange, an der Stelle eifernden Glaubenszwanges und starrer Standesvorurteile machten sich humanere Lebensanschauungen und sanftere Sitten geltend. So war überall das

Verlangen nach einer Umkehr zu reineren, menschenfreundlicheren Grundsätzen wach geworden, man wollte wieder dem natürlichen, vorurteilsfreien Gefühle im Denken und Handeln folgen. Gellert war der beredteste und volkstümlichste Vertreter dieser Zeitrichtung. Er sprach aus, was Tausende dachten und empfanden, bald scherzend, bald im Ernst, bald ermahnend oder tröstend, stets wie ein Freund zum Freunde, überall bemüht, die vorhandenen Gegensätze zu versöhnen und das Vertrauen zu der Stimme des natürlichen Gefühls zu wecken und zu stärken. Namentlich trat er in Wort und Schrift der Geringschätzung entgegen, mit der man unsere Muttersprache und unsere Literatur behandelte, und suchte die Schreibweise in ganz Deutschland zu verbessern.

An Gellerts Vorlesungen, die von den Studenten sehr gern besucht wurden, hat auch der junge Goethe, als er in Leipzig studierte, teilgenommen. „Die Verehrung und Liebe,“ sagt Goethe, „welche Gellert von allen jungen Leuten entgegengebracht wurde, war außerordentlich. Ich habe ihn schon besucht und bin von ihm freundlich aufgenommen worden. Es kostete einige Mühe, zu ihm zu gelangen. Seine beiden Diener schienen Priester zu sein, die ein Heiligtum bewahren, zu dem nicht jedem, auch nicht zu jeder Zeit der Zutritt erlaubt ist. Und eine solche Vorsicht war wohl notwendig, denn er würde seinen ganzen Tag geopfert haben, wenn

er alle die Menschen, die sich ihm vertraulich nähern wollten, hätte aufnehmen und befriedigen wollen.“

D. u. Kolff.

## 12. Die beiden Wächter.

Zwei Wächter, die schon manche Nacht  
Die liebe Stadt getreu bewacht,  
Verfolgten sich aus aller Macht  
Auf offner Straße, in den Schenken  
Und ruhten nicht mit allen Ränken,  
Die nur der Feind dem Feind erfindet,  
Einander bis aufs Blut zu kränken.  
Ja, keiner brannte von dem Span,  
Woran der andre sich den Tabak an-  
gezündet,  
Aus Haß jemals den seinen an.

Man riet, man wußte lange nicht,  
Warum sie solche Feinde waren,  
Bis endlich kam die Sache vor Gericht.  
Da mußte sich's denn offenbaren,

Warum sie seit so vielen Jahren  
So heidnisch unversöhnlich waren.  
Was war der Grund? Der Brotneid?  
War er's nicht?  
Nein! Dieser sang: „Bewahrt das  
Feuer und das Licht!“  
Allein so sang der andre nicht;  
Er sang: „Bewahrt das Feuer und  
das Licht!“

Aus dieser so verschiednen Art,  
An die sich beide zänkisch banden,  
Aus dem Bewahrt und dem Bewahrt  
War Haß und Groll und Spott und  
Mut entstanden.

Ch. F. Sellert.

## 13. Damokles.

Als den Tyrannen Dionys  
Ein Schmeichler einstens glücklich pries  
Und aus dem Glanz der äußerlichen Ehre,  
Aus reichem Überfluß an Volk und Gold erwies,  
Daß sein Tyrann unendlich glücklich wäre —  
Als dies Damokles einst getan,  
Fing Dionys zu diesem Schmeichler an:  
„So sehr mein Glück dich eingenommen,  
So kennst du es doch unvollkommen;  
Doch schmecktest du es selbst, wie würde dich's erfreu'n!  
Willst du einmal an meiner Stelle sein?“ —  
„Von Herzen gern!“ fällt ihm Damokles ein.

Ein goldner Stuhl wird schnell für ihn herbeigebracht.  
Er sitzt und sieht auf beiden Seiten  
Der Hohen größte Herrlichkeiten,  
Die immer nur sind ausgedacht.  
Von Purpur prangen alle Wände,  
Gold schmückt die Tafel aus, im Golde perlt der Wein.  
Ein Wink, so eilen zwanzig Hände,  
Des hohen Winkes wert zu sein.

Ein Wort, so fliegt die Menge schöner Knaben  
Und sucht den Ruhm, dies Wort vollstreckt zu haben.

Von Wonne süß berauscht, von Herrlichkeit entzückt,  
Schätzt sich Damokles für beglückt.  
„O Hoheit,“ ruft er aus, „könnt’ ich dich ewig schmecken!“  
Doch ach, was nimmt er plötzlich wahr?  
Ein scharfes Schwert an einem Pferdehaar,  
Das an der Decke hängt, erfüllt sein Herz mit Schrecken;  
Er sieht die drohende Gefahr  
Nah über seinem Haupte schweben.  
Der Glückliche fängt an zu beben;  
Er sieht nicht mehr auf seines Zimmers Pracht,  
Nicht auf den Wein, der aus dem Golde lacht;  
Er langt nicht mehr nach den schmackhaften Speisen,  
Er hört nicht mehr des Sängers sanfte Weisen.  
„Ach,“ fängt er zitternd an zu schrei’n,  
„Laß mich, o Dionys, nicht länger glücklich sein!“

Ch. F. Gellert.

#### 14. Morgenlied.

Wenn ich einst von jenem Schlummer,  
Welcher Tod heißt, aufersteh’  
Und, von dieses Lebens Kummer  
Frei, den schönern Morgen seh’:

O dann wach’ ich anders auf,  
Schon am Ziel ist dann mein Lauf!  
Träume sind des Pilgers Sorgen,  
Großer Tag, an deinem Morgen!

Hilf, daß keiner meiner Tage,  
Geber der Unsterblichkeit,  
Jenem Richtenden einst sage,  
Er sei ganz von mir entweiht!  
Auch noch heute wach’ ich auf;  
Dank dir, Herr! Zu dir hinauf  
Führ’ mich jeder meiner Tage,  
Jede Freude, jede Plage:

Daß ich gern sie vor mir sehe,  
Wenn ihr letzter nun erscheint.  
Wenn zum dunkeln Tal ich gehe  
Und mein Freund nun um mich weint:  
Lindre dann des Todes Pein  
Und laß mich den Stärksten sein,  
Mich, der ihn gen Himmel weiße  
Und dich, Herr des Todes, preiße!



Friedrich Gottlieb Klopstock.

Friedrich Gottlieb Klopstock.

## 15. Zeus und das Pferd.

„Vater der Tiere und Menschen,“ so sprach das Pferd und nahte dem Throne des Zeus, „man will, ich sei eines der schönsten Geschöpfe, womit du die Erde geziert hast, und meine Eigenliebe heißt mich es glauben. Aber sollte gleichwohl nicht noch Verschiedenes an mir zu bessern sein?“

„Und was meinst du denn, daß an dir zu bessern sei? Rede, ich nehme Lehre an,“ sprach der gute Gott und lächelte.

„Vielleicht,“ sprach das Pferd weiter, „würde ich flüchtiger sein, wenn meine Beine höher und schwächtiger wären; ein langer Schwanenhals würde mich nicht verstellen; eine breitere Brust würde meine Stärke vermehren; und da du mich doch einmal bestimmt hast, deinen Liebling, den Menschen, zu tragen, so könnte mir ja wohl der Sattel anerschaffen sein, den mir der wohlthätige Reiter auflegt.“

„Gut,“ versetzte Zeus; „gedulde dich einen Augenblick!“ Zeus, mit ernstem Gesichte, sprach das Wort der Schöpfung. Da quoll Leben in den Staub und plötzlich stand vor dem Throne — das häßliche Kamel.

Das Pferd sah, schauderte und zitterte vor entsetzendem Abscheu.

„Hier sind höhere und schwächtere Beine,“ sprach Zeus; „hier ist ein langer Schwanenhals; hier ist eine breitere Brust; hier ist der anerschaffene Sattel. Willst du, Pferd, daß ich dich so umbilden soll?“ —

Das Pferd zitterte noch.

„Geh,“ fuhr Zeus fort; „diesesmal sei belehrt, ohne bestraft zu werden! Dich aber deiner Vermessenheit dann und wann zu erinnern, so dauere du fort, neues Geschöpf,“ — Zeus warf einen erhaltenden Blick auf das Kamel — „und das Pferd erblicke dich nie, ohne zu schauern!“

G. E. Lessing.

## 16. Der Rangstreit der Tiere.

### 1.

Es entstand ein hitziger Rangstreit unter den Tieren. Ihn zu schlichten, sprach das Pferd: „Lasset uns den Menschen zu Rate ziehen; er ist keiner von den streitenden Theilen und kann desto unparteiischer sein.“

„Aber hat er auch den Verstand dazu?“ ließ sich der Maulwurf hören. „Er braucht wirklich den allerfeinsten, unsere oft tief versteckten Vollkommenheiten zu erkennen.“

„Das war sehr weislich erinnert!“ sprach der Hamster.

„Jawohl!“ rief auch der Igel. „Ich glaube es nimmermehr, daß der Mensch Scharfsichtigkeit genug besitzt.“

„Schweigt ihr!“ befahl das Pferd. „Wir wissen es schon; wer sich auf die Güte seiner Sache am wenigsten zu verlassen hat, ist immer am fertigesten, die Einsicht seines Richters in Zweifel zu ziehen.“

2.

Der Mensch ward Richter. — „Noch ein Wort,“ rief ihm der majestätische Löwe zu, „bevor du den Ausspruch tust! Nach welcher Regel, Mensch, willst du unsern Wert bestimmen?“

„Nach welcher Regel? Nach dem Grade ohne Zweifel,“ antwortete der Mensch, „in welchem ihr mir mehr oder weniger nützlich seid.“

„Vortrefflich!“ versetzte der beleidigte Löwe. „Wie weit würde ich alsdann unter dem Esel zu stehen kommen! Du kannst unser Richter nicht sein, Mensch! Verlaß die Versammlung!“

3.

Der Mensch entfernte sich. — „Nun,“ sprach der höhnische Maulwurf — und ihm stimmten der Hamster und der Zigel wieder bei — „siehst du, Pferd? Der Löwe meint es auch, daß der Mensch unser Richter nicht sein kann. Der Löwe denkt wie wir.“

„Aber aus besseren Gründen als ihr!“ sagte der Löwe und warf ihnen einen verächtlichen Blick zu.

4.

Der Löwe fuhr weiter fort: „Der Rangstreit, wenn ich es recht überlege, ist ein nichtswürdiger Streit. Haltet mich für den Vornehmsten oder für den Geringsten; es gilt mir gleich viel. Genug, ich kenne mich!“ — Und so ging er aus der Versammlung.

Ihm folgten der weiße Elefant, der kühne Tiger, der ernsthafte Bär, der kluge Fuchs, das edle Pferd; kurz alle, die ihren Wert fühlten oder zu fühlen glaubten.

Die sich am letzten weggeben und über die zerrissene Versammlung am meisten murrten, waren — der Affe und der Esel.

G. E. Lessing.

## 17. Der Fuchs und der Tiger.

„Deine Geschwindigkeit und Stärke,“ sagte ein Fuchs zu dem Tiger, „möchte ich mir wohl wünschen.“

„Und sonst hätte ich nichts, was dir anstünde?“ fragte der Tiger.

„Ich wüßte nichts.“ —

„Auch mein schönes Fell nicht?“ fuhr der Tiger fort. „Es ist so vielfarbig wie dein Gemüt und das Äußere würde sich vortrefflich zu dem Innern schicken.“

„Eben darum,“ versetzte der Fuchs, „danke ich recht sehr dafür. Ich muß das nicht scheinen, was ich bin. Aber wollten die Götter, daß ich meine Haare mit Federn vertauschen könnte!“

Gotthold Ephraim Lessing.

## 18. Aussprüche Lessings.

### 1.

Ist es denn wahr, daß die Zerstreuung ein Gebrechen der Seele ist, dem unsere besten Bemühungen nicht abhelfen können? Sollte sie wirklich mehr natürliche Verwahrlosung als üble Angewohnheit sein? Ich kann es nicht glauben. Sind wir nicht Meister unserer Aufmerksamkeit? Haben wir es nicht in unserer Gewalt, sie anzustrengen, sie abziehen, wenn wir wollen? Und was ist die Zerstreuung anders als ein unrechter Gebrauch unserer Aufmerksamkeit? Der Zerstreute denkt und denkt nur das nicht, was er, seinen jetzigen sinnlichen Eindrücken zufolge, denken sollte. Seine Seele ist nicht entschlummert, nicht betäubt, nicht außer Tätigkeit gesetzt; sie ist nur abwesend, sie ist anderwärts tätig. Aber so gut sie dort sein kann, so kann sie auch hier sein.

(Aus der „Hamburgischen Dramaturgie“.)

### 2.

Alle Arten, sein Brot zu verdienen, sind einem ehrlichen Manne gleich anständig: Holz spalten oder am Ruder des Staates sitzen. Es kommt seinem Gewissen nicht darauf an, wieviel er nützt, sondern wieviel er nützen wollte.

(Aus einem Briefe.)

### 3.

Wenn Hinkende um die Wette laufen, so bleibt der, welcher von ihnen zuerst an das Ziel kommt, doch noch ein Hinkender.

(Aus der „Hamburgischen Dramaturgie“.)

### 4.

Die größte Deutlichkeit war mir immer die größte Schönheit.

(„Ein Gespräch“.)

### 5.

Der aus Büchern erworbene Reichtum fremder Erfahrung heißt Gelehrsamkeit. Eigene Erfahrung ist Weisheit. Das kleinste Kapital von dieser ist mehr wert als Millionen von jener.

(Aus den „Selbstbetrachtungen“.)

6.

Nicht die Wahrheit, in deren Besitz irgend ein Mensch ist oder zu sein vermeint, sondern die aufrichtige Mühe, die er angewandt hat, hinter die Wahrheit zu kommen, macht den Wert des Menschen. Denn nicht durch den Besitz, sondern durch das Forschen nach Wahrheit erweitern sich seine Kräfte, worin allein seine immer wachsende Vollkommenheit besteht. Der Besitz macht ruhig, träge, stolz.

Wenn Gott in seiner Rechten alle Wahrheit und in seiner Linken den immer regen Trieb nach Wahrheit, obschon mit dem Zufuge, mich immer und ewig zu irren, verschlossen hielte und spräche zu mir: „Wähle!“ ich fielen ihm mit Demut in seine Linke und sagte: „Vater, gib; die reine Wahrheit ist ja doch nur für dich allein!“ (Aus der „Duplit“.)

### † 19. Minna von Barnhelm.

Ein preussischer Offizier, Major von Tellheim, der in glänzenden Verhältnissen lebte, kam während des Siebenjährigen Krieges nach Sachsen, um hier in einem armen Bezirke Kriegssteuern zu erheben. Da die Stände die Summe nicht aufbringen konnten, ohne das Land zu Grunde zu richten, schloß ihnen Tellheim das Geld aus eigenen Mitteln vor. Diese edle That gewann ihm die Achtung und Zuneigung eines reichen sächsischen Fräuleins, Minna von Barnhelm, mit der er sich verlobte.

Tellheim mußte wieder in den Krieg ziehen, aus dem er nebst anderen Wunden einen Streifschuß am rechten Arme davontrug. Mehr als diese Wunden schmerzte ihn der Abschied, der ihm nach dem Friedensschlusse erteilt wurde. Doch er sollte noch empfindlicher gekränkt werden. Man beschuldigte ihn, er habe sich von den sächsischen Ständen bestechen lassen. So lebte der Major zurückgezogen in einem Gasthause Berlins und sah sich aus Not gezwungen, seinen letzten Besitz, den Ring, welchen er von seiner Verlobten empfangen, an den Wirt zu verpfänden und seinen treuen Diener Just zu entlassen.

Von alldem weiß Minna nichts, und da sie lange Zeit von ihrem Verlobten ohne jede Nachricht geblieben, faßt sie den Entschluß, ihn aufzusuchen. Mit ihrem Oheim reist sie nach Berlin. Ein Unfall auf der Reise nötigt den Oheim, die Reise einen Tag zu unterbrechen. Minna aber eilt weiter und steigt, ohne es zu wissen, in demselben Gasthose ab, in welchem Tellheim wohnt. Von seiner Anwesenheit und seiner Not erhält Minna durch den verpfändeten Brautring Kunde. Hocherfreut über das Wiederfinden ihres Bräutigams, von dessen Ehrenhaftigkeit sie überzeugt ist, will sie ihm in der traurigen Lage eine treue Gefährtin sein. Da aber

Tellheim, verarmt und ein Krüppel, ein Abgedankter und in seiner Ehre Gefränkter, nicht auch seine Verlobte in die Schmach seines Schicksals verwickeln will, erklärt er in seinem männlichen Stolz, daß er ihrer entsagen müsse.

Da bedient sich Minna ihrem stolzen Bräutigam gegenüber einer List, indem sie erklärt, sie sei wegen ihrer Verlobung mit Tellheim von ihrem Oheim enterbt worden und sei nur als Hilfselehende zu ihm gekommen. Nun gebieten ihm Ehre und Pflicht, sich der Verlobten anzunehmen. Zu gleicher Zeit wird durch die Entscheidung des Gerichts und durch ein Handbillet des Königs auch äußerlich vor der Welt Tellheims Ehre wieder hergestellt. Da kommt der Oheim, der nach Tellheims Meinung Minna ins Unglück gestürzt habe. Bereit, seine Braut vor ihm zu schützen, erfährt er, daß Minna ihr Unglück nur erdichtet habe und daß der Oheim ihr und sein bester Freund sei. So entwickelt sich alles zur vollsten Zufriedenheit. Freitag

### I. Aufzug. 8. Auftritt.

Major von Tellheim sah sich genötigt, seinen Diener Just zu entlassen, und forderte ihn daher auf, daß er Rechnung lege. Mit dieser in der Hand erscheint Just.

Major von Tellheim. Just.

Tellheim. Bist du da?

Just (indem er sich die Augen wischt). Ja!

Tellheim. Du hast geweint?

Just. Ich habe in der Küche meine Rechnung geschrieben und die Küche ist voll Rauch. Hier ist sie, mein Herr!

Tellheim. Gib her!

Just. Haben Sie Barmherzigkeit mit mir, mein Herr! Ich weiß wohl, daß die Menschen mit Ihnen keine haben; aber —

Tellheim. Was willst du?

Just. Ich hätte eher den Tod als meinen Abschied vermutet.

Tellheim. Ich kann dich nicht länger brauchen; ich muß mich ohne Bedienten behelfen lernen. (Schlägt die Rechnung auf und liest.) „Was der Herr Major mir schuldig: Drei und einen halben Monat Lohn, den Monat 6 Taler, macht 21 Taler. Seit dem ersten dieses Monats an Kleinigkeiten ausgelegt: 1 Taler 7 Groschen 9 Pfennige. Summa Summarum 22 Taler 7 Groschen 9 Pfennige.“ — Gut und es ist billig, daß ich diesen laufenden Monat ganz bezahle.

Just. Die andere Seite, Herr Major —

Tellheim. Noch mehr? (Liest.) „Was dem Herrn Major ich schuldig: An den Feldscher für mich bezahlt 25 Taler. Für Wartung und Pflege während meiner Kur für mich bezahlt 39 Taler. Meinem abgebrannten und geplünderten Vater auf meine Bitte vorgeschossen, ohne die

zwei Beutepferde zu rechnen, die er ihm geschenkt, 50 Taler. Summa Summarum 114 Taler. Davon abgezogen vorstehende 22 Taler 7 Groschen 9 Pfennige. Bleibe dem Herrn Major schuldig 91 Taler 16 Groschen 3 Pfennige.“ — Kerl, du bist toll? —

Just. Ich glaube es gern, daß ich Ihnen weit mehr koste. Aber es wäre verlorene Tinte, es dazu zu schreiben. Ich kann Ihnen das nicht bezahlen, und wenn Sie mir vollends die Livree nehmen, die ich auch noch nicht verdient habe, — so wollte ich lieber, Sie hätten mich in dem Lazarette sterben lassen.

Tellheim. Wofür siehst du mich an? Du bist mir nichts schuldig und ich will dich einem von meinen Bekannten empfehlen, bei dem du es besser haben sollst als bei mir.

Just. Ich bin Ihnen nichts schuldig und doch wollen Sie mich verstoßen!

Tellheim. Weil ich dir nichts schuldig werden will.

Just. Darum, nur darum? — So gewiß ich Ihnen schuldig bin, so gewiß Sie mir nichts schuldig werden können, so gewiß sollen Sie mich nun nicht verstoßen. — Machen Sie, was Sie wollen, Herr Major, ich bleibe bei Ihnen; ich muß bei Ihnen bleiben. —

Tellheim. Und deine Hartnäckigkeit, dein Trotz, dein wildes, ungestümes Wesen gegen alle, von denen du meinst, daß sie dir nichts zu sagen haben, deine tückische Schadenfreude, deine Rachsucht — —

Just. Machen Sie mich so schlimm, wie Sie wollen, ich will darum doch nicht schlechter von mir denken als von meinem Hunde.

Vorigen Winter ging ich in der Dämmerung an dem Kanale und hörte etwas winseln. Ich stieg herab und griff nach der Stimme und glaubte ein Kind zu retten und zog einen Pudel aus dem Wasser. Auch gut, dachte ich. Der Pudel kam mir nach, aber ich bin kein Liebhaber von Pudeln. Ich jagte ihn fort, umsonst; ich prügelte ihn von mir, umsonst. Ich ließ ihn des Nachts nicht in meine Kammer; er blieb vor der Thür auf der Schwelle. Wo er mir zu nahe kam, stieß ich ihn mit dem Fuße; er schrie, sah mich an und wedelte mit dem Schwanz. Noch hat er keinen Bissen Brot aus meiner Hand bekommen und doch bin ich der einzige, dem er hört und der ihn anrühren darf. Er springt vor mir her und macht seine Künste unbefohlen vor. Es ist ein häßlicher Pudel, aber ein gar zu guter Hund. Wenn er es länger treibt, so höre ich endlich auf, den Pudeln gram zu sein.

Tellheim (bei Seite). So wie ich ihm! Nein, es gibt keine völligen Unmenschen! — — Just, wir bleiben beisammen.

Zust. Ganz gewiß! — Sie wollten sich ohne Bedienten behelfen? Sie vergessen Ihrer Blessuren und daß Sie nur eines Armes mächtig sind. Sie können sich ja nicht allein ankleiden. Ich bin Ihnen unentbehrlich und bin — — ohne mich selbst zu rühmen, Herr Major, — und bin ein Bedienter, der — wenn das Schlimmste zum Schlimmen kommt — für seinen Herrn betteln und stehlen kann.

Tellheim. Zust, wir bleiben nicht beisammen.

Zust. Schon gut!

Gotthold Ephraim Lessing.

## 20. Lessing über sich selbst.

Ich bin weder Schauspieler noch Dichter. Man erweist mir zwar manchmal die Ehre, mich für den letzteren zu erkennen, aber nur, weil man mich verkennt. Aus einigen dramatischen Versuchen, die ich gewagt habe, sollte man nicht so freigebig folgern. Nicht jeder, der den Pinsel in die Hand nimmt und Farben verquistet, ist ein Maler. Die ältesten von jenen Versuchen sind in den Jahren hingeschrieben, in welchen man Lust und Leichtigkeit so gern für Genie hält. Was in den neueren Erträgliches ist, davon bin ich mir sehr bewußt, daß ich es einzig und allein der Kritik zu verdanken habe. Ich fühle die lebendige Quelle nicht in mir, die durch eigene Kraft sich emporarbeitet, durch eigene Kraft in so reichen, so frischen, so reinen Strahlen aufschießt; ich muß alles durch Druckwerk und Röhren aus mir herauspressen. Ich würde so arm, so kalt, so kurzichtig sein, wenn ich nicht einigermaßen gelernt hätte, fremde Schätze bescheiden zu borgen, an fremdem Feuer mich zu wärmen und durch die Gläser der Kunst mein Auge zu stärken. Ich bin daher immer beschämt oder verdrießlich geworden, wenn ich zum Nachteil der Kritik etwas las oder hörte. Sie soll das Genie ersticken; und ich schmeichle mir, etwas von ihr zu erhalten, was dem Genie sehr nahe kommt. Ich bin ein Lahmer, den eine Schmähschrift auf die Krücke unmöglich erbauen kann.



Gotthold Ephraim Lessing.

Doch freilich, wie die Krücke dem Lahmen wohl hilft, sich von einem Orte zum andern zu bewegen, aber ihn nicht zum Läufer machen kann, so auch die Kritik. Wenn ich mit ihrer Hilfe etwas zu stande bringe, was besser ist, als es einer mit meinen Talenten ohne Kritik machen würde, so kostet es mich so viel Zeit, ich muß von anderen Geschäften so frei, von unwillkürlichen Zerstreuungen so ununterbrochen sein, ich muß meine ganze Belesenheit so gegenwärtig haben . . .

Was Goldoni für das italienische Theater tat, der es in einem Jahre mit dreizehn neuen Stücken bereicherte, das muß ich für das deutsche zu tun folglich bleiben lassen. Ja, das würde ich bleiben lassen, wenn ich es auch könnte. Ich bin mißtrauisch gegen alle ersten Gedanken. Denn wenn ich sie auch schon nicht für Eingebungen des bösen Feindes, weder des eigentlichen noch des allegorischen, halte, so denke ich doch immer, daß die ersten Gedanken die ersten sind und daß das Beste auch nicht einmal in allen Suppen obenauf zu schwimmen pflegt. Meine ersten Gedanken sind gewiß kein Haar besser als jedermanns erste Gedanken und mit jedermanns Gedanken bleibt man am besten zu Hause.

## 21. Singsgedichte.

An einen Geizigen.

Ich dich beneiden? — Tor! Erspar', ererb', erwirb,  
Hab' alles! — Brauche nichts, laß alles hier und stirb!

In ein Stammbuch.

Wer Freunde sucht, ist sie zu finden wert,  
Wer keinen hat, hat keinen noch begehrt.

Auf den Maler Klecks.

Mich malte Simon Klecks so treu, so meisterlich,  
Daß aller Welt, so gut wie mir, das Bildnis glich.

An den Leser.

Wer wird nicht einen Klopstock loben?  
Doch wird ihn jeder lesen? — Nein.  
Wir wollen weniger erhoben  
Und fleißiger gelesen sein.

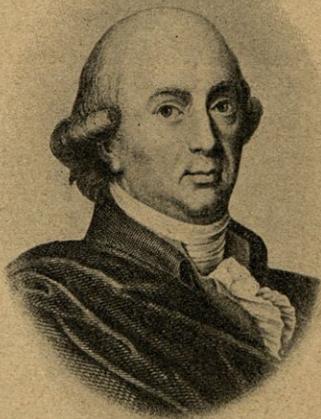
Auf den Tod eines Affen.

Hier liegt er nun, der kleine, liebe Pavian,  
Der uns so manches nachgetan.  
Ich wette, was er jetzt getan,  
Tun wir ihm alle nach, dem lieben Pavian.

## 22. Johann Gottfried Herder.

Johann Gottfried Herder, einer der hervorragendsten Männer unserer Literatur, erblickte am 25. August 1744 in dem ostpreussischen Städtchen Mohrungen das Licht der Welt. Sein Vater, ein Lehrer, war ein gerader, biederer Mann; die Mutter, eine fromme Frau, milderte den Ernst des Vaters. „Wenn mein Vater mit mir zufrieden war,“ sagt Herder, „so verklärte sich sein Gesicht. Er legte seine Hand sanft auf meinen Kopf und nannte mich „Gottesfriede“. Dies war meine größte, süßeste Belohnung.“ Er war streng und gerecht, aber ebenso gutmütig.

Herder studierte in Königsberg mit großem Eifer Theologie; er zeigte einen ungewöhnlichen Fleiß. Sein aufstrebendes Talent wurde bald erkannt und erwarb ihm Freunde und Gönner. Einer seiner bedeutendsten Lehrer, dessen Vorlesungen er besuchte, war der Philosoph Immanuel Kant. Im Jahre 1764 kam er nach Riga als Lehrer und Prediger. Hier hingen seine Schüler mit der innigsten Liebe an ihm; seine Rednergabe fesselte die Zuhörer. (Mitten in seinem Verufe setzte er seine Studien in großem Umfange fort, er wollte die Menschheit in ihren reinsten Äußerungen, in ihrer höchsten, geistigen Tätigkeit erfassen. Durch ihn wurde das tiefere Verständnis für die Sprache, für die Poesie und die Sitten der verschiedenen Völker erschlossen.)



Johann Gottfried Herder.

Dennoch verließ Herder die Stadt Riga, (diese ihm liebgewordene Stätte seines Wirkens, da ihm, wie er sagte, sein Genius unwiderstehlich zurief: „Nütze deine Jahre und blicke in die Welt!“) Er fuhr nach Paris und kam später nach Straßburg, wo sich ihm Goethe liebend und lernend anschloß.

Im Jahre 1776 erhielt Herder auf Goethes Vermittlung einen Ruf nach Weimar, wo er die Stelle eines Generalsuperintendenten und Stadtpredigers bekleidete. (Seine Antrittspredigt erwarb ihm die ungeteilte Bewunderung der vielen Zuhörer. Hier in Weimar, wo er sich besonders an Wieland anschloß, fanden die vollendetsten Früchte seiner geistigen Entwicklung ihr Gedeihen.)

Herder schrieb: „Fragmente zur deutschen Literatur“, „Kritische Wälder“, „Blätter von deutscher Art und Kunst“, „Stimmen der Völker in Liedern“, „Ged.“, „Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit“, ferner Epigramme, Parabeln, Legenden u. dgl. Er starb im Jahre 1803. Das Denkmal, welches ihm daselbst neben der Stadtkirche errichtet wurde, trägt als Inschrift den Wahlspruch, der als der leitende Stern über seinem Leben stand: Licht, Liebe, Leben!

Nach Schäfer und Dr. Niemeyer.

### 23. Tag und Nacht.

Nacht und Tag stritten miteinander um den Vorzug. Der feurige, glänzende Knabe Tag fing an zu streiten. — „Arme, dunkle Mutter,“ sprach er, „was hast du wie meine Sonne, wie meinen Himmel, wie meine Fluren, wie mein geschäftiges, rastloses Leben? Ich erwecke, was du getödet hast, zum Gefühle eines neuen Daseins; was du erschläffst, rege ich auf.“ — „Dankt man dir aber auch für deine Aufregung?“ sprach die bescheiden verschleierte Nacht. „Muß ich nicht erquickern, was du ermattest? Und wie kann ich's anders als meistens durch Vergessenheit deiner? Ich hingegen nehme alles mit seiner Zufriedenheit in meinen Schoß; sobald es den Saum meines Kleides berührt, vergift es dein Blendwerk und neiget sein Haupt sanft nieder. Und dann erhebe, dann nähre ich die ruhig gewordene Seele mit himmlischem Tau. Dem Auge, das unter deinem Sonnenstrahl nie gen Himmel zu sehen wagte, enthülle ich, die verhüllte Nacht, ein Heer unzähliger Sonnen, unzähliger Bilder, neue Hoffnungen, neue Sterne.“

J. G. Herder.

### 24. Das Kind der Barmherzigkeit.

Als der Allmächtige den Menschen erschaffen wollte, versammelte er ratschlagend die obersten Engel um sich.

„Erschaffe ihn nicht!“ so sprach der Engel der Gerechtigkeit; „er wird unbillig gegen seine Brüder sein und hart und grausam gegen den Schwächeren handeln.“ — „Erschaffe ihn nicht!“ so sprach der Engel des Friedens; „er wird die Erde düngen mit Menschenblut; der Erstgeborene seines Geschlechtes wird seinen Bruder morden.“ — „Dein Heiligthum wird er mit Lügen entweihen,“ so sprach der Engel der Wahrheit, „und ob du ihm dein Bildnis selbst, der Treue Siegel, auf sein Antlitz prägest.“

Noch sprachen sie, als die Barmherzigkeit, des ewigen Vaters jüngstes, liebstes Kind, zu seinem Throne trat und seine Knie umfaßte.

„Bilde ihn,“ sprach sie, „Vater, zu deinem Bilde selbst, einen Liebling deiner Güte! Wenn alle deine Diener ihn verlassen, will ich ihn suchen und

ihm liebend beistehen und seine Fehler selbst zum Guten lenken. Des Schwachen Herz will ich mitleidig machen und zum Erbarmen gegen Schwächere neigen. Wenn er vom Frieden und der Wahrheit irret, wenn er Gerechtigkeit und Billigkeit beleidigt: so sollen seines Irrtums Folgen selbst zurück ihn führen und mit Liebe bessern.“ — Der Vater bildete den Menschen, ein fehlbar schwaches Geschöpf, aber in seinen Fehlern selbst ein Zögling seiner Güte, Sohn der Barmherzigkeit, Sohn einer Liebe, die nimmer ihn verläßt, ihn immer bessernd.

Erinnere dich deines Ursprungs, Mensch, wenn du hart und unbillig bist! Von allen Gotteseigenschaften hat Barmherzigkeit zum Leben dich erwählt, Erbarmung und Liebe haben dich großgezogen.

J. G. Herder.

## 25. Der Tribut.

Achtzehnte Romanze aus dem „Sid“.

Gen Zamora, wo der König  
Eben Hof hielt mit den Edlen,  
Kamen maurische Gesandte  
Zum Rodrigo von Bivar.

Von fünf Königen der Mauren,  
Die er einst in Pflicht genommen,  
Waren sie die Abgesandten,  
Ihm zu reichen den Tribut:

Hundert Pferd' Araberstammes,  
Edle Rosse, drunter zwanzig  
Weiße, zart wie Hermelin,  
Zwanzig apfelsarbne graue,  
Dreißig rote, dreißig braune,  
Allesamt mit reichen Decken  
Überlegt und stolz gezäumt.

Für Donna Kimena brachten  
Reichen Schmuck sie an Juwelen,  
Zwei kostbare Hyazinthen;  
Auch zwei Kisten Seidenstoffe  
Ihren Knappen zur Livrei.

Ehriebietig wie Vasallen  
Naheten sie ihrem Lehnhern,  
Nannten ihn Gebieter, Sid.

„Freunde,“ sprach der Sid, „ihr irret;  
Wo mein Herr, der König, Hof hält,  
Bin ich selber ein Vasall.  
Der Tribut, den ihr mir bringet,  
Er gehöret meinem Herrn.“

„Sagt,“ erwiderte der König,  
„Euren Herren, daß ihr Lehnherr  
Kein Monarch wohl sei, doch leb' er  
Mit Monarchen! Ich besitze  
Nichts, was ich nicht ihm verdanke,  
Meinem Feldherrn, eurem Sid.“

Also kehrten die Gesandten  
Heimwärts, ohne recht zu wissen,  
Wer Vasall und König sei.

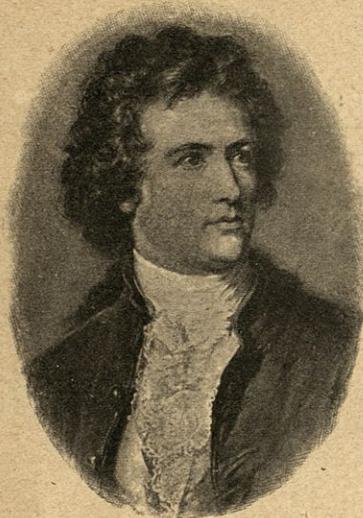
J. G. Herder.

## 26. Johann Wolfgang Goethe.

Johann Wolfgang Goethe wurde am 28. August 1749 in der alten freien Reichsstadt Frankfurt am Main geboren. Sein Vater hatte sich zum Patrizier aufgeschwungen und nahm als Doktor der Rechte und kaiserlicher

Rat, dazu als Schwiegersohn des Stadtschultheißen und vermögender Mann eine hochansehnliche Stellung ein.

In dem väterlichen Hause wuchs der Knabe unter der sorgsamten Obhut und Leitung seiner Eltern heran. Der Vater, vielseitig gebildet und ein Freund der Kunst, unterrichtete ihn in den Sprachen, in Wissenschaften und Künsten, da er ihn in keine öffentliche Schule schicken wollte. Das gemessene Wesen des Vaters wurde in glücklicher



Johann Wolfgang Goethe.

Weise durch das kernfrische, frohmütige Naturell der geistreichen „Frau Rat“ ergänzt, die in ihm frühzeitig den Trieb zum Erzählen weckte. Sie überlebte den Gemahl um volle 26 Jahre und wie dem Knaben, so blieb sie auch dem erwachsenen Sohne bis zu ihrem Tode die engste Vertraute. In den Versen:

„Vom Vater hab' ich die Statur,  
Des Lebens ernstes Führen,  
Vom Mütterchen die Frohnatur  
Und Lust zu fabulieren —“

hat der Dichter später den Anteil der Eltern an seiner Entwicklung fein charakterisiert.

Mit 12 Jahren schon schrieb Goethe kleine Theaterstücke und geistliche Lieder. In Leipzig und Straßburg studierte er die Rechte. Er wurde Rechtsanwalt, aber sein Herz drängte ihn bald ganz in die Laufbahn des Dichters. Als er einige Theaterstücke, die noch jetzt von allen gern gesehen werden, geschrieben hatte, wurde er an den herzoglichen Hof von Weimar berufen. Hier bildete sich bald um den geistreichen Mann ein Kreis von Dichtern und kunstverständigen Männern, zu welchen sich später auch Herder und Schiller gesellten. In diesem Kreise wurden Goethes und Schillers Dichtungen zuerst vorgelesen und dann auf der Bühne dargestellt. Ein inniger, neidloser Freundschaftsbund verknüpfte die beiden Geisteshelden Goethe und Schiller, deren Ruhm bis in die fernsten Zeiten strahlen wird. Goethes Meisterwerke sind: Götz von Berlichingen, Iphigenie, Egmont, Tasso, Faust (Dramen); Hermann und Dorothea (ein Epos). Leider wurde ihm Schiller zu früh durch den Tod entzogen; er überlebte ihn 27 Jahre und wurde noch Minister des zum Großherzog ernannten Herzogs Karl August. Im 83. Jahre, körperlich noch vollkommen gesund und geistig frisch,

starb er, wie ein Fürst hochgeehrt von aller Welt, am 22. März 1832. Die sterbliche Hülle ruht in der Fürstengruft zu Weimar neben Schiller und Karl August.

Goethe hat in allen Dichtungsarten Herrliches geschaffen; seine Werke sind klassisch, d. h. mustergültig für alle Zeiten.

## 27. Aus »Reineke Fuchs«.

### 8. Gesang.

Reineke erzählt dem Dachs.

Eine Schalkheit, die ich beging, Ihr müßt sie erfahren;  
Denn ich möchte nicht gern so etwas tragen. Ich lud es  
Damals dem Wolf auf den Rücken. Wir gingen nämlich zusammen  
Zwischen Kackysß und Elverdingen; da sahn wir von weitem  
Eine Stute mit ihrem Fohlen und eins wie das andre  
Wie ein Rabe so schwarz. Vier Monate mochte das Fohlen  
Alt sein und Isegrim war vom Hunger gepeinigt; da bat er:  
»Fräget mir doch, verkauft uns die Stute nicht etwa das Fohlen?  
Und wie teuer?« Da ging ich zu ihr und wagte das Stückchen.  
»Liebe Frau Mähre,« sagt' ich zu ihr, »das Fohlen ist Euer,  
Wie ich weiß; verkauft Ihr es wohl? Das möcht' ich erfahren.«  
Sie versetzte: »Bezahlt Ihr es gut, so kann ich es missen  
Und die Summe, für die es mir feil ist, Ihr werdet sie lesen;  
Hinten steht sie geschrieben an meinem Fuße.« Da merkt' ich,  
Was sie wollte, versetzte darauf: »Ich muß Euch bekennen,  
Lesen und Schreiben gelingt mir nicht ebenso, wie ich es wünschte.  
Auch begehrt' ich des Kindes nicht selbst; denn Isegrim möchte  
Das Verhältnis eigentlich wissen; er hat mich gesendet.«

»Laßt ihn kommen,« versetzte sie drauf, »er soll es erfahren!«  
Und ich ging und Isegrim stand und wartete meiner.

»Wollt Ihr Euch sättigen,« sagt' ich zu ihm, »so geht nur! Die  
Mähre

Gibt Euch das Fohlen; es steht der Preis am hinteren Fuße  
Unten geschrieben; ich möchte nur, sagte sie, selber da nachsehn.  
Aber zu meinem Verdruß mußt' ich schon manches versäumen,  
Weil ich nicht lesen und schreiben gelernt. Versucht es, mein  
Oheim,

Und beschauet die Schrift! Ihr werdet vielleicht sie verstehen.«

Isegrim sagte: »Was sollt' ich nicht lesen! Das wäre mir seltsam Deutsch, Latein und Welsch, sogar Französisch versteh' ich; Denn in Erfurt hab' ich mich wohl zur Schule gehalten. Bleibet, ich geh' und lese die Schrift; wir wollen doch sehen!«

Und er ging und fragte die Frau: »Wie teuer das Fohlen? Macht es billig!« Sie sagte darauf: »Ihr dürft nur die Summe Lesen, sie stehet geschrieben an meinem hinteren Fuße.«  
»Laßt mich sehen!« versetzte der Wolf. Sie sagte: »Das tu' ich.« Und sie hub den Fuß empor aus dem Grase; der war erst Mit sechs Nägeln beschlagen; sie schlug gar richtig und fehlte Nicht ein Härchen, sie traf ihm den Kopf, er stürzte zur Erden, Lag betäubt wie tot. Sie aber eilte von dannen, Was sie konnte. So lag er verwundet; es dauerte lange. Eine Stunde verging, da regt' er sich wieder und heulte Wie ein Hund. Ich trat ihm zur Seite und sagte: »Herr Oheim, Wo ist die Stute? Wie schmeckte das Fohlen? Ihr habt Euch gesättigt, Habt mich vergessen; Ihr tattet nicht wohl; ich brachte die Botschaft. Nach der Mahlzeit schmeckte das Schläfchen. Wie lautete, sagt mir, Unter dem Fuße die Schrift? Ihr seid ein großer Gelehrter.«

»Ach!« versetzt er, »spottet Ihr noch? Wie bin ich so übel Diesmal gefahren! Es sollte fürwahr ein Stein sich erbarmen. Die langbeinige Mähre! Der Henker mag ihr's bezahlen! Denn der Fuß war mit Eisen beschlagen; das waren die Schriften. Neue Nägel! Ich habe davon sechs Wunden im Kopfe.«

Kaum behielt er sein Leben, so übel war er gezeichnet.

J. W. Goethe.

## 28. Der getreue Eckart.

„O wären wir weiter, o wär' ich zu Haus!  
Sie kommen, da kommt schon der nächtliche Graus.  
Sie sind's, die unholdigen Schwestern.  
Sie streifen heran und sie finden uns hier,  
Sie trinken das mühsam geholte, das Bier,  
Und lassen nur leer uns die Krüge.“

So sprechen die Kinder und drücken sich schnell;  
Da zeigt sich vor ihnen ein alter Gesell:

„Nur stille, Kind! Kinderlein, stille!  
Die Hulden, sie kommen von durstiger Jagd,  
Und laßt ihr sie trinken, wie's jeder behagt,  
Dann sind sie euch hold, die Unholden.“

Gesagt, so geschehn. Und da naht sich der Graus  
Und siehet so grau und so schattenhaft aus;  
Doch schlürft es und schlampft es aufs beste.  
Das Bier ist verschwunden, die Krüge sind leer;  
Nun sauft es und brauft es, das wütige Heer,  
Ins weite Getal und Gebirge.

Die Kinderlein ängstlich gen Hause so schnell,  
Gesellt sich zu ihnen der fromme Gesell:  
„Ihr Püppchen, nur seid mir nicht traurig!“  
„Wir kriegen nun Schelten und Streich' bis aufs Blut.“ —  
„Nein, keineswegs, alles geht herrlich und gut;  
Nur schweiget und horchet wie Mäuslein!

Und der es euch anrät und der es befiehlt,  
Er ist es, der gern mit den Kindelein spielt,  
Der alte Getreue, der Eckart.  
Vom Wundermann hat man euch immer erzählt,  
Nur hat die Bestätigung jedem gefehlt;  
Die habt ihr nun köstlich in Händen.“

Sie kommen nach Hause, sie setzen den Krug  
Ein jedes den Eltern bescheiden genug  
Und harren der Schläg' und der Schelten.  
Doch siehe, man kostet: „Ein herrliches Bier!“  
Man trinkt in die Runde schon dreimal und vier  
Und noch nimmt der Krug nicht ein Ende.

Das Wunder, es dauert zum morgenden Tag.  
Doch fraget, wer immer zu fragen vermag:  
„Wie ist's mit den Krügen ergangen?“  
Die Mäuslein, sie lächeln, im stillen ergötzt,  
Sie stammeln und stottern und schwagen zuletzt  
Und gleich sind vertrocknet die Krüge.

Und wenn euch, ihr Kinder, mit treuem Gesicht  
Ein Vater, ein Lehrer, ein Alderman spricht,  
So horchet und folget ihm pünktlich!

Und liegt auch das Zünglein in peinlicher Hüt,  
Verplaudern ist schädlich, verschweigen ist gut;  
Dann füllt sich das Bier in den Krügen.

J. W. Goethe.

## 29. Hermann und Dorothea.

Den Rhein entlang kommt an einem Städtchen ein Zug deutscher Auswanderer vorbei, die von der französischen Revolution aus ihrem Wohnorte vertrieben worden sind. Die Wirtin zum „Goldenen Löwen“, die das Elend selbst nicht ansehen mag, hat ihren Sohn Hermann mit einem Wagen fortgeschickt, ihm Lebensmittel und alte Kleidungsstücke mitgegeben, um den Unglücklichen einige Hilfe zu gewähren. Der Sohn kehrt bald zurück und vertraut der Mutter an, daß er unter den Fremden ein herrliches Mädchen gefunden habe; wenn dieses nicht seine Lebensgefährtin werde, wolle er nie heiraten. Er fürchtet, der Vater werde seine Einwilligung nicht geben, und will daher lieber seine Heimat verlassen und sich als Krieger seinen Beruf suchen. Die Mutter spricht ihm Mut zu. Dem Vater wird Hermanns Wunsch vorgetragen. Allein so unzufrieden er auch früher war, weil sich der Sohn nicht verhehelichen wollte, so ist ihm doch diese Wahl nicht genehm. Er wünscht, daß sein Sohn ein angesehenes und reiches Mädchen heimführe. Zwei Hausfreunde, der Prediger und der Apotheker, legen sich ins Mittel und schlagen zuletzt vor, daß man sich vorerst nach dem Charakter des Mädchens erkundige. Der Wirt gibt zögernd nach und jene fahren sogleich mit Hermann nach dem Dorfe hinaus, wo die Auswanderer noch weilen. Hier hören sie von dem Richter der vertriebenen Gemeinde nur das Beste über das Mädchen und eilen, dem Vater die befriedigende Nachricht zu bringen. Hermann bleibt zurück, weil er selbst um Dorothea werben will. Da ihm aber der Mut gebricht, gleich mit seiner Absicht hervorzutreten, so legt er ihr den Antrag vor, sie möge in seiner Eltern Haus kommen, um der Mutter in den häuslichen Diensten beizustehen. Sie geht darauf ein und beide kommen erst spät abends in Hermanns Hause an, wo die Freunde noch bei den Eltern weilen. Der Wirt begrüßt die Eintretende, deren Erscheinung ihm zusagt, als seines Sohnes Braut. Dorothea ist ganz betroffen, weil sie diese Aufnahme als Spott betrachtet. Aber die Mißverständnisse lösen sich bald zu aller Befriedigung. ✓

✓ Aus „Hermann und Dorothea“.

„Hab' ich den Markt und die Straßen doch nie so einsam gesehen!  
Ist doch die Stadt wie gefehrt, wie ausgestorben! Nicht funfzig,

Deucht mir, blieben zurück von allen unsern Bewohnern.  
 Was die Neugier nicht tut! So rennt und läuft nun ein jeder,  
 Um den traurigen Zug der armen Vertriebnen zu sehen.  
 Bis zum Dammweg, welchen sie ziehn, ist's immer ein Stündchen  
 Und da läuft man hinab im heißen Staube des Mittags.  
 Möcht' ich mich doch nicht rühren vom Platz, um zu sehen das Glend  
 Guter fliehender Menschen, die nun mit geretteter Habe  
 Leider, das überheinische Land, das schöne, verlassend,  
 Zu uns herüberkommen und durch den glücklichen Winkel  
 Dieses fruchtbaren Tals und seiner Krümmungen wandern.  
 Trefflich hast du gehandelt, o Frau, daß du milde den Sohn fort  
 Schicktest mit altem Linnen und etwas Essen und Trinken,  
 Um es den Armen zu spenden; denn Geben ist Sache des Reichen.  
 Was der Junge doch fährt und wie er händigt die Hengste!  
 Sehr gut nimmt das Rüttschchen sich aus, das neue; bequemlich  
 Säßen viere darin und auf dem Bocke der Kutscher.  
 Diesmal fuhr er allein; wie rollt es leicht um die Ecke!  
 So sprach, unter dem Tore des Hauses sitzend am Markte,  
 Wohlbehaglich zur Frau der Wirt zum goldenen Löwen.

Und es versetzte darauf die kluge, verständige Hausfrau:  
 „Vater, nicht gerne verschenk' ich die abgetragene Leinwand;  
 Denn sie ist zu manchem Gebrauch und für Geld nicht zu haben,  
 Wenn man ihrer bedarf. Doch heute gab ich so gerne  
 Manches bessere Stück an Überzügen und Hemden;  
 Denn ich hörte von Kindern und Alten, die nackend dahergehn.  
 Wirfst du mir aber verzeihn? Denn auch dein Schrank ist geplündert.  
 Und besonders den Schlafrock mit indianischen Blumen,  
 Von dem feinsten Kattun, mit feinem Flanelle gefüttert,  
 Gab ich hin; er ist dünn und alt und ganz aus der Mode.“

Aber es lächelte drauf der treffliche Hauswirt und sagte:  
 „Ungern vermiss' ich ihn doch, den alten kattunenen Schlafrock  
 Echt ostindischen Stoffs; so etwas kriegt man nicht wieder.“

„Siehe,“ versetzte die Frau, „dort kommen schon einige wieder,  
 Die den Zug mit gesehen; er muß doch wohl schon vorbei sein.  
 Seht, wie allen die Schuhe so staubig sind! Wie die Gesichter  
 Glühen! Und jeglicher führt das Schnupftuch und wischt sich den Schweiß ab.  
 Möcht' ich doch auch in der Hitze nach solchem Schauspiel so weit nicht  
 Laufen und leiden! Fürwahr, ich habe genug am Erzählten.“

Und es sagte darauf der gute Vater mit Nachdruck:  
„Solch ein Wetter ist selten zu solcher Ernte gekommen  
Und wir bringen die Frucht herein, wie das Heu schon herein ist,  
Trocken; der Himmel ist hell, es ist kein Wölkchen zu sehen  
Und von Morgen wehet der Wind mit lieblicher Kühlung.  
Das ist beständiges Wetter und überreif ist das Korn schon;  
Morgen fangen wir an, zu schneiden die reichliche Ernte.“

Als er so sprach, vermehrten sich immer die Scharen der Männer  
Und der Weiber, die über den Markt sich nach Hause begaben;  
Und so kam auch zurück mit seinen Töchtern gefahren  
Rasch an die andere Seite des Markts der begüterte Nachbar  
An sein erneuertes Haus, der erste Kaufmann des Ortes,  
Im geöffneten Wagen (er war in Landau verfertigt).  
Lebhaft wurden die Gassen; denn wohl war bevölkert das Städtchen,  
Mancher Fabriken besaß man sich da und manches Gewerbes.

Und so saß das trauliche Paar, sich unter dem Torweg  
Über das wandernde Volk mit mancher Bemerkung ergötzend.  
Endlich aber begann die würdige Hausfrau und sagte:  
„Seht, dort kommt der Prediger her; es kommt auch der Nachbar  
Apotheker mit ihm; die sollen uns alles erzählen,  
Was sie draußen gesehen und was zu schauen nicht froh macht.“

Freundlich kamen heran die beiden und grüßten das Eh'paar,  
Setzten sich auf die Bänke, die hölzernen, unter dem Torweg,  
Staub von den Füßen schüttelnd und Lust mit dem Luche sich fächelnd.

Freundlich begann sogleich die ungeduldige Hausfrau:  
„Saget uns, was ihr gesehen; denn das begehrt' ich zu wissen!“

„Schwerlich,“ versetzte darauf der Apotheker mit Nachdruck,  
„Werd' ich so bald mich freu'n nach dem, was ich alles erfahren.  
Und wer erzählet es wohl, das mannigfaltigste Gland!  
Schon von ferne sahn wir den Staub, noch eh' wir die Wiesen  
Abwärts kamen; der Zug war schon von Hügel zu Hügel  
Unabsehlich dahin, man konnte wenig erkennen.  
Als wir nun aber den Weg, der quer durchs Thal geht, erreichten,  
War Gedräng' und Getümmel noch groß der Wandrer und Wagen.  
Leider sahen wir noch genug der Armen vorbeiziehn,  
Konnten einzeln erfahren, wie bitter die schmerzliche Flucht sei



Seht, dort kommt der Prediger her. Von L. Hofmann.  
(Verlag F. Bruckmann München.)

Und wie froh das Gefühl des eilig geretteten Lebens.  
Traurig war es zu sehn, die mannigfaltige Habe,  
Die ein Haus nur verbirgt, das wohlversehne, und die ein  
Guter Wirt umher an die rechten Stellen gesetzt hat,  
Zimmer bereit zum Gebrauche, denn alles ist nötig und nützlich:  
Nun zu sehen das alles, auf mancherlei Wagen und Karren  
Durcheinander geladen, mit Übereilung gesücht.

Über dem Schranke lieget das Sieb und die wollene Decke,  
 In dem Backtrog das Bett und das Leintuch über dem Spiegel.  
 Ach, und es nimmt die Gefahr, wie wir beim Brande vor zwanzig  
 Jahren auch wohl gesehn, dem Menschen alle Besinnung,  
 Daß er das Unbedeutende faßt und das Teure zurückläßt.  
 Also führten auch hier mit unbesonnener Sorgfalt  
 Schlechte Dinge sie fort, die Ochsen und Pferde beschwerend:  
 Alte Bretter und Fässer, den Gänjestall und den Käfig.  
 Auch so keuchten die Weiber und Kinder, mit Bündeln sich schleppend,  
 Unter Körben und Butten, voll Sachen keines Gebrauches;  
 Denn es verläßt der Mensch so ungern das letzte der Habe.  
 Und so zog auf dem staubigen Weg der drängende Zug fort,  
 Ordnungslös und verwirrt, mit schwächeren Tieren der eine  
 Wünsche langsam zu fahren, ein anderer emsig zu eilen.  
 Da entstand ein Geschrei der gequetschten Weiber und Kinder  
 Und ein Blöken des Viehes, dazwischen der Hunde Gebelfer  
 Und ein Wehlaut der Alten und Kranken, die hoch auf dem schweren  
 Übergepackten Wagen auf Betten saßen und schwankten.  
 Aber, aus dem Geleise gedrängt, nach dem Rande des Hochwegs  
 Irrte das knarrende Rad; es stürzt' in den Graben das Fuhrwerk,  
 Umgeschlagen, und weithin entstürzten im Schwunge die Menschen  
 Mit entsetzlichem Schrei'n in das Feld hin, aber doch glücklich.  
 Später stürzten die Kasten und fielen näher dem Wagen.  
 Wahrlich, wer im Fallen sie sah, der erwartete nun, sie  
 Unter der Last der Kisten und Schränke zerschmetterte zu schauen.  
 Und so lag zerbrochen der Wagen und hilflos die Menschen;  
 Denn die übrigen gingen und zogen eilig vorüber,  
 Nur sich selber bedenkend und hingerissen vom Strome.  
 Und wir eilten hinzu und fanden die Kranken und Alten,  
 Die zu Haus und im Bett schon kaum ihr dauerndes Leiden  
 Trügen, hier auf dem Boden, beschädigt, ächzen und jammern,  
 Von der Sonne verbrannt und erstickt vom wogenden Staube.“

Und es sagte darauf, gerührt, der menschliche Hauswirt:  
 „Möge doch Hermann sie treffen und sie erquickern und kleiden!  
 Ungern würd' ich sie sehn; mich schmerzt der Anblick des Sammers.  
 Schon von dem ersten Bericht so großer Leiden gerührt,  
 Schickten wir eilend ein Scherflein von unserm Überfluß, daß nur  
 Einige würden gestärkt, und schienen uns selber beruhigt.  
 Aber laßt uns nicht mehr die traurigen Bilder erneuern;  
 Denn es beschleicht die Furcht gar bald die Herzen der Menschen

Und die Sorge, die mehr als selbst mir das Übel verhaßt ist.  
Tretet herein in den hinteren Raum, das kühlere Sälchen!  
Nie scheint Sonne dahin, nie dringet wärmere Luft dort  
Durch die stärkeren Mauern; und Mütterchen bringt uns ein Gläschen  
Dreiundachtziger her, damit wir die Grillen vertreiben.  
Hier ist nicht freundlich zu trinken; die Fliegen umsummen die Gläser."  
Und sie gingen dahin und freuten sich alle der Kühlung.

J. W. Goethe.

### 30. Der Sänger.

„Was hör' ich draußen vor dem Thor,  
Was auf der Brücke schallen?  
Laß den Gesang vor unserm Ohr  
Im Saale widerhallen!“  
Der König sprach's, der Page lief;  
Der Knabe kam, der König rief:  
„Laßt mir herein den Alten!“

„Gegrüßet seid mir, edle Herrn,  
Gegrüßt ihr, schöne Damen!  
Welch reicher Himmel! Stern bei Stern!  
Wer kennet ihre Namen?  
Im Saal voll Pracht und Herrlichkeit  
Schließt, Augen, euch; hier ist nicht Zeit,  
Sich staunend zu ergoen.“

Der Sänger druck' die Augen ein  
Und schlug in vollen Tönen;  
Die Ritter schauten mutig drein  
Und in den Schoß die Schönen.  
Der König, dem das Lied gefiel,  
Ließ, ihn zu ehren für sein Spiel,  
Eine goldne Kette reichen.

„Die goldne Kette gib mir nicht,  
Die Kette gib den Rittern,  
Vor deren kuhnem Angesicht  
Der Feinde Lanzen splittern!  
Gib sie dem Kanzler, den du hast,  
Und laßt ihn noch die goldne Last  
Zu andern Lasten tragen!

Ich singe, wie der Vogel singt,  
Der in den Zweigen wohnt;  
Das Lied, das aus der Kehle bringt,  
Ist Lohn, der reichlich lohnet.  
Doch dar ich bitten, bitt' ich eins:  
Laßt mir den besten Becher Weins  
Zu purem Golde reichen!“

Er sett ihn an, er trank ihn aus:  
„O Trank voll süßer Labe!  
O wohl dem hochbegluckten Haus,  
Wo das ist kleine Gabe!  
Erget's euch wohl, so denkt an mich  
Und danket Gott so warm, als ich  
Für diesen Trunk euch danke!“

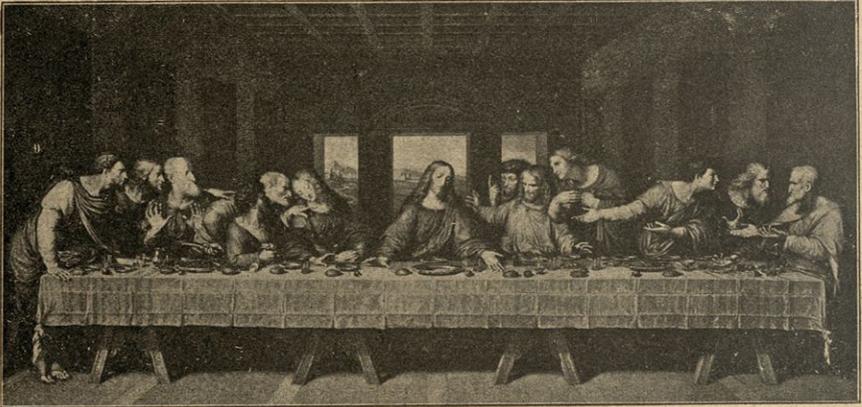
J. W. Goethe.

### 31. Das heilige Abendmahl von Leonardo da Vinci.

Das Aufregungsmittel, wodurch der Künstler die ruhige, heilige Abend-  
tafel erschüttert, sind die Worte des Meisters: „Einer ist unter euch,  
der mich verrät!“ Ausgesprochen sind sie, die ganze Gesellschaft kommt  
darüber in Unruhe; er aber neigt sein Haupt gesenkten Blickes; die ganze  
Stellung, die Bewegung der Arme, der Hände, alles wiederholt mit  
himmlischer Ergebenheit die unglücklichen Worte, die das Schweigen  
selbst bekräftigt: „Ja, es ist nicht anders! Einer ist unter euch, der mich  
verrät!“

Die Gestalten zu beiden Seiten des Herrn lassen sich drei und drei zusammen betrachten, wie sie denn auch so jedesmal in eins gedacht, in ein Verhältnis gestellt und doch in Beziehung zu ihren Nachbarn gehalten sind.

Zunächst an Christi rechter Seite Johannes, Judas und Petrus. Petrus, der entfernteste, fährt nach seinem heftigen Charakter, als er des Herrn Wort vernommen, eilig hinter Judas her, der sich, erschrocken aufwärts sehend, vorwärts über den Tisch beugt, mit der rechten, festgeschlossenen



Das heilige Abendmahl von Leonardo da Vinci. (F. Bruckmann Berl. München.)

Hand den Beutel hält, mit der linken aber eine unwillkürliche, krampfhaftige Bewegung macht, als wollte er sagen: „Was soll das heißen? Was soll das werden?“ — Petrus hat indessen mit der linken Hand des gegen ihn geneigten Johannes rechte Schulter gefaßt, hindeutend auf Christum und zugleich den geliebten Jünger anregend, er solle fragen, wer denn der Verräter sei. Einen Messergriff in der Rechten, setzt er dem Judas unwillkürlich zufällig in die Rippen, wodurch dessen erschrockene Vorwärtsbewegung, die sogar ein Salzfaß umschüttet, glücklich bewirkt wird. Diese Gruppe kann als die zuerst gedachte des Bildes angesehen werden, sie ist die vollkommenste.

Wenn nun auf der rechten Seite des Herrn mit mäßiger Bewegung unmittelbare Rache angedroht wird, entspringt auf seiner linken lebhaftes Entsetzen und Abscheu vor dem Verrat. Jakobus der Ältere beugt sich vor Schrecken zurück, breitet die Arme aus, starrt, das Haupt niedergebeugt, vor sich hin wie einer, der das Ungeheure, das er durchs Ohr vernimmt, schon mit den Augen zu sehen glaubt. Thomas erscheint hinter seiner Schulter hervor und sich dem Heiland nähernd, hebt er den Zeigefinger der rechten Hand gegen die Stirn. Philippus, der dritte zu dieser Gruppe gehörige,

rundet sie aufs lieblichste; er ist aufgestanden, beugt sich gegen den Meister, legt die Hände auf die Brust, mit größter Klarheit aussprechend: „Herr, ich bin's nicht! Du weißt es! Du kennst mein reines Herz. Ich bin's nicht.“

Und nunmehr geben uns die benachbarten drei letzten dieser Seite neuen Stoff zur Betrachtung. Sie unterhalten sich untereinander über das Vernommene. Matthäus wendet mit eifriger Bewegung das Gesicht links zu seinen beiden Genossen, die Hände hingegen streckt er mit Schnelligkeit gegen den Meister und verbindet so durch das unschätzbare Kunstmittel seine Gruppe mit der vorhergehenden. Thaddäus zeigt die heftigste Ueberaschung, Zweifel und Argwohn; er hat die linke Hand offen auf den Tisch gelegt und die rechte dergestalt erhoben, als stehe er im Begriffe, mit dem Rücken derselben in die linke einzuschlagen, eine Bewegung, die man wohl noch von Naturmenschen sieht, wenn sie bei unerwartetem Vorfall ausdrücken wollen: „Hab' ich's nicht gesagt! Hab' ich's nicht immer vermutet!“ — Simon sitzt höchst würdig am Ende des Tisches, wir sehen daher dessen ganze Figur; er, der älteste von allen, ist reich mit Falten bekleidet, Gesicht und Bewegung zeigen, er sei betroffen und nachdenkend, nicht erschüttert, kaum bewegt.

Wenden wir nun die Augen sogleich auf das entgegengesetzte Tischende, so sehen wir Bartholomäus, der auf dem rechten Fuße steht. Diesen mit dem linken kreuzend, unterstützt er mit beiden ruhig auf den Tisch gestemmt Händen seinen übergebogenen Körper. Er horcht, wahrscheinlich zu vernehmen, was Johannes vom Herrn erfragen wird; denn überhaupt scheint die Anregung des Lieblingsjüngers von dieser ganzen Seite auszugehen. Jakobus der Jüngere, neben und hinter Bartholomäus, legt die linke Hand auf des Petrus Schulter, während Petrus mit der seinen die Schulter des Johannes berührt, Jakobus mild, nur Aufklärung verlangend, Petrus schon Rache fordernd. Und wie Petrus hinter Judas, so greift Jakobus der Jüngere hinter Andreas her, welcher als eine der bedeutendsten Figuren mit halbaufgehobenen Armen die flachen Hände vorwärts zeigt als entschiedenen Ausdruck des Entsetzens, der in diesem Bilde nur einmal vorkommt. In anderen, weniger geistreich und gründlich gedachten Werken wiederholt er sich leider nur zu oft.

J. W. Goethe.

### 32. Der Fischer.

Das Wasser rauscht, das Wasser schwoll,  
Ein Fischer saß daran,  
Sah nach der Angel ruhevoll,  
Rühl bis ans Herz hinan.  
Und wie er sitzt und wie er lauscht,  
Teilt sich die Flut empor:  
Aus dem bewegten Wasser rauscht  
Ein feuchtes Weib hervor.

Sie sang zu ihm, sie sprach zu ihm:  
„Was lockst du meine Brut  
Mit Menschenwitz und Menschenlist  
Hinauf in Todesglut?  
Ach, wüßtest du, wie's Fischlein ist  
So wohlthig auf dem Grund,  
Du stiegst herunter, wie du bist,  
Und würdest erst gesund.“

Lobt sich die liebe Sonne nicht,  
Der Mond sich nicht im Meer?  
Kehrt wellenatmend ihr Gesicht  
Nicht doppelt schöner her?  
Lockt dich der tiefe Himmel nicht,  
Das feuchtverklärte Blau?  
Lockt dich dein eigen Angesicht  
Nicht her im ew'gen Tau?"

Das Wasser rauscht', das Wasser schwoll,  
Neht' ihm den nackten Fuß;  
Sein Herz wuchs ihm so sehnsuchtsvoll  
Wie bei der Liebsten Gruß.  
Sie sprach zu ihm, sie sang zu ihm,  
Da war's um ihn geschehn:  
Halb zog sie ihn, halb sank er hin  
Und ward nicht mehr gesehn.

J. W. Goethe.

### 33. Maikied.

Wie herrlich leuchtet  
Mir die Natur!  
Wie glänzt die Sonne,  
Wie lacht die Flur!

Es dringen Blüten  
Aus jedem Zweig  
Und tausend Stimmen  
Aus dem Gesträuch

Und Freud' und Wonne  
Aus jeder Brust.  
O Erd', o Sonne!  
O Glück, o Lust!

J. W. Goethe.

### 34. Der Zauberlehrling.

Hat der alte Hexenmeister  
Sich doch einmal wegbegeben!  
Und nun sollen seine Geister  
Auch nach meinem Willen leben.  
Seine Wort' und Werke  
Merk' ich und den Brauch,  
Und mit Geistesstärke<sup>1)</sup>  
Tu' ich Wunder auch.

Walle! walle  
Manche Strecke,  
Daß zum Zwecke  
Wasser fließe  
Und mit reichem, vollem Schwall  
Zu dem Bade sich ergieße.<sup>2)</sup>

Und nun komm, du alter Besen!  
Nimm die schlechten Lumpenhüllen;<sup>3)</sup>  
Bist schon lange Knecht<sup>4)</sup> gewesen;  
Nun erfülle meinen Willen!  
Auf zwei Beinen stehe,  
Oben sei ein Kopf,  
Eile nun und gehe  
Mit dem Wassertopf!<sup>5)</sup>

Walle! walle  
Manche Strecke,  
Daß zum Zwecke  
Wasser fließe  
Und mit reichem, vollem Schwall  
Zu dem Bade sich ergieße.

<sup>1)</sup> Die Geistesstärke besteht nicht bloß in der Kenntnis der a) Zauberworte und b) Zauberwerke sowie des c) ganzen Beschwörungsverfahrens, sondern vor allem in dem Glauben an die Kraft und Wirksamkeit derselben. — <sup>2)</sup> Der Zauberlehrling ist trotz der gerühmten Geistesstärke seiner Sache doch nicht so ganz sicher und probiert daher die dem Meister abgelassene Beschwörungsformel, noch ungewiß, in welchem Teile derselben das eigentliche Schlagwort liegt. — <sup>3)</sup> Der Lehrling legt dem Besen Kleider an, bevor er die magischen Verwandlungsworte spricht, wie es der Meister selbst getan. — <sup>4)</sup> Der Knecht des Meisters; jetzt bin ich Herr. — <sup>5)</sup> Offenbar ist in

Seht, er läuft zum Ufer nieder!  
 Wahrlich, ist schon an dem Flusse  
 Und mit Blitzesschnelle wieder  
 Ist er hier mit raschem Guffe.  
 Schon zum zweiten Male!  
 Wie das Becken schwillt!  
 Wie sich jede Schale  
 Voll mit Wasser füllt!  
 Stehe, stehe!  
 Denn wir haben  
 Deiner Gaben  
 Völlgemessen! —  
 Ach, ich merk' es! Wehe, wehe!  
 Hab' ich doch das Wort vergessen! <sup>1)</sup>

Ach, das Wort, worauf am Ende  
 Er das wird, was er gewesen.  
 Ach, er läuft und bringt behende!  
 Wärfst du doch der alte Besen!  
 Immer neue Güsse  
 Bringt er schnell herein,  
 Ach, und hundert Flüsse  
 Stürzen auf mich ein.  
 Nein, nicht länger  
 Kann ich's lassen!  
 Will ihn fassen.  
 Das ist Tücke!  
 Ach, nun wird mir immer hänger!  
 Welche Miene, welche Blicke! <sup>2)</sup>

O, du Ausgeburt der Hölle!  
 Soll das ganze Haus erkaufen?  
 Seh' ich über jede Schwelle  
 Doch schon Wasserströme laufen.  
 Ein verruchter Besen,  
 Der nicht hören will!  
 Stock, der du gewesen,  
 Steh doch wieder still!

dem 5.—8. Verse das Zauberwort enthalten (worauf der Besen sich zu Knechtesdiensten bequemt) und in den folgenden Versen die Weisung, was er zunächst zu tun habe. Der letztere Teil der Zauberformel wird von dem Bekehrling zu größerer Sicherheit wiederholt, weil derselbe ohne den Zusatz: „Auf zwei Beinen stehe“ zc. erfolglos geblieben war. —

<sup>1)</sup> Nämlich:

„In die Erde  
 Besen! Besen!  
 Seid's gewesen —“

<sup>2)</sup> Der Besen wird zum Kobolde, der mit höhnischen Blicken des machtlosen Zauberlehrlings zu spotten und sich im voraus der vermehrten Not zu freuen scheint. Das sieht er in seiner Angst.

Willst's am Ende  
 Gar nicht lassen?  
 Will dich fassen,  
 Will dich halten  
 Und das alte Holz behende  
 Mit dem scharfen Beile spalten.

Seht, da kommt er schleppend wieder!  
 Wie ich mich nur auf dich werfe,  
 Gleich, o Kobold, liegst du nieder;  
 Krachend trifft die glatte Schärfe.  
 Wahrlich, brav getroffen!  
 Seht, er ist entzwei!  
 Und nun kann ich hoffen  
 Und ich atme frei!  
 Wehe, wehe!  
 Beide Teile  
 Stehn in Eile  
 Schon als Knechte  
 Böllig fertig in der Höhe!  
 Helft mir, ach, ihr hohen Mächte!

Und sie laufen; naß und nasser  
 Wird's im Saal und auf den Stufen.  
 Welch entsetzliches Gewässer!  
 Herr und Meister, hör' mich rufen! —  
 Ach, da kommt der Meister!  
 Herr, die Not ist groß!  
 Die ich rief, die Geister,  
 Wird' ich nun nicht los.

„In die Erde,  
 Besen! Besen!  
 Seid's gewesen!  
 Denn als Geister  
 Ruft euch nur zu seinem Zwecke  
 Erst hervor der alte Meister.“

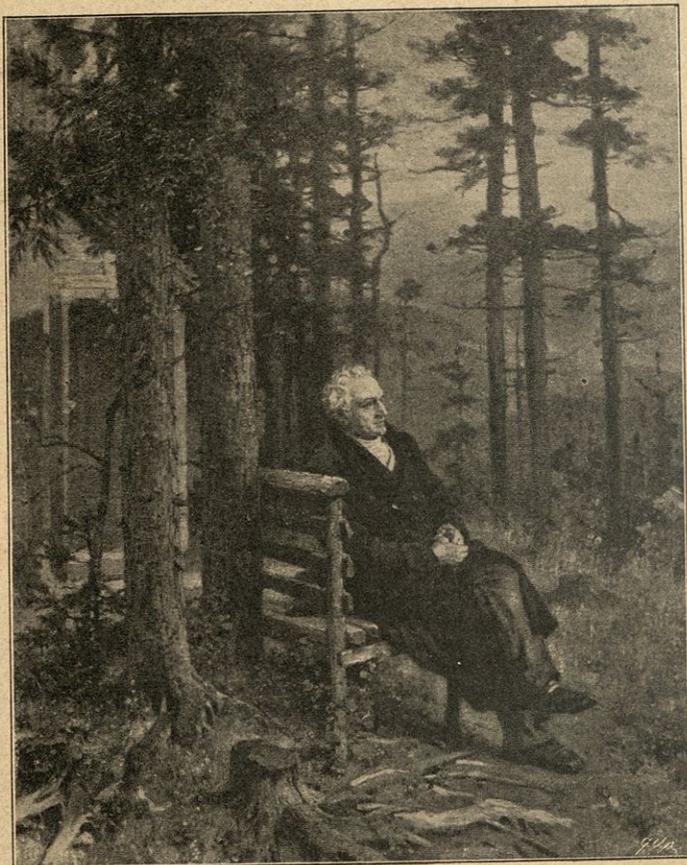
J. W. Goethe.

### 35. Wanderers Nachtlid.

Der du von dem Himmel bist,  
Alles Leid und Schmerzen stillest,  
Den, der doppelt elend ist,  
Doppelt mit Erquickung füllest,

Ach, ich bin des Treibens müde!  
Was soll all der Schmerz und Lust?  
Süßer Friede,  
Komm, ach komm in meine Brust!  
J. W. Goethe.

### 36. Ein Gleiches.



Über allen Gipfeln ist Ruh! Von W. Friedrich.  
(Verlag Franz Hanfstaengl, München.)

Über allen Gipfeln  
Ist Ruh',  
In allen Wipfeln  
Spürest du

Kaum einen Hauch;  
Die Vöglein schweigen im Walde.  
Warte nur, balde  
Ruhest du auch.

J. W. Goethe.

### 37. Frühlings Auferstehung.

Aus „Faust“.

Vom Eise befreit sind Strom und Bäche  
Durch des Frühlings holden, beleben-  
den Blick;

Im Tale grünnet Hoffnungsglück;  
Der alte Winter, in seiner Schwäche,  
Zog sich in rauhe Berge zurück.

Von dort her sendet er, fliehend, nur  
Dhnmächt'ge Schauer körnigen Eises  
In Streifen über die grünende Flur.  
Aber die Sonne duldet kein Weißes;

Überall regt sich Bildung und Streben,  
Alles will sie mit Farben beleben;  
Doch an Blumen fehlt's im Revier,  
Sie nimmt gepuzte Menschen dafür.

Kehe dich um, von diesen Höhen  
Nach der Stadt zurückzusehen!  
Aus dem hohlen, finstern Thor  
Dringt ein buntes Gewimmel hervor.

Jeder sonnt sich heute so gern;  
Sie feiern die Auferstehung des Herrn:  
Denn sie sind selber auferstanden

Aus niedriger Häuser dumpfen Ge-  
mächern,

Aus Handwerks- und Gewerbesbanden,  
Aus dem Druck von Giebeln und  
Dächern,

Aus der Straßen quetschender Enge,  
Aus der Kirchen ehrwürd'ger Nacht  
Sind sie alle ans Licht gebracht.

Sieh, nur, sieh, wie behend sich die  
Menge

Durch die Gärten und Felder zer schlägt,  
Wie der Fluß in Breit' und Länge  
So manchen lustigen Nachen bewegt!

Und, bis zum Sinken überladen,  
Entfernt sich dieser letzte Kahn.  
Selbst von des Berges fernen Pfaden  
Blinken uns farbige Kleider an.

Ich höre schon des Dorfs Getümmel;  
Hier ist des Volkes wahrer Himmel,  
Zufrieden jauchzet groß und klein:

Hier bin ich Mensch, hier darf ich's sein.

J. W. Goethe.

### 38. Goldene Worte.

Wer ist ein unbrauchbarer Mann?  
Der nicht befehlen und auch nicht ge-  
horchen kann.

\*

Noch ist es Tag, da rühre sich der Mann!  
Die Nacht tritt ein, wo niemand wirken  
kann.

\*

Es ließe sich alles trefflich schlichten,  
Könnte man die Sachen zweimal ver-  
richten.

\*

Willst du nichts Unnützes kaufen,  
Mußt du nicht auf den Jahrmart laufen.

\*

Wohl unglücklich ist der Mann,  
Der unterläßt das, was er kann,  
Und unterfängt sich, was er nicht versteht;  
Kein Wunder, daß er zu Grunde geht.

\*

Mann mit zugeknöpften Taschen,  
Dir tut niemand was zulieb;  
Hand wird nur von Hand gewaschen:  
Wenn du nehmen willst, so gib!

\*

Willst du immer weiter schweifen?  
Sieh, das Gute liegt so nah,  
Verne nur das Glück ergreifen,  
Denn das Glück ist immer da!

\*

Wer mit dem Leben spielt,  
Kommt nie zurecht;  
Wer sich nicht selbst befehlet,  
Bleibt immer ein Knecht.

\*

Was verkürzt mir die Zeit?  
Tätigkeit!  
Was macht sie unerträglich lang?  
Müßiggang!  
Was bringt in Schulden?

Harren und dulden!  
Was macht gewinnen?  
Nicht lange besinnen!  
Was bringt zu Ehren?  
Sich wehren!

\*

Feiger Gedanken  
Vängliches Schwanken,  
Weibisches Zagen,

Angstliches Klagen  
Wendet kein Glend,  
Macht dich nicht frei.

Allen Gewalten  
Zum Trug sich erhalten,  
Nimmer sich beugen,  
Kräftig sich zeigen,  
Rufet die Arme  
Der Götter herbei.

J. W. Goethe.

### 39. Goethe, ein Freund körperlicher Übungen.

Im hohen Grade belehrend ist es zu erfahren, wie berühmte Männer ihre Lebensweise gestalten. Ihr Beispiel fordert uns auf, ihnen nachzueifern. Ein solcher Mann, der nicht nur durch seine dichterischen Schöpfungen voll erhabener Weisheit ein Lehrer der Menschheit geworden, sondern der uns auch heute noch durch seine mit großer Vorliebe gepflegten körperlichen Übungen ein Vorbild ist, war Deutschlands größter Dichter, Johann Wolfgang von Goethe. Er verstand es, mit seiner eisernen Willenskraft aus sich jene ebenmäßig gebildete Persönlichkeit zu schaffen, die geradezu als Muster dasteht. Goethe war ein Meister der Lebenskunst. Obgleich beständig geistig tätig, unterließ er es nie, auch dem Gedeihen und der Pflege des Körpers einen ansehnlichen Teil seiner Lebenszeit zu widmen. Ihm war alles Schwächliche und Kränkliche zuwider; darum tat er alles, was seine Gesundheit und seinen Lebensmut förderte. Er verstand es, geistige und körperliche Abspannung, Erschlaffung und trübe Stimmung stets durch ausgiebige Bewegung in frischer Luft zu bannen. Die unererschöpfliche Natur mit ihrer reizvollen Mannigfaltigkeit war für ihn von jeher eine unversiegbare Quelle neuer Kraft und Lebenslust gewesen. Ihre Heilkraft hatte er schon als Jüngling in seiner Vaterstadt Frankfurt a. M. erprobt, als er seine angegriffene Gesundheit durch fleißigen Besuch der benachbarten schattigen Wälder wieder herstellte. Im Verlaufe der Zeit ward ihm das Wandern in den Fluren und das Besteigen luftiger Höhen zum Bedürfnisse. Weder Wind noch Wetter vermochten ihn von seinen Ausflügen abzuhalten. Es bereitete ihm ein großes Vergnügen, unter schwierigen Umständen auf ein entferntes Ziel loszusteuern. Dabei ertrug er Entbehrungen und die härtesten Anstrengungen in fröhlichster Stimmung. Nicht selten verschmähte er das behagliche Bett und vertauschte es mit einem schlichten Streu- oder Strohlager, das ihm außerordentlich zusagte.

Goethe war herzlich froh, als er im Jahre 1775 die Stadt- und Stubenluft von Frankfurt mit der Landluft des so anmutig gelegenen

Weimar vertauschen konnte. Hier am Hofe des achtzehnjährigen Herzogs Karl August gewann er bald auf die ganze Hofgesellschaft bedeutenden Einfluß. Der schlanke, junge Mann, übersprudelnd von Geist und Frohsinn, ein gewandter Erzähler voll drolliger Einfälle, eroberte sich im Sturme die Herzen seiner neuen Umgebung. Überall erzählte man von dem Frankfurter Doktor, der als Schwimmer, Reiter und Jäger nicht so leicht übertroffen werden konnte. Wenn es ihm einfiel, badete er Nachts im Weiher oder Flusse — selbst bei winterlicher Kälte. Früher war das Baden und Schwimmen in offenen Gewässern streng verboten. Goethe brachte es jedoch dahin, daß das Almbad eingerichtet ward; so fand das Kaltbad immer mehr Anhänger. Die trefflichen Wirkungen der kalten Bäder wurden dann auch von den Ärzten in verschiedenen Krankheitsfällen erprobt. Ferner fand das Rahnfahren auf der Elm infolge seiner Anregung lebhaften Anklang. Waren aber Teiche und Flüsse zugefroren, dann tummelte sich der Dichter entweder in Gesellschaft oder allein auf dem glatten Eise als flotter Schlittschuhläufer umher, am liebsten bei Mondenschein und Sternenlicht. Klopstock und Goethe erwarben sich das Verdienst, durch Tat und Wort das herrliche Vergnügen des Eislaufens im 18. Jahrhunderte beliebt gemacht zu haben. Jener pries in einer Ode, dieser in einem Liede die Vorzüge dieser gesunden Betätigung. Dem Weimariſchen Hofe gefiel dieses Wintervergnügen außerordentlich. Auf dem Baumgarteenteiche und auf den überschwemmten Schwanseewiesen herrschte ein munteres Treiben. Eisfeste mit Feuerwerk wechselten mit anderen Unterhaltungen. Zeitweilig hatten auch Knaben Zutritt. Sie mußten zur allgemeinen Belustigung über Steine springen, mit Degen nach Äpfeln stechen oder als Verfolgte unter Peitschen- und Pistolenknall die Flucht ergreifen.

In jener Zeit gab es nur mangelhafte Verkehrsmittel. Die holprigen Wege und die schwerfälligen Wagen waren keineswegs geeignet, die Reiselust zu wecken. Häufig zog man es vor, hoch zu Roß dahinzusprennen. Deshalb lernten nicht nur die Söhne von Herrschaftsbesitzern (Landjunker), sondern auch jene der Bürger die Reitkunst. Goethe war ein Meister derselben. Oft jagte er mit seinem Herrn über Stock und Stein, beteiligte sich an Hezjagden oder ritt meilenweit im Lande umher, um dieses und seine Bewohner kennen zu lernen. Nicht selten nahm man dabei an Kirchweihfesten und Bauernhochzeiten teil.

Besonders denkwürdig in der Geschichte seines Lebens sind seine Reisen in die Schweiz und nach Italien, dem Lande seiner Sehnsucht.

„Ein gescheiter Mensch lernt am meisten auf Reisen!“ ruft uns der weltkluge Gelehrte zu. Auch als Freund der Turnerei hat sich Goethe erwiesen, da er zu jener Zeit, als die deutschen Regierungen das Turnen

verboten, mahnte: „Ich hoffe, daß man die Turnanstalten wiederherstellen werde, denn unsere Jugend bedarf des Turnens, besonders die studierende, der bei dem vielen gelehrten Treiben das körperliche Gegengewicht fehlt. Sorgen Sie für den Leib mit anhaltender Treue! Die Seele muß nun einmal durch diese Augen sehen, und wenn sie trüb find, so ist auf der ganzen Welt Regenwetter.“

Goethe bewahrte sich seine leibliche und geistige Frische bis ins hohe Greifenalter. Noch an seinem letzten Geburtstage, am 28. August 1831, unternahm er einen Ausflug auf den bei Ilmenau gelegenen Berg, den Gickelhahn, wo er rüstig, ohne Stock durch das Heidekraut zu dem wohlbekanntem Waldhäuschen schritt.

So ist der Dichterkönig die Verkörperung schöner, kräftiger Menschlichkeit. Folgen wir seinem Beispiele! Üben wir strenge Selbstzucht, verweichlichen wir uns nicht, seien wir tätig, nützen wir die Zeit, stählen wir unsern Körper und bilden wir unsern Geist! Dann werden wir an uns selbst erfahren, was Goethe gesagt: „Der Mensch kann Unglaubliches leisten, wenn er die Zeit einzuteilen und zu benützen weiß.“

Rudolf Herrmann.

#### ~~10.~~ Friedrich Schiller.

Friedrich Schiller wurde am 10. November 1759 im Städtchen Marbach in Württemberg geboren. Sein Vater, ein strenger Mann, war früher Wundarzt gewesen; im siebenjährigen Kriege diente er als Hauptmann im Heere des Herzogs. Während der Vater in den Krieg gezogen war, verlebte der schwächliche, blauäugige und blondlockige Knabe seine ersten Jugendjahre im großelterlichen Hause. Seine Mutter, eine sinnige Frau, weckte früh die Phantasie des Knaben durch anregende Erzählungen. In Ludwigsburg, wo er die lateinische Schule besuchte, wohnte er oft am Hofe des Herzogs Karl Eugen der Aufführung von Schauspielen bei. Das regte ihn schon in früher Jugend an, selbst kleine Dramen zu dichten, worin er die Helden der Weltgeschichte auftreten ließ.

Schiller wünschte, Priester zu werden; aber der Herzog, dessen Wille als Befehl galt, zwang ihn, auf der Karlschule Medizin zu studieren. In dieser Schule herrschte eine strenge militärische Zucht. Nur heimlich konnte er die Werke der Dichter studieren und seine eigenen Dichtungen seinen Mitschülern vorlesen.

Als er seine Prüfungen löblich bestanden hatte, wurde er Wundarzt. Erst 18 Jahre alt, schuf er „Die Räuber“, durch die sein Name weit und breit bekannt wurde. Doch den Genuß, sein Werk in Mannheim aufzuführen

zu sehen, mußte er mit vierzehntägigem Arreste büßen, da er als Militärarzt die Reise ohne Urlaub unternommen hatte.

Schiller konnte dem Drange seiner Dichternatur nicht widerstehen; da ihm der Herzog verbot, ferner „Komödien“ zu schreiben, so floh Schiller. Zwar geriet er eine Zeitlang in arge Not, fand aber endlich in einigen Familien, die ihn wegen seiner Dichtungen hoch verehrten, gastliche Aufnahme. Er schrieb die Trauerspiele „Die Verschwörung des Fiesco“, „Kabale und Liebe“ und „Don Carlos“.

Nun wurde er rasch berühmt und auf Goethes Vorschlag nach Jena als Professor der Geschichte berufen. Hier entstanden seine herrlichen Balladen und das Drama „Wallenstein“. Weil er sich nicht wohl fühlte, gab er 1799 seine Professur in Jena auf und übersiedelte nach Weimar, wo er im Kreise seiner Familie und seiner Freunde, hochgeehrt von seinem Fürsten, geliebt vom Volke, die Trauerspiele „Maria Stuart“, „Die Jungfrau von Orleans“, „Die Braut von Messina“ und das Schauspiel „Wilhelm Tell“ schrieb. Alle diese Werke wurden mit Begeisterung aufgenommen, denn alle zeugen von seinem lebhaften Sinne für das Edle, Gute und Schöne. Er wurde des Volkes Lieblingsdichter.



Friedrich Schiller.

Als er im Herbst 1801 in Leipzig der ersten Aufführung seiner „Jungfrau von Orleans“ bewohnte, war das Theater trotz des heißen Tages überfüllt. Kaum rauschte nach dem ersten Akte der Vorhang nieder, als ein tausendstimmiges: „Es lebe Friedrich Schiller!“ wie aus einem Munde erscholl. Der Dichter dankte von seinem Platze aus so bescheiden, daß ihn nur wenige bemerkten. Nach der Beendigung des Stückes strömten sie daher alle herbei, um ihn zu sehen. Der weite Platz vor dem Schauspielhause war von den Theaterbesuchern dicht besetzt. Als Schiller aus dem Hause trat, wurde augenblicklich eine Gasse gebildet. „Das Haupt entblüht!“ erscholl es von allen Seiten und so ging der Dichter durch die Schar seiner Bewunderer hindurch, die ihn ehrfurchtsvoll begrüßten, während hinter ihnen Väter ihre Kinder in die Höhe hoben und riefen: „Seht, dieser ist es!“

Leider starb er schon am 9. Mai 1805, viel zu früh. Er hat uns gelehrt, in der Wahrheit und Schönheit, in der Freiheit und Menschenwürde die edelsten Güter der Menschheit zu erkennen. X Hugo Weber.

### 41. Der Ring des Polykrates.

Er stand auf seines Daches Zinnen,  
Er schaute mit vergnügten Sinnen  
Auf das beherrschte Samos hin.  
„Dies alles ist mir untertänig,“  
Begann er zu Agyptens König, *Amnig*  
„Gesteh, daß ich glücklich bin!“

Und eh' er noch das Wort gesprochen,  
Hat ihn der Jubel unterbrochen,  
Der von der Reede jauchzend schallt;  
Mit fremden Schätzen reich beladen,  
Kehrt zu den heimischen Gestaden  
Der Schiffe mastenreicher Wald.

„Du hast der Götter Gunst erfahren!  
Die vormal's deinesgleichen waren, *Amnig*  
Sie zwingt jetzt deines Zepters Macht.  
Doch einer lebt noch, sie zu rächen;  
Dich kann mein Mund nicht glücklich  
sprechen,  
Solang des Feindes Auge wacht.“

Der königliche Gast erstaunt:  
„Dein Glück ist heute gut gelauert,  
Doch fürchte seinen Unbestand!  
Der Kreter waffenkund'ge Scharen  
Bedräuen dich mit Kriegsgefahren;  
Schon nahe sind sie diesem  
Strand.“

Und eh' der König noch geendet,  
Da stellt sich, von Milet gesendet, *Amnig*  
Ein Bote dem Tyrannen dar:  
„Laß, Herr, des Opfers Düste steigen  
Und mit des Vorbeers muntern Zweigen  
Bekränze dir dein festlich Haar!“

Und eh' ihm noch das Wort entfallen,  
Da sieht man's von den Schiffen wallen  
Und tausend Stimmen rufen: „Sieg!  
Von Feindesnot sind wir befreiet,  
Die Kreter hat der Sturm zerstreuet,  
Vorbei, geendet ist der Krieg!“ X *Amnig*

Getroffen sank dein Feind vom  
Speere;  
Mich sendet mit der frohen Märe  
Dein treuer Feldherr Polydor“ —  
Und nimmt aus einem schwarzen Becken,  
Noch blutig, zu der beiden Schrecken,  
Ein wohlbekanntes Haupt hervor.

Das hört der Gasfreund mit Ent-  
setzen.  
„Fürwahr, ich muß dich glücklich schätzen!  
Doch,“ spricht er, „zitt'r' ich für dein Heil.  
Mir grauet vor der Götter Reide;  
Des Lebens ungemischte Freude  
Ward keinem Irdischen zu teil.“

Der König tritt zurück mit Grauen.  
„Doch warn' ich dich, dem Glück zu  
trauen,“  
Versetzt er mit besorgtem Blick;  
„Bedenk, auf ungetreuen Wellen —  
Wie leicht kann sie der Sturm zer-  
schellen —  
Schwimmt deiner Flotte zweifelnd  
Glück!“

Auch mir ist alles wohl geraten,  
Bei allen meinen Herrschertaten  
Begleitet mich des Himmels Huld;  
Doch hatt' ich einen teuern Erben,  
Den nahm mir Gott, ich sah ihn  
sterben,  
Dem Glück bezahlt' ich meine  
Schuld.

Drum willst du dich vor Leid be-  
währen,  
So flehe zu den Unsichtbaren,  
Daß sie zum Glück den Schmerz verleihn;  
Noch keinen sah ich fröhlich enden,  
Auf den mit immer vollen Händen  
Die Götter ihre Gaben streu'n.

Und wenn's die Götter nicht ge-  
währen,  
So acht' auf eines Freundes Lehren  
Und rufe selbst das Unglück her;  
Und was von allen deinen Schätzen  
Dein Herz am höchsten mag ergötzen,  
Das nimm und wirf's in dieses Meer!"

Und jener spricht, von Furcht bewegt:  
„Von allem, was die Insel heget,  
Ist dieser Ring mein höchstes Gut.  
Ihn will ich den Erinnen weihen,  
Ob sie mein Glück mir dann verzeihen,“  
Und wirft das Kleinod in die Flut.

Und bei des nächsten Morgens Lichte,  
Da tritt mit fröhlichem Gesichte  
Ein Fischer vor den Fürsten hin:  
„Herr, diesen Fisch hab' ich ge-  
fangen,  
Wie keiner noch ins Netz gegangen;  
Dir zum Geschenke bring' ich ihn.“

Und als der Koch den Fisch zerteilet,  
Kommt er bestürzt herbeigeeilet  
Und ruft mit hocherstauntem Blick:  
„Sieh, Herr, den Ring, den du ge-  
tragen,  
Ihn fand ich in des Fisches Magen;  
O, ohne Grenzen ist dein Glück!"

Hier wendet sich der Gast mit Grausen:  
„So kann ich hier nicht ferner haufen,  
Mein Freund kannst du nicht weiter sein.  
Die Götter wollen dein Verderben;  
Fort eil' ich, nicht mit dir zu sterben.“  
Und sprach's und schiffte schnell sich ein.  
Friedrich Schiller.

## 42. Der Taucher.

„Wer wagt es, Rittersmann oder Knapp',  
Zu tauchen in diesen Schlund?  
Einen goldnen Becher werf' ich hinab;  
Verschlungen schon hat ihn der schwarze Mund.  
Wer mir den Becher kann wieder zeigen,  
Er mag ihn behalten, er ist sein eigen.“

Der König spricht es und wirft von der Höh'  
Der Klippe, die schroff und steil  
Hinaushängt in die unendliche See,  
Den Becher in der Charybde Geheul.  
„Wer ist der Beherzte, ich frage wieder,  
Zu tauchen in diese Tiefe nieder?“

Und die Ritter, die Knappen um ihn her  
Vernehmen's und schweigen still,  
Sehen hinab in das wilde Meer  
Und keiner den Becher gewinnen will.  
Und der König zum drittenmal wieder fraget:  
„Ist keiner, der sich hinunter waget?“

Doch alles noch stumm bleibt wie zuvor;  
Und ein Edelknecht, sanft und keck,  
Tritt aus der Knappen zagendem Chor  
Und den Gürtel wirft er, den Mantel weg  
Und alle die Männer umher und Frauen  
Auf den herrlichen Jüngling verwundert schauen.

Und wie er tritt an des Felsen Hang  
Und blickt in den Schlund hinab,  
Die Wasser, die sie hinunter schlang,  
Die Charybde jetzt brüllend wiedergab;  
Und wie mit des fernen Donners Getöse  
Entstürzen sie schäumend dem finstern Schoße.

Und es waltet und siedet und brauset und zischt,  
Wie wenn Wasser mit Feuer sich mengt;  
Bis zum Himmel spritzt der dampfende Gischt  
Und Flut auf Flut sich ohn' Ende drängt  
Und will sich nimmer erschöpfen und leeren,  
Als wollte das Meer noch ein Meer gebären.

Doch endlich, da legt sich die wilde Gewalt  
Und schwarz aus dem weißen Schaum  
Klafft hinunter ein gähnender Spalt,  
Grundlos, als ging's in den Höllenraum;  
Und reißend sieht man die brandenden Wogen  
Hinab in den strudelnden Trichter gezogen.

Jetzt schnell, eh' die Brandung wiederkehrt,  
Der Jüngling sich Gott befehlt  
Und — ein Schrei des Entsetzens wird rings gehört  
Und schon hat ihn der Wirbel hinweggespült  
Und geheimnisvoll über dem kühnen Schwimmer  
Schließt sich der Rachen; er zeigt sich nimmer.

Und stille wird's über dem Wasserschlund,  
In der Tiefe nur brauset es hohl  
Und bebend hört man von Mund zu Mund:  
„Hochherziger Jüngling, fahre wohl“  
Und hohler und hohler hört man's heulen  
Und es harrt noch mit bangem, mit schrecklichem Weilen.

Und wärfst du die Krone selber hinein  
Und sprächst: Wer mir bringet die Kron',  
Er soll sie tragen und König sein!  
Mich gelüstete nicht nach dem teuern Lohn.  
Was die heulende Tiefe da unten verhehle,  
Das erzählt keine lebende, glückliche Seele.

Wohl manches Fahrzeug, vom Strudel gefaßt,  
Schoß jäh in die Tiefe hinab;  
Doch zerschmettert nur rangen sich Kiel und Mast  
Hervor aus dem alles verschlingenden Grab. —  
Und heller und heller wie Sturmes Sausen  
Hört man's näher und immer näher brausen.

Und es wallet und siedet und brauset und zischt,  
Wie wenn Wasser mit Feuer sich mengt,  
Bis zum Himmel spritzt der dampfende Gischt  
Und Well' auf Well' sich ohn' Ende drängt  
Und wie mit des fernen Donners Getöse  
Entstürzt es brüllend dem finstern Schoße.

Und sieh, aus dem finster flutenden Schoß,  
Da hebet sich's schwanenweiß  
Und ein Arm und ein glänzender Nacken wird bloß  
Und es rudert mit Kraft und mit emsigem Fleiß  
Und er ist's und hoch in seiner Linken  
Schwingt er den Becher mit freudigem Winken!

Und atmete lang und atmete tief  
Und begrüßte das himmlische Licht.  
Mit Frohlocken es einer dem andern rief:  
„Er lebt, er ist da, es behielt ihn nicht!  
Aus dem Grab, aus der strudelnden Wasserhöhle  
Hat der Brave gerettet die lebende Seele!“

Und er kommt; es umringt ihn die jubelnde Schar;  
Zu des Königs Füßen er sinkt,  
Den Becher reicht er ihm kniend dar  
Und der König der lieblichen Tochter winkt;  
Die füllt ihn mit funkelndem Wein bis zum Rande  
Und der Jüngling sich also zum König wandte:

„Lang lebe der König! Es freue sich,  
Wer da atmet im rosigen Licht!  
Da unten aber ist's fürchterlich  
Und der Mensch versuche die Götter nicht  
Und begehre nimmer und nimmer zu schauen,  
Was sie gnädig bedecken mit Nacht und Grauen.

Es riß mich hinunter blitzesschnell;  
Da stürzt' mir aus felsigem Schacht  
Wildflutend entgegen ein reißender Quell;  
Mich packte des Doppelstroms wütende Macht  
Und wie einen Kreisel mit schwindelndem Drehen  
Trieb mich's um, ich konnte nicht widerstehen.

Da zeigte mir Gott, zu dem ich rief,  
In der höchsten, schrecklichen Not  
Aus der Tiefe ragend ein Felsenriff;  
Das erfaßt' ich behend und entrann dem Tod.  
Und da hing auch der Becher an spitzen Korallen,  
Sonst wär' er ins Bodenlose gefallen.

Denn unter mir lag's noch bergetief  
In purpurner Finsternis da,  
Und ob's hier dem Ohre gleich ewig schlief,  
Das Auge mit Schauern hinuntersah,  
Wie's von Salamandern und Molchen und Drachen  
Sich regt' in dem furchtbaren Höllenrachen.

Schwarz wimmelten da, in grausem Gemisch,  
Zu scheußlichen Klumpen geballt,  
Der stachlichte Roche, der Klippenfisch,  
Des Hammers greuliche Ungestalt  
Und dräuend wies mir die grimmigen Zähne  
Der entsetzliche Hai, des Meeres Hyäne.

Und da hing ich und war's mir mit Grausen bewußt,  
Von der menschlichen Hilfe so weit,  
Unter Larven die einzige fühlende Brust,  
Allein in der gräßlichen Einsamkeit,  
Tief unter dem Schall der menschlichen Rede  
Bei den Ungeheuern der traurigen Öde.

Und schauernd dacht' ich's, da kroch's heran,  
Regte hundert Gelenke zugleich,  
Will schnappen nach mir; in des Schreckens Wahn  
Lass' ich los der Koralle umklammerten Zweig;  
Gleich faßt mich der Strudel mit rasendem Toben;  
Doch es war mir zum Heil, er riß mich nach oben.“

Der König darob sich verwundert schier  
Und spricht: „Der Becher ist dein  
Und diesen Ring noch bestimm' ich dir,  
Geschmückt mit dem köstlichsten Edelgestein,  
Versuchst du's noch einmal und bringst mir Kunde,  
Was du sahst auf des Meeres tiefunterstem Grunde.“

Das hörte die Tochter mit weichem Gefühl  
Und mit schmeichelndem Munde sie fleht:  
„Laßt, Vater, genug sein das grausame Spiel!  
Er hat Euch bestanden, was keiner besteht,  
Und könnt Ihr des Herzens Gelüste nicht zähmen,  
So mögen die Ritter den Knappen beschämen.“

Drauf der König greift nach dem Becher schnell,  
In den Strudel ihn schleudert hinein:  
„Und schaffst du den Becher mir wieder zur Stell',  
So sollst du der trefflichste Ritter mir sein  
Und sollst sie als Ehgemahl heut' noch umarmen,  
Die jetzt für dich bittet mit zartem Erbarmen.“

Da ergreift's ihm die Seele mit Himmelsgewalt  
Und es blitzt aus den Augen ihm kühn  
Und er siehet erröten die schöne Gestalt  
Und sieht sie erbleichen und sinken hin;  
Da treibt's ihn, den köstlichen Preis zu erwerben,  
Und stürzt hinunter auf Leben und Sterben.

Wohl hört man die Brandung, wohl kehrt sie zurück,  
Sie verkündigt der donnernde Schall;  
Da bückt sich's hinunter mit liebendem Blick,  
Es kommen, es kommen die Wasser all,  
Sie rauschen herauf, sie rauschen nieder,  
Den Jüngling bringt keines wieder.

Friedrich Schiller.

### 43. Der Kampf mit dem Drachen.

Was rennt das Volk, was wälzt sich  
dort

Die langen Gassen brausend fort?  
Stürzt Rhodus unter Feuers Flammen?  
Es rottet sich im Sturm zusammen  
Und einen Ritter, hoch zu Roß,  
Gewahr' ich aus dem Menschentroß.  
Und hinter ihm, Welch Abenteuer,  
Bringt man geschleppt ein Unge-  
heuer!

Ein Drache scheint es von Gestalt  
Mit weitem Krokodilkrachen  
Und alles blickt verwundert bald  
Den Ritter an und bald den  
Drachen.

Und tausend Stimmen werden laut:  
„Das ist der Lindwurm, kommt und  
schau,

Der Hirt und Herden uns verschlungen!  
Das ist der Held, der ihn bezwungen!  
Viel' andre zogen vor ihm aus,  
Zu wagen den gewalt'gen Strauß.  
Doch keinen sah man wiederkehren;  
Den kühnen Ritter soll man ehren!“  
Und nach dem Kloster geht der

Zug,  
Wo Sankt Johannis des Täufers  
Orden,  
Die Ritter des Spitals, im Flug  
Zu Räte sind versammelt worden.

Und vor den edlen Meister tritt  
Der Jüngling mit bescheidnem Schritt;  
Nach drängt das Volk mit wildem  
Rufen,

Erfüllend des Geländers Stufen;  
Und jener nimmt das Wort und spricht:  
„Ich hab' erfüllt die Ritterspflicht;  
Der Drache, der das Land verödet,  
Er liegt von meiner Hand getödet;  
Frei ist dem Wanderer der Weg,  
Der Hirte treibe ins Gefilde,  
Froh walle auf dem Felsensteg  
Der Pilger zu dem Gnadenbilde.“

Doch strenge blickt der Fürst ihn an  
Und spricht: „Du hast als Held  
getan;

Der Mut ist's, der den Ritter  
ehret,

Du hast den kühnen Geist bewähret.  
Doch sprich, was ist die erste Pflicht  
Des Ritters, der für Christum ficht,  
Sich schmücket mit des Kreuzes  
Zeichen?“

Und alle ringsherum erbleichen.  
Doch er mit edlem Anstand spricht,  
Indem er sich errötend neiget:  
„Gehorsam ist die erste Pflicht,  
Die ihn des Schmuckes würdig zeigt.“

„Und diese Pflicht, mein Sohn,“  
versezt

Der Meister, „hast du frech verlegt;  
Den Kampf, den das Gesetz ver-  
saget,

Hast du mit freulem Mut gewaget!“

„Herr, richte, wenn du alles weißt,“  
Spricht jener mit gesetztem Geist;

„Denn des Gesetzes Sinn und Willen  
Vermeint' ich treulich zu erfüllen;  
Nicht unbedachtfam zog ich hin,  
Das Ungeheuer zu bekriegen;  
Durch List und fluggewandten Sinn  
Versucht' ich's, in dem Kampf zu  
liegen.“

Fünf unsers Ordens waren schon,  
Die Hierden der Religion,  
Des kühnen Mutes Opfer worden,  
Da wehrtest du den Kampf dem  
Orden.

Doch an dem Herzen nagte mir  
Der Anmut und die Streitbegier,  
Ja, selbst im Traum der stillen Nächte  
Fand ich mich keuchend im Gefechte;  
Und wenn der Morgen dämmernd kam  
Und Kunde gab von neuen Plagen,  
Da saßte mich ein wilder Gram  
Und ich beschloß, es frisch zu wagen.

Und zu mir selber sprach ich dann:  
Was schmückt den Jüngling, ehrt den  
Mann,

Was leisteten die tapfern Helden,  
Von denen uns die Vieder melden,  
Die zu der Götter Glanz und  
Ruhm

Erhob das blinde Heidentum?  
Sie reinigten von Ungeheuern  
Die Welt in kühnen Abenteuern,  
Begegneten im Kampf dem Leu'n  
Und rangen mit dem Minotauren,  
Die armen Opfer zu befrei'n,  
Und ließen sich das Blut nicht  
dauren.

Ist nur der Sarazen' es wert,  
Daß ihn bekämpft des Christen  
Schwert?

Bekriegt er nur die falschen Götter?  
Gesandt ist er der Welt zum Retter,  
Von jeder Not und jedem Harm  
Befreien muß sein starker Arm;  
Doch seinen Mut muß Weisheit leiten  
Und List muß mit der Stärke  
streiten.

So sprach ich oft und zog allein,  
Des Raubtiers Fahrte zu erkunden;  
Da stößte mir der Geist es ein,  
Trotz rief ich aus: Ich hab's ge-  
funden.

Und trat zu dir und sprach dies  
Wort:

Mich zieht es nach der Heimat fort.  
Du, Herr, willfahrtest meinen Bitten  
Und glücklich war das Meer durch-  
schnitten.

Raum stieg ich aus am heim'schen  
Strand,

Gleich ließ ich durch des Künstlers  
Hand,

Getreu den wohlbemerkten Zügen,  
Ein Drachenbild zusammensügen.

Auf kurzen Füßen wird die Last  
Des langen Leibes aufgetürmet,  
Ein schuppicht Panzerhemd umfaßt  
Den Rücken, den es furchtbar schirmet.

Lang strecket sich der Hals hervor  
Und gräßlich, wie ein Hölleutor,  
Als schnappt' es gierig nach der  
Beute,

Eröffnet sich des Rachens Weite  
Und aus dem schwarzen Schlunde  
drän'n

Der Zähne stachelichte Reih'n,  
Die Zunge gleicht des Schwertes Spitze,  
Die kleinen Augen sprühen Blitze;  
In eine Schlange endigt sich  
Des Rückens ungeheure Länge,  
Kollt um sich selber fürchterlich,  
Daß es um Mann und Roß sich  
schlänge.

Und alles bild' ich nach genau  
Und kleid' es in ein scheußlich  
Grau;

Halb Wurm erschieß's, halb Molch und  
Drache,

Gezeugt in der giftigen Lache.  
Und als das Bild vollendet war,  
Erwähl' ich mir ein Doggenpaar,  
Gewaltig, schnell, von stinken Läufen,  
Gewohnt, den wilden Ur zu  
greifen;

Die heb' ich auf den Lindwurm an,  
Erhiße sie zu wildem Grimme,  
Zu fassen ihn mit scharfem Zahn,  
Und lenke sie mit meiner Stimme.

Und wo des Bauches weiches  
Wies

Den scharfen Bissen Blöße ließ,  
Da reiz' ich sie, den Wurm zu  
packen,

Die spizen Zähne einzuhaßen.  
Ich selbst, bewaffnet mit Geschöß,  
Besteige mein arabisch Roß,  
Von adeliger Zucht entflammt;  
Und als ich seinen Zorn entflammt,  
Rasch auf den Drachen spreng' ich's  
Los

Und stachl' es mit den scharfen  
Sporen

Und werfe zielend mein Geschöß,  
Als wollt' ich die Gestalt durchbohren.

Ob auch das Roß sich graugend  
bäumt  
Und knirscht und in den Zügel  
schäumt  
Und meine Doggen ängstlich stöhnen,  
Nicht rast' ich, bis sie sich ge-  
wöhnen.  
So üb' ich's aus mit Emsigkeit,  
Bis dreimal sich der Mond erneut;  
Und als sie jedes recht begriffen,  
Führ' ich sie her auf schnellen Schiffen.  
Der dritte Morgen ist es nun,  
Daß mir's gelungen, hier zu landen;  
Den Gliedern gönnt' ich kaum zu  
ruhn,  
Bis ich das große Werk bestanden.

Denn heiß erregte mir das Herz  
Des Landes frisch erneuter Schmerz:  
Zerissen fand man jüngst die  
Hirten,  
Die nach dem Sumpfe sich ver-  
irrten.  
Und ich beschließe rasch die Tat,  
Nur von dem Herzen nehm' ich  
Rat.  
Flugs unterricht' ich meine Knappen,  
Besteige den versuchten Rappen,  
Und von dem edlen Doggenpaar  
Begleitet, auf geheimen Wegen,  
Wo meiner Tat kein Zeuge war,  
Reit' ich dem Feinde frisch entgegen.

Das Kirchlein kennst du, Herr, das  
hoch  
Auf eines Felsenberges Joch,  
Der weit die Insel überschauet,  
Des Meisters kühner Geist erbauet.  
Verächtlich scheint es, arm und  
klein,  
Doch ein Mirakel schließt es ein,  
Die Mutter mit dem Jesusknaben,  
Den die drei Könige begaben.  
Auf dreimal dreißig Stufen steigt  
Der Pilgrim nach der steilen  
Höhe;  
Doch hat er schwindelnd sie erreicht,  
Erquickt ihn seines Heilands Nähe.

Tief in den Fels, auf dem es  
hängt,  
Ist eine Grotte eingesprenzt,  
Vom Tau des nahen Moores befeuchtet,  
Wohin des Himmels Strahl nicht  
leuchtet.  
Hier haufete der Wurm und lag,  
Den Raub erspähend, Nacht und  
Tag.  
So hielt er, wie der Höllendrache,  
Am Fuß des Gotteshauses Wache;  
Und kam der Pilgrim hergewallt  
Und lenkte in die Unglücksstraße,  
Hervor brach aus dem Hinterhalt  
Der Feind und trug ihn fort zum  
Frasse.

Den Felsen stieg ich jetzt hinan,  
Oh' ich den schweren Strauß begann,  
Hin kniet' ich vor dem Christus-  
kinde  
Und reinigte mein Herz von Sünde.  
Drauf gürt' ich mir im Heiligtum  
Den blanken Schmuck der Waffen  
um,  
Bewehre mit dem Spieß die Rechte  
Und nieder steig' ich zum Gefechte.  
Zurück bleibt der Knappen Troß;  
Ich gebe scheidend die Befehle  
Und schwinge mich behend aufs  
Roß  
Und Gott empfehl' ich meine Seele.

Kaum seh' ich mich im ebenen Plan,  
Flugs schlagen meine Doggen an  
Und bang beginnt das Roß zu  
keuchen  
Und bäumet sich und will nicht  
weichen;  
Denn nahe liegt, zum Knäuel geballt,  
Des Feindes scheußliche Gestalt  
Und sonnet sich auf warmem Grunde.  
Auf jagen ihn die flinken Hunde;  
Doch wenden sie sich pfeilgeschwind,  
Als es den Rachen gähmend teilet  
Und von sich haucht den gift'gen  
Wind  
Und winselnd wie der Schakal heulet.

Doch schnell erfrisch' ich ihren  
Mut,

Sie fassen ihren Feind mit Wut,  
Indem ich nach des Tieres Lende  
Aus starker Faust den Speer ver-  
sende;

Doch machtlos, wie ein dünner Stab,  
Prallt er vom Schuppenpanzer ab,  
Und eh' ich meinen Wurf erneuet,  
Da bäumet sich mein Roß und  
scheuet

An seinem Basiliskensblick  
Und seines Atems gift'gem Wehen  
Und mit Entsetzen springt's zurück  
Und jezo war's um mich geschehen —

Da schwing' ich mich behend vom  
Roß,

Schnell ist des Schwertes Schneide  
bloß;

Doch alle Streiche sind verloren,  
Den Felsharnisch zu durchbohren.  
Und wütend mit des Schweifes Kraft  
Hat es zur Erde mich gerafft;  
Schon seh' ich seinen Rachen gähnen,  
Es haut nach mir mit grimmen  
Zähnen,

Als meine Hunde, wutentbrannt,  
An seinen Bauch mit grim'm'gen  
Bissen

Sich warfen, daß es heulend stand,  
Von ungeheurem Schmerz zerrissen.

Und eh' es ihren Bissen sich  
Entwindet, rasch erheb' ich mich,  
Erspähe mir des Feindes Blöße  
Und stoße tief ihm ins Getröse  
Nachbohrend bis ans Hest den  
Stahl.

Schwarzquellend springt des Blutes  
Strahl,

Hin sinkt es und begräbt im Falle  
Mich mit des Leibes Riesenballe,  
Daß schnell die Sinne mir vergehn;  
Und als ich neugestärkt erwache,  
Seh' ich die Knappen um mich  
stehn

Und tot im Blute liegt der Drache.“

Des Beifalls lang gehemmte Lust  
Befreit jetzt aller Hörer Brust,  
Sowie der Ritter dies gesprochen;  
Und zehnfach am Gewölb' gebrochen,  
Wälzt der vermischten Stimmen  
Schall

Sich brausend fort im Widerhall.  
Laut fordern selbst des Ordens  
Söhne,

Daß man die Heldenstirne kröne,  
Und dankbar im Triumphgepräg'  
Will ihn das Volk dem Volke  
zeigen.

Da faltet seine Stirne streng  
Der Meister und gebietet Schweigen

Und spricht: „Den Drachen, der dies  
Land

Verheert, schlugt du mit tapirer  
Hand;

Ein Gott bist du dem Volke worden, —  
Ein Feind kommst du zurück dem  
Orden

Und einen schlimmern Wurm gebar  
Dein Herz, als dieser Drache war.  
Die Schlange, die das Herz vergiftet,  
Die Zwietracht und Verderben stiftet,  
Das ist der widerpenst'ge Geist,  
Der gegen Zucht sich frech empöret,  
Der Ordnung heilig Band zerreißt;  
Denn er ist's, der die Welt zer-  
stört.

Mut zeigt auch der Mameluk,  
Gehorsam ist des Christen Schmutz;  
Denn wo der Herr in seiner Größe  
Gewandelt hat in Knechtesblöße,  
Da stifteten auf heil'gem Grund  
Die Väter dieses Ordens Bund,  
Der Pflichten schwerste zu erfüllen,  
Zu händigen den eignen Willen.  
Dich hat der eitle Ruhm bewegt,  
Drum wende dich aus meinen  
Blicken!

Denn wer des Herren Joch nicht  
trägt,  
Darf sich mit seinem Kreuz nicht  
schmücken.“

Da bricht die Menge tobend aus,  
Gewalt'ger Sturm bewegt das Haus,  
Um Gnade flehen alle Brüder;  
Doch schweigend blickt der Jüngling nieder,  
Still legt er von sich das Gewand  
Und küßt des Meisters strenge Hand  
Und geht. — Der folgt ihm mit dem Blicke,  
Dann ruft er liebend ihn zurücke  
Und spricht: „Umarme mich, mein Sohn!  
Dir ist der härtere Kampf gelungen.  
Nimm dieses Kreuz! Es ist der Lohn  
Der Demut, die sich selbst bezwungen.“

Friedrich Schiller.

#### 44. Die Worte des Glaubens.

Drei Worte nenn' ich euch, inhaltsschwer,  
Sie gehen von Munde zu Munde;  
Doch stammen sie nicht von außen her,  
Das Herz nur gibt davon Kunde.  
Dem Menschen ist aller Wert geraubt,  
Wenn er nicht mehr an die drei Worte glaubt.

Der Mensch ist frei geschaffen, ist frei,  
Und würd' er in Ketten geboren.  
Laßt euch nicht irren des Pöbels Geschrei,  
Nicht den Mißbrauch rasender Toren!  
Vor dem Sklaven, wenn er die Kette bricht,  
Vor dem freien Menschen erzittert nicht!

Und die Tugend, sie ist kein leerer Schall,  
Der Mensch kann sie üben im Leben,  
Und sollt' er auch straucheln überall,  
Er kann nach der göttlichen streben,  
Und was kein Verstand der Verständigen sieht,  
Das übet in Einfalt ein kindlich Gemüt.

Und ein Gott ist, ein heiliger Wille lebt,  
Wie auch der menschliche wankt;  
Hoch über der Zeit und dem Raume webt  
Lebendig der höchste Gedanke;  
Und ob alles in ewigem Wechsel kreist,  
Es beharret im Wechsel ein ruhiger Geist.

Die drei Worte bewahret euch, inhaltlichwer,  
Sie pflanzet von Munde zu Munde,  
Und stammen sie gleich nicht von außen her,  
Euer Innres gibt davon Kunde.  
Dem Menschen ist nimmer sein Wert geraubt,  
Solang er noch an die drei Worte glaubt.

Friedrich Schiller.

#### 45. Wallenstein.

Wallenstein hatte über eine Armee von beinahe hunderttausend Mann zu gebieten, von denen er angebetet wurde, als das Urtheil der Absetzung ihm verkündet werden sollte. Die meisten Offiziere waren seine Geschöpfe, seine Winke Aussprüche des Schicksals für den gemeinen Soldaten. Grenzenlos war sein Ehrgeiz, unbeugsam sein Stolz, sein gebieterischer Geist nicht fähig, eine Kränkung ungerochen zu erdulden. Ein Augenblick sollte ihn jetzt von der Fülle der Gewalt in das Nichts des Privatstandes herunterstürzen. Jedoch war es nichts Leichtes, Wallenstein die Macht zu nehmen. Man hatte deswegen die Vorsicht gebraucht, zwei von seinen vertrautesten Freunden zu Überbringern dieser schlimmen Botschaft zu wählen, welche durch die schmeichelhaftesten Zusicherungen der fortdauernden kaiserlichen Gnade so sehr wie möglich gemildert werden sollte.

Wallenstein wußte längst den ganzen Inhalt ihrer Sendung, als die Abgesandten des Kaisers ihm vor die Augen traten. Er hatte Zeit gehabt, sich zu sammeln, und sein Gesicht zeigte Heiterkeit, während Schmerz und Wut in seinem Herzen stürmten. Aber er hatte beschlossen zu gehorchen. Dieser Urtheilspruch überraschte ihn, ehe zu einem kühnen Schritte die Umstände reif und die Anstalten fertig waren. Seine weitläufigen Güter waren in Böhmen und Mähren zerstreut; durch Einziehung derselben konnte der Kaiser ihm den Nerv seiner Macht zerschneiden. Von der Zukunft erwartete er Genugthuung und in dieser Hoffnung bestärkten ihn die Prophezeiungen eines italienischen Astrologen, der diesen ungebändigten



Wallenstein.

Geist gleich einem Knaben am Gängelbände führte. Seni, so hieß er, hatte es in den Sternen gelesen, daß die glänzende Laufbahn seines Herrn noch lange nicht geendigt sei, daß ihm die Zukunft noch ein schimmerndes Glück aufbewahre. Man brauchte die Sterne nicht zu bemühen, um mit Wahrscheinlichkeit vorherzusagen, ein Feind wie Gustav Adolf werde einen General wie Wallenstein nicht lange entbehren lassen.

„Der Kaiser ist verraten,“ antwortete Wallenstein den Gesandten; „ich bedaure ihn, aber ich vergebe ihm. Zwar tut mir's wehe, daß er mich mit so wenigem Widerstande hingegeben hat; aber ich will gehorchen.“ Die Abgeordneten entließ er fürstlich beschenkt und den Kaiser ersuchte er in einem demütigen Schreiben, ihn seiner Gunst nicht zu berauben und bei den erworbenen Würden zu schützen. Allgemein war das Murren der Armee, als die Abjehung ihres Feldherrn bekannt wurde, und der größte Teil seiner Offiziere trat sogleich aus dem kaiserlichen Dienste. Viele folgten ihm auf seine Güter nach Böhmen und Mähren; andere fesselte er durch beträchtliche Pensionen, um sich ihrer bei Gelegenheit sogleich bedienen zu können.

Sein Plan war nichts weniger als Ruhe, da er in die Stille des Privatstandes zurücktrat. Der Pomp eines Königs umgab ihn in dieser Einsamkeit und schien dem Urteilspruche seiner Erniedrigung Hohn zu sprechen. Sechs Pforten führten zu dem Palaste, den er in Prag bewohnte, und hundert Häuser mußten niedergerissen werden, um dem Schloßhofs Raum zu machen. Ähnliche Paläste wurden auf seinen übrigen zahlreichen Gütern erbaut. Kavaliers aus den edelsten Häusern wetteiferten um die Ehre, ihn zu bedienen, und man sah kaiserliche Kammerherren den goldenen Schlüssel zurückgeben, um bei Wallenstein eben dieses Amt zu bekleiden. Er hielt sechzig Pagen, die von den trefflichsten Meistern unterrichtet wurden; sein Vorzimmer wurde stets durch fünfzig Trabanten bewacht. Seine gewöhnliche Tafel war nie unter hundert Gängen, sein Haushofmeister eine vornehme Standesperson. Reiste er über Land, so wurden ihm Geräte und Gefolge auf hundert sechs- und vier-spännigen Wagen nachgefahren; in sechzig Karossen mit fünfzig Handpferden folgte ihm sein Hof. Die Pracht der Livreen, der Glanz der Equipagen und der Schmuck der Zimmer war dem übrigen Aufwande gemäß. Sechs Barone und ebenso viele Ritter mußten beständig seine Person umgeben, um jeden Wink zu vollziehen, zwölf Scharwachen die Runde um seinen Palast machen, um jeden Lärm abzuhalten.

Sein immer arbeitender Kopf brauchte Stille; kein Geräusch der Wagen durfte seiner Wohnung nahe kommen und die Straßen wurden nicht selten durch Ketten gesperrt. Stumm wie die Zugänge zu ihm war auch sein Umgang. Finster, verschlossen, unergründlich sparte er seine Worte mehr

als seine Geiſtenke und das wenige, was er ſprach, wurde mit einem widrigen Tone ausgeſtoßen. Er lachte niemals und den Verführungen der Sinne widerſtand die Kälte ſeines Blutes. Immer geſchäftig und von großen Entwürfen bewegt, entſagte er allen leeren Zerſtreuungen, wodurch andere das koſtbare Leben vergeuden. Einen durch ganz Europa ausgebreiteten Briefwechſel beſorgte er ſelbſt; die meiſten Aufſätze ſchrieb er mit eigener Hand nieder, um der Verſchwiegenheit anderer ſo wenig wie möglich anzuvertrauen. Er war von großer Statur und hager, von gelblicher Gefichtsfarbe, hatte rötliche, kurze Haare, kleine, aber funkelnde Augen. Ein furchtbarer, zurüchſchreckender Ernſt ſaß auf ſeiner Stirn und nur das Übermaß ſeiner Belohnungen konnte die zitternde Schar ſeiner Diener feſthalten.

In dieſer prahleriſchen Dunkelheit erwartete Wallenſtein ſtill, doch nicht müßig ſeine glänzende Stunde und der Rache aufgehenden Tag.

Friedrich Schiller.

#### 46. Reiterlied.

(Aus „Wallenſteins Lager“.)

Kürassier. Wohlauf, Kameraden, aufs Pferd, aufs Pferd!

Ins Feld, in die Freiheit gezogen!

Im Felde, da iſt der Mann noch was wert,

Da wird das Herz noch gewogen;

Da tritt kein anderer für ihn ein,

Auf ſich ſelber ſteht er da ganz allein.

Chor. Da tritt kein anderer für ihn ein,

Auf ſich ſelber ſteht er da ganz allein.

Dragoner. Aus der Welt die Freiheit verſchwunden iſt,

Man ſieht nur Herren und Knechte;

Die Falſchheit herrſchet, die Hinterliſt

Bei dem feigen Menſchengeschlechte;

Der dem Tod ins Angeſicht ſchauen kann,

Der Soldat allein iſt der freie Mann.

Chor. Der dem Tod ins Angeſicht ſchauen kann,

Der Soldat allein iſt der freie Mann.

Jäger. Das Lebens Ängſten, er wirft ſie weg,

Hat nicht mehr zu fürchten, zu ſorgen;

Er reitet dem Schickſal entgegen feck,

Trifft's heute nicht, trifft es doch morgen;

Und trifft es morgen, ſo laſſet uns heut'

Noch ſchlürfen die Reige der köſtlichen Zeit!

Chor. Und trifft es morgen, ſo laſſet uns heut'

Noch ſchlürfen die Reige der köſtlichen Zeit!

Wachtmeister. Vom Himmel fällt ihm sein lustig Loß,  
Braucht's nicht mit Müh' zu erstreben;  
Der Fröner, der sucht in der Erde Schatz,  
Da meint er den Schatz zu erheben.  
Er gräbt und schaufelt, solange er lebt,  
Und gräbt, bis er endlich sein Grab sich gräbt.

Chor. Er gräbt und schaufelt, solange er lebt,  
Und gräbt, bis er endlich sein Grab sich gräbt.

Jäger. Drum frisch, Kameraden, den Rappen gezäumt!  
Die Brust im Gefechte gelüftet!  
Die Jugend brauset, das Leben schäumt:  
Frisch auf, eh' der Geist noch verdüftet!  
Und setzet ihr nicht das Leben ein,  
Nie wird euch das Leben gewonnen sein.

Chor. Und setzet ihr nicht das Leben ein,  
Nie wird euch das Leben gewonnen sein. Friedrich Schiller.

#### 47. Das Mädchen aus der Fremde.

In einem Thal bei armen Hirten  
Erschien mit jedem jungen Jahr,  
Sobald die ersten Lerchen schwirren,  
Ein Mädchen, schön und wunderbar.

Sie war nicht in dem Thal geboren,  
Man wußte nicht, woher sie kam,  
Und schnell war ihre Spur verloren,  
Sobald das Mädchen Abschied nahm.

Beseligend war ihre Nähe  
Und alle Herzen wurden weit;  
Doch eine Würde, eine Höhe  
Entfernte die Vertraulichkeit.

Sie brachte Blumen mit und Früchte,  
Gereift auf einer andern Flur,  
In einem andern Sonnenlichte,  
In einer glücklichern Natur

Und teilte jedem eine Gabe  
Dem Früchte, jenem Blumen aus;  
Der Jüngling und der Greis am Stabe,  
Ein jeder ging beschenkt nach Haus.

Willkommen waren alle Gäste;  
Doch nahte sich ein liebend Paar,  
Dem reichte sie der Gaben beste,  
Der Blumen allerschönste dar.

Friedrich Schiller.

#### 48. Deutsche Treue.

*Um den Zepter Germaniens stritt mit Ludwig dem Bayer  
Friedrich aus Habsburgs Stamm, beide gerufen zum Thron;  
Aber den Austrier führt, den Jüngling, das neidische Kriegsglück  
In die Fesseln des Feinds, der ihn im Kampfe bezwingt.  
Mit dem Throne kauft er sich los, sein Wort muß er geben,  
Für den Sieger das Schwert gegen die Freunde zu ziehn;  
Aber was er in Banden gelobt, kann er frei nicht erfüllen;*

*Siehe, da stellt er aufs neu' willig den Banden sich dar.  
Tief gerührt umhalst ihn der Feind, sie wechseln von nun an  
Wie der Freund mit dem Freund traulich die Becher des Mahls,  
Arm in Arme schlummern auf einem Lager die Fürsten,  
Da noch blutiger Haß grimmig die Völker zerfleischt.  
Gegen Friedrichs Heer muß Ludwig ziehen. Zum Wächter  
Bayerns läßt er den Feind, den er bestreitet, zurück.  
„Wahrlich, so ist's! Es ist wirklich so! Man hat mir's geschrieben!“  
Rief der Pontifex aus, als er die Kunde vernahm.*

*Friedrich Schiller.*

## 49. Das Lied von der Glocke.

Vivos voco, mortuos plango, fulgura frango.<sup>1)</sup>

1. Festgemauert in der Erden  
Steht die Form, aus Lehm gebrannt.  
Heute muß die Glocke werden!  
Frisch, Gesellen, seid zur Hand!  
Von der Stirne heiß  
Rinnen muß der Schweiß,  
Soll das Werk den Meister loben,  
Doch der Segen kommt von oben.

I. Zum Werke, das wir ernst bereiten,  
Geziemt sich wohl ein ernstes Wort;  
Wenn gute Reden sie begleiten,  
Dann fließt die Arbeit munter fort.  
So laßt uns jetzt mit Fleiß betrachten,  
Was durch die schwache Kraft entspringt;  
Den schlechten Mann muß man ver-  
achten,  
Der nie bedacht, was er vollbringt.  
Das ist's ja, was den Menschen zieret,  
Und dazu ward ihm der Verstand,  
Daß er im innern Herzen spüret,  
Was er erschafft mit seiner Hand.

2. Nehmet Holz vom Fichtenstamme,  
Doch recht trocken laßt es sein,  
Daß die eingepreßte Flamme  
Schlage zu dem Schwalch hinein!  
Kocht des Kupfers Brei,  
Schnell das Zinn herbei,  
Daß die zähe Glockenspeise  
Fließe nach der rechten Weise!

II. Was in des Dammes tiefer Grube  
Die Hand mit Feuers Hilfe baut,  
Hoch in des Turmes Glockenstube,  
Da wird es von uns zengen laut.  
Noch dauern wird's in späten Tagen  
Und rühren vieler Menschen Ohr  
Und wird mit dem Betrübten klagen  
Und stimmen zu der Andacht Chor.  
Was unten tief dem Erdensohne  
Das wechselnde Verhängnis bringt,  
Das schlägt an die metallne Krone,  
Die es erbaulich weiter klingt.

3. Weiße Blasen seh' ich springen;  
Wohl, die Massen sind im Fluß.  
Laßt's mit Aschensalz durchbringen,  
Das befördert schnell den Guß.  
Auch vom Schäume rein  
Muß die Mischung fein,  
Daß vom reinlichen Metalle  
Rein und voll die Stimme schalle.

III. Denn mit der Freude Feierklange  
Begrüßt sie das geliebte Kind  
Auf seines Lebens erstem Gange,  
Den es in Schlafes Arm beginnt.  
Ihm ruhen noch im Zeitenschoße  
Die schwarzen und die heitern Lose;  
Der Mutterliebe zarte Sorgen  
Bewachen seinen goldnen Morgen —  
Die Jahre fliehen pfeilgeschwind.

<sup>1)</sup> Lebende rufe ich, Tote beklage ich, Blitze breche ich. Dieses Motto ist die Inschrift der Münsterglocke in Schaffhausen. 1, 2 u. f. w. Meisterprüche, I, II u. f. w. Betrachtungen.

Vom Mädchen reißt sich stolz der Knabe,  
 Er stürmt ins Leben wild hinaus,  
 Durchmiszt die Welt am Wanderstabe,  
 Fremd kehrt er heim ins Vaterhaus.  
 Und herrlich in der Jugend Prangen,  
 Wie ein Gebild' aus Himmelsöh'n,  
 Mit züchtigen, verschämten Wangen  
 Sieht er die Jungfrau vor sich stehn.  
 Da faßt ein namenloses Sehnen  
 Des Jünglings Herz, er irrt allein,  
 Aus seinen Augen brechen Tränen,  
 Er flieht der Brüder wilden Reih'n.  
 Errötend folgt er ihren Spuren  
 Und ist von ihrem Gruß beglückt,  
 Das Schönste sucht er auf den Fluren,  
 Womit er seine Liebe schmückt.  
 O zarte Sehnsucht, süßes Hoffen!  
 Der ersten Liebe goldne Zeit!  
 Das Auge sieht den Himmel offen,  
 Es schwelgt das Herz in Seligkeit.  
 O, daß sie ewig grünen bliebe,  
 Die schöne Zeit der jungen Liebe!

4. Wie sich schon die Pfeifen bräu-  
 nen!

Dieses Stäbchen tauch' ich ein,  
 Sehn wir's überglast erscheinen,  
 Wird's zum Guffe zeitig sein.  
 Setzt, Gesellen, frisch!  
 Brüßt mir das Gemisch,  
 Ob das Spröde mit dem Weichen  
 Sich vereint zum guten Zeichen.

IV. Denn wo das Strenge mit dem  
 Zarten,

Wo Starkes sich und Mildes paarten,  
 Da gibt es einen guten Klang.  
 Drum prüfe, wer sich ewig bindet,  
 Ob sich das Herz zum Herzen findet!  
 Der Wahn ist kurz, die Reu' ist lang.  
 Lieblich in der Bräute Locken  
 Spielt der jungfräuliche Kranz,  
 Wenn die hellen Kirchenglocken  
 Laden zu des Festes Glanz.  
 Ach, des Lebens schönste Feier  
 Endet auch den Lebensmai.  
 Mit dem Gürtel, mit dem Schleier  
 Reißt der schöne Wahn entzwei.

Die Leidenschaft flieht,  
 Die Liebe muß bleiben;  
 Die Blume verblüht,  
 Die Frucht muß treiben.  
 Der Mann muß hinaus  
 Ins feindliche Leben,  
 Muß wirken und streben  
 Und pflanzen und schaffen,  
 Erkräften, erraffen,  
 Muß wetten und wagen,  
 Das Glück zu erjagen.  
 Da strömet herbei die unendliche Gabe,  
 Es füllt sich der Speicher mit köst-  
 licher Habe,  
 Die Räume wachsen, es dehnt sich  
 das Haus.

Und drinnen waltet  
 Die züchtige Hausfrau,  
 Die Mutter der Kinder,  
 Und herrschet weise  
 Im häuslichen Kreise  
 Und lehret die Mädchen  
 Und wehret den Knaben  
 Und reget ohn' Ende  
 Die fleißigen Hände  
 Und mehrt den Gewinn  
 Mit ordnendem Sinn  
 Und füllet mit Schätzen die duften-  
 den Laden  
 Und dreht um die schnurrende Spindel  
 den Faden  
 Und sammelt im reinlich geglätteten  
 Schrein  
 Die schimmernde Wolle, den schnee-  
 ichten Lein  
 Und füget zum Guten den Glanz und  
 den Schimmer  
 Und ruhet nimmer.

Und der Vater mit frohem Blick  
 Von des Hauses weitschauendem  
 Giebel  
 Überzählet sein blühend Glück,  
 Siehet der Posten ragende Bäume  
 Und der Scheunen gefüllte Räume  
 Und die Speicher, vom Segen ge-  
 bogen,  
 Und des Kornes bewegte Wogen,

Rühmt sich mit stolzem Mund:  
 „Fest wie der Erde Grund  
 Gegen des Unglücks Macht  
 Steht mir des Hauses Pracht!“  
 Doch mit des Geschicks Mächten  
 Ist kein ew'ger Bund zu flechten  
 Und das Unglück schreitet schnell.

5. Wohl, nun kann der Fuß be-  
 ginnen,  
 Schön gezack't ist der Bruch.  
 Doch bevor wir's lassen rinnen,  
 Betet einen frommen Spruch!  
 Stoßt den Zapfen aus!  
 Gott bewahr' das Haus!  
 Rauchend in des Henkels Bogen  
 Schießt's mit feuerbraunen Wogen.

V. Wohlthätig ist des Feuers Macht,  
 Wenn sie der Mensch bezähmt, be-  
 wacht,

Und was er bildet, was er schafft,  
 Das dankt er dieser Himmelskraft;  
 Doch furchtbar wird die Himmels-  
 kraft,

Wenn sie der Fessel sich entrafft,  
 Einhertritt auf der eignen Spur  
 Die freie Tochter der Natur.

Wehe, wenn sie losgelassen,  
 Wachsend ohne Widerstand  
 Durch die vollbelebten Gassen  
 Wälzt den ungeheuren Brand!  
 Denn die Elemente hassen  
 Das Gebild der Menschenhand:

Aus der Wolke  
 Quillt der Segen,  
 Strömt der Regen;  
 Aus der Wolke ohne Wahl  
 Zuckt der Strahl.  
 Hört ihr's wimmern hoch vom Turm?  
 Das ist Sturm!  
 Rot wie Blut  
 Ist der Himmel!  
 Das ist nicht des Tages Blut!  
 Welch Getümmel  
 Straßen auf!  
 Dampf wallt auf!

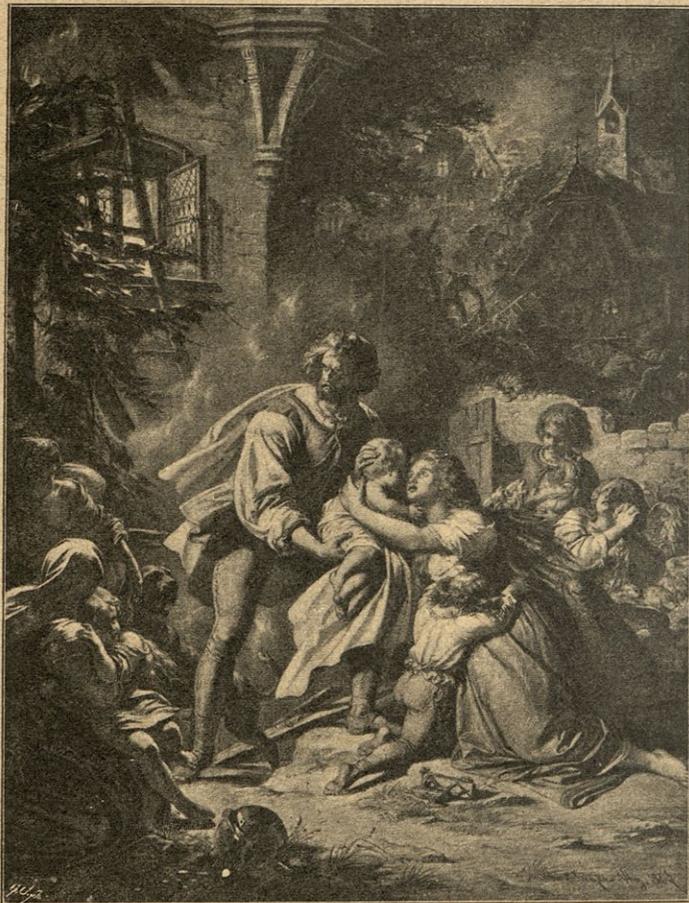
Flackernd steigt die Feuer säule,  
 Durch der Straße lange Zeile  
 Wächst es fort mit Windeseile!  
 Kochend, wie aus Diens Rachen,  
 Glühn die Lüfte, Balken krachen,  
 Pfosten stürzen, Fenster klirren,  
 Kinder jammern, Mütter iren,  
 Tiere wimmern  
 Unter Trümmern;  
 Alles rennet, rettet, flüchtet,  
 Taghell ist die Nacht gelichtet.  
 Durch der Hände lange Kette  
 Um die Wette  
 Fliegt der Eimer; hoch im Bogen  
 Spritzen Quellen Wasserwogen.  
 Heulend kommt der Sturm geflogen,  
 Der die Flamme brausend sucht.  
 Brasselnd in die dürre Frucht  
 Fällt sie, in des Speichers Räume,  
 In der Sparren dürre Bäume,  
 Und als wollte sie im Wehen  
 Mit sich fort der Erde Wucht  
 Reißen in gewalt'ger Flucht,  
 Wächst sie in des Himmels Höhen  
 Riesengroß!  
 Hoffnungslos  
 Weicht der Mensch der Götterstärke,  
 Müßig sieht er seine Werke  
 Und bewundernd untergehen.

Leergebrannt  
 Ist die Stätte,  
 Wilder Stürme rauhes Bette.  
 In den öden Fensterhöhlen  
 Wohnt das Grauen  
 Und des Himmels Wolken schauen  
 Hoch hinein.

Einen Blick  
 Nach dem Grabe  
 Seiner Habe  
 Sendet noch der Mensch zurück —  
 Greift fröhlich dann zum Wanderstabe.  
 Was Feuers Wut ihm auch geraubt,  
 Ein süßer Trost ist ihm geblieben:  
 Er zählt die Häupter seiner Lieben  
 Und sieht, ihm fehlt kein teures Haupt!

6. In die Erd' ist's aufgenommen,  
Glücklich ist die Form gefüllt;  
Wird's auch schön zu Tage kommen,  
Daß es Fleiß und Kunst vergilt?

Wenn der Guß mißlang?  
Wenn die Form zersprang?  
Ach, vielleicht, indem wir hoffen,  
Hat uns Unheil schon getroffen.



Alles rennet, rettet, flüchtet. Von C. Jäger. (Verlag v. F. Bruckmann, München.)

VI. Dem dunkeln Schoß der heil'gen  
Vertrauen wir der Hände Tat, [Erde  
Vertraut der Sämann seine Saat  
Und hofft, daß sie entkeimen werde  
Zum Segen nach des Himmels Rat.  
Noch köstlicheren Samen bergen  
Wir trauernd in der Erde Schoß

Und hoffen, daß er aus den Särgen  
Erblühen soll zu schönern Loß.

Von dem Dome  
Schwer und bang  
Tönt die Glocke  
Grabgesang.

Ernst begleiten ihre Trauerschläge  
Einen Wandrer auf dem letzten Wege.

Ach, die Gattin ist's, die teure,  
Ach, es ist die treue Mutter,  
Die der schwarze Fürst der Schatten  
Wegführt aus dem Arm des Gatten,  
Aus der zarten Kinder Schar,  
Die sie blühend ihm gebar,  
Die sie an der treuen Brust  
Wachsen sah mit Mutterlust. —  
Ach, des Hauses zarte Bande  
Sind gelöst auf immerdar;  
Denn sie wohnt im Schattenlande,  
Die des Hauses Mutter war;  
Denn es fehlt ihr treues Walten,  
Ihre Sorge wacht nicht mehr;  
An verwaister Stätte schalten  
Wird die Fremde liebeleer.

7. Bis die Glocke sich verkühlet,  
Läßt die strenge Arbeit ruhn.  
Wie im Laub der Vogel spielt,  
Mag sich jeder gütlich tun.  
Winkt der Sterne Licht,  
Ledig aller Pflicht  
Hört der Burjch die Vesper schlagen;  
Meister muß sich immer plagen.

VII. Munter fördert seine Schritte  
Fern im wilden Forst der Wandrer  
Nach der lieben Heimathütte.  
Blökend ziehen heim die Schafe  
Und der Kinder  
Breitgestirnte, glatte Scharen  
Kommen brüllend,  
Die gewohnten Ställe füllend.  
Schwer herein  
Schwankt der Wagen,  
Kornbeladen;  
Bunt von Farben  
Auf den Garben  
Liegt der Kranz  
Und das junge Volk der Schnitter  
Fliegt zum Tanz.  
Markt und Straße werden stiller;  
Um des Lichts gesell'ge Flamme  
Sammeln sich die Hausbewohner

Und das Stadttor schließt sich knar-  
Schwarz bedeckt [rend.  
Sich die Erde;  
Doch den sichern Bürger schrecket  
Nicht die Nacht,  
Die den Bösen gräßlich wecket;  
Denn das Auge des Gesetzes wacht.

Heil'ge Ordnung, segensreiche  
Himmelstochter, die das Gleiche  
Frei und leicht und freudig bindet,  
Die der Städte Bau gegründet,  
Die herein von den Gefilden  
Rief den ungesell'gen Wilden,  
Eintrat in der Menschen Hütten,  
Sie gewöhnt zu sanften Sitten  
Und das teuerste der Bande  
Wob, den Trieb zum Vaterlande!

Tausend fleiß'ge Hände regen,  
Helfen sich in munterm Bund  
Und in feurigem Bewegen  
Werden alle Kräfte kund.  
Meister rührt sich und Geselle  
In der Freiheit heil'gem Schutze;  
Jeder freut sich seiner Stelle,  
Bietet dem Verächter Trutz.  
Arbeit ist des Bürgers Bierde,  
Segen ist der Mühe Preis;  
Ehrt den König seine Würde,  
Ehret uns der Hände Fleiß.

Holder Friede,  
Süße Eintracht,  
Weilet, weilet  
Freundlich über dieser Stadt!  
Möge nie der Tag erscheinen,  
Wo des rauhen Krieges Horden  
Dieses stille Tal durchtoben,  
Wo der Himmel,  
Den des Abends sanfte Röte  
Lieblich malt,  
Von der Dörfer, von der Städte  
Wildem Brande schrecklich strahlt!

8. Nun zerbricht mir das Gebäude,  
Seine Absicht hat's erfüllt,  
Daß sich Herz und Auge weide  
An dem wohlgelungenen Bild.

Schwingt den Hammer, schwingt,  
Bis der Mantel springt!  
Wenn die Glock' soll auferstehen,  
Muß die Form in Stücken gehen.

VIII. Der Meister kann die Form  
zerbrechen  
Mit weiser Hand, zur rechten Zeit;

Doch wehe, wenn in Flammenbächen  
Das glüh'nde Erz sich selbst befreit!  
Blindwütend, mit des Donners  
Krachen

Zersprengt es das geborst'ne Haus  
Und wie aus offenem Höllentrachen  
Speit es Verderben zündend aus.



Glockenweihe. Von C. Jäger. (Verl. F. Bruckmann, München.)

Wo rohe Kräfte sinnlos walten,  
Da kann sich kein Gebild gestalten;  
Wenn sich die Völker selbst befrei'n,  
Da kann die Wohlfahrt nicht gedeih'n.

Weh wenn sich in dem Schoß der  
Städte  
Der Feuerzunder still gehäuft,  
Das Volk, zerreißend seine Kette,

Zur Eigenhilfe schrecklich greift!  
 Da zerret an der Glocke Strängen  
 Der Aufruhr, daß sie heulend schallt  
 Und, nur geweiht zu Friedensklängen,  
 Die Losung anstimmt zur Gewalt.

Daß wir die Glocke tausend weih'n!  
 Konkordia soll ihr Name sein.  
 Zur Eintracht, zu herzinnigem Vereine  
 Versammle sie die liebende Gemeine.

Freiheit und Gleichheit hört man  
 schallen;  
 Der ruh'ge Bürger greift zur Wehr,  
 Die Straßen füllen sich, die Hallen  
 Und Würgerbanden ziehn umher.  
 Da werden Weiber zu Hyänen  
 Und treiben mit Entsetzen Scherz;  
 Noch zuckend, mit des Panther's Zähnen,  
 Zerreißen sie des Feindes Herz.  
 Nichts Heiliges ist mehr, es lösen  
 Sich alle Bande frommer Scheu;  
 Der Gute räumt den Platz dem Bösen  
 Und alle Laster walten frei.  
 Gefährlich ist's, den Leu zu wecken,  
 Verderblich ist des Tigers Zahn;  
 Jedoch der schrecklichste der Schrecken,  
 Das ist der Mensch in seinem Wahn.  
 Weh denen, die dem Ewigblinden  
 Des Lichtes Himmelsfackel leih'n!  
 Sie strahlt ihm nicht, sie kann nur  
 zünden  
 Und äschert Städt' und Länder ein.

Und dies sei fortan ihr Beruf,  
 Wozu der Meister sie erschuf:  
 Hoch überm niedern Erdenleben  
 Soll sie im blauen Himmelszelt,  
 Die Nachbarin des Donners, schweben  
 Und grenzen an die Sternenwelt;  
 Soll eine Stimme fein von oben  
 Wie der Gestirne helle Schar,  
 Die ihren Schöpfer wandelnd loben  
 Und führen das bekränzte Jahr.  
 Nur ewigen und ernstern Dingen  
 Sei ihr metallner Mund geweiht  
 Und stündlich mit den schnellen  
 Schwingen  
 Berühr' im Fluge sie die Zeit.  
 Dem Schickal leihe sie die Zunge;  
 Selbst herzlos, ohne Mitgefühl,  
 Begleite sie mit ihrem Schwunge  
 Des Lebens wechselvolles Spiel.  
 Und wie der Klang im Ohr vergehet,  
 Der mächtig tönend ihr entschallt,  
 So lehre sie, daß nichts bestehet,  
 Daß alles Irdische verhallt.

9. Freude hat mir Gott gegeben!

Ehret, wie ein goldner Stern  
 Aus der Hülse, blank und eben,  
 Schält sich der metallne Kern.

Von dem Helm zum Kranz  
 Spielt's wie Sonnenglanz,  
 Auch des Wappens nette Schilder  
 Loben den erfahrenen Vilder.

10. Jago mit der Kraft des Stranges  
 Wiegt die Glod' mir aus der Gruft,  
 Daß sie in das Reich des Klanges  
 Steige, in die Himmelsluft!

Ziehet, ziehet, hebt!

Sie bewegt sich, schwebt!  
 Freude dieser Stadt bedeute,  
 Friede sei ihr erst Geläute.

IX. Herein, herein!

Gefellen alle, schließt den Reih'n,

Friedrich Schiller.

## 50. Wilhelm von Humboldt über „Das Lied von der Glocke“.

Die wundervollste Beglaubigung vollendeten Dichtergenies enthält „Das Lied von der Glocke“, das in wechselnden Silbenmaßen, in Schilderungen der höchsten Lebendigkeit, wo kurz angedeutete Züge das ganze Bild hinstellen, alle Vorfälle des menschlichen und gesellschaftlichen Lebens durchläuft, die aus jedem entspringenden Gefühle ausdrückt und dies alles sym-

holisch immer an die Töne der Glocke heftet, deren fortlaufende Arbeit die Dichtung in ihren verschiedenen Momenten begleitet. In keiner Sprache ist mir ein Gedicht bekannt, das in einem so kleinen Umfange einen so weiten poetischen Kreis eröffnet, die Tonleiter aller tiefsten menschlichen Empfindungen durchgeht und auf ganz lyrische Weise das Leben mit seinen wichtigsten Ereignissen und Epochen wie ein durch natürliche Grenzen umschlossenes Epos zeigt. Die dichterische Anschaulichkeit wird aber noch dadurch vermehrt, daß jenen der Phantasie von ferne vorgehaltenen Erscheinungen ein als unmittelbar wirklich geschilderter Gegenstand entspricht und die beiden sich dadurch bildenden Reihen zu gleichem Ende parallel nebeneinander fortlaufen.

### 51. Wilhelm Tell.

Schiller behandelt in diesem Drama den Kampf, den die drei Schweizer Waldstätten Schwyz, Uri und Unterwalden gegen den Herzog Albrecht von Österreich geführt haben.



Wilhelm Tell.

Dieser, der zugleich deutscher Kaiser war, wollte jenen Landschaften die Reichsunmittelbarkeit entziehen und sie dem Hause Habsburg unterwerfen. Daher verbanden sich die Schwyzer unter Werner Stauffacher, Walter Fürst und Arnold von Melchtal zur Vertreibung der Landvögte, welche als Vertreter Österreichs eingesetzt waren. Im Vordergrund der Handlung steht Wilhelm Tell, ein Mann voll Tatkraft. Als er dem von dem Landvogte Gefler zu Altorf als Zeichen der österreichischen Hoheit aufgesetzten Hute die befohlene Referenz nicht erwies,

ward ihm als berühmtem Armbrustschützen die Strafe auferlegt, daß er einen Apfel von dem Haupte seines Söhnleins schieße. Nur gezwungen

und mit Widerstreben schoß Tell und traf den Apfel. Auf die Frage des Bogtes, wozu Tell einen zweiten Pfeil zu sich genommen, antwortete dieser, daß der für ihn, den Bogt, bestimmt gewesen, wenn er sein Kind getroffen hätte. Da befahl der Bogt, ihn zu fesseln, nach Rütznacht zu bringen und dort in den Turm zu werfen. Er selbst nahm teil an der Fahrt. Auf dem Walbstättersee brachte ein heftiger Sturm das Fahrzeug in Gefahr und Tell, als tüchtiger Ruderer bekannt, ward von seinen Fesseln befreit, damit er das Schiff lenkte. Geschickt wußte er dieses gegen das Ufer zu treiben, sprang dort vom Bord auf eine hervorragende Felsplatte, während er mit einem Fuße das Schiff in den See zurückstieß, und nun eilte er über das Gebirge gegen Rütznacht zu. Hier erwartete er den Bogt in einem Hohlwege und erschöß ihn aus sicherem Versteck mit der Armbrust. Als überdies nach Vertreibung der Landvögte und nach der Zerstörung ihrer Burgen Johann von Schwaben den Kaiser Albrecht, seinen Oheim, ermordet hatte, da fehlte der natürliche Rächer der Vorgänge in der Schweiz und diese konnte sich nun ganz frei machen. Als Stifter dieser Freiheit ward Tell im ganzen Lande hoch verehrt.

Aus „Wilhelm Tell“.

Aus dem dritten Aufzuge.

Tell geht mit seinem Söhnlein an der Stange vorbei, ohne den Hut zu grüßen. Da ergreifen ihn die aufgestellten Wächter, er soll in den Kerker geworfen werden. Aber das herbeiströmende Volk sucht dies zu verhindern. Man ruft um Hilfe. In diesem Augenblicke erscheinen Gessler zu Pferd, den Falken in der Hand, Rudolf der Harras, Gesslers Stallmeister, Berta von Brunck, eine reiche Erbin, und Rudenz, der Nefse des Bannerherrn Werner, des Freiherrn von Attinghausen, ein großes Gefolge von bewaffneten Knechten, welche einen bewaffneten Kreis um die ganze Gruppe schließen.

Rudolf der Harras. Platz, Platz dem Landvogt!

Gessler.

Treibt sie auseinander!

Was läuft das Volk zusammen? Wer ruft Hilfe?

(Allgemeine Stille.)

Wer war's? Ich will es wissen.

(Zu Frießhardt.)

Du tritt vor!

Wer bist du und was hältst du diesen Mann?

(Er gibt den Falken einem Diener.)

Frießhardt. Gestrenger Herr, ich bin dein Waffenknecht

Und wohlbestellter Wächter bei dem Hut.

Diesen Mann ergriff ich über frischer Tat,

Wie er dem Hut den Ehrengruß versagte.

Verhaften wollt' ich ihn, wie du befahlst,

Und mit Gewalt will ihn das Volk entreißen.

Geßler (nach einer Pause). Verachtest du so deinen Kaiser, Tell,  
Und mich, der hier an seiner Statt gebietet,  
Daß du die Ehr' versagst dem Hut, den ich  
Zur Prüfung des Gehorsams aufgehangen?  
Dein böses Trachten hast du mir verraten.

Tell. Verzeiht mir, lieber Herr, aus Unbedacht,  
Nicht aus Verachtung Euer ist's geschehen;  
Wär' ich besonnen, hieß' ich nicht der Tell.  
Ich bitt' um Gnad', es soll nicht mehr begegnen.

Geßler (nach einigem Stillschweigen). Du bist ein Meister auf der Armbrust, Tell;  
Man sagt, du nähmst es auf mit jedem Schützen.

Walter Tell. Und das muß wahr sein, Herr, 'nen Apfel schießt  
Der Vater dir vom Baume auf hundert Schritte.

Geßler. Ist das dein Knabe, Tell?

Tell. Ja, lieber Herr.

Geßler. Hast du der Kinder mehr?

Tell. Zwei Knaben, Herr.

Geßler. Und welcher ist's, den du am meisten liebst?

Tell. Herr, beide sind sie mir gleich liebe Kinder.

Geßler. Nun, Tell, weil du den Apfel triffst vom Baume  
Auf hundert Schritt, so wirst du deine Kunst  
Vor mir bewähren müssen. — Nimm die Armbrust —  
Du hast sie gleich zur Hand — und mach' dich fertig,  
Einen Apfel von des Knaben Kopf zu schießen!  
Doch will ich raten, ziele gut, daß du  
Den Apfel treffest auf den ersten Schuß;  
Denn fehlst du ihn, so ist dein Kopf verloren.

(Alle geben Zeichen des Schreckens.)

Tell. Herr — welches Ungeheure sinnet Ihr  
Mir an? — Ich soll vom Haupte meines Kindes —  
Nein, nein doch, lieber Herr, das kommt Euch nicht  
Zu Sinn, — verhüt's der gnäd'ge Gott, — das könnt Ihr  
Im Ernst von einem Vater nicht begehren!

Geßler. Du wirst den Apfel schießen von dem Kopf  
Des Knaben — ich begeh'r's und will's!

Tell. Ich soll  
Mit meiner Armbrust auf das liebe Haupt  
Des eignen Kindes zielen? — Eher sterb' ich!

Geßler. Du schießest oder stirbst mit deinem Knaben.

Tell. Ich soll der Mörder werden meines Kindes!

Herr, Ihr habt keine Kinder — wisset nicht,  
Was sich bewegt in eines Vaters Herzen.

Gesler. Ei, Tell, du bist ja plötzlich so besonnen!

Man sagte mir, daß du ein Träumer seist  
Und dich entfernst von andrer Menschen Weise.

Du liebst das Seltsame, drum hab' ich jetzt

Ein eigen Wagstück für dich ausgesucht.

Ein andrer wohl bedächte sich — du drückst

Die Augen zu und greiffst es herzhast an.

Berta. Scherzt nicht, o Herr, mit diesen armen Leuten!

Ihr seht sie bleich und zitternd stehn; so wenig

Sind sie Kurzweil gewohnt aus Eurem Munde.

Gesler. Wer sagt Euch, daß ich scherze?

(Greift nach einem Baumzweige, der über ihn herabhängt.)

Hier ist der Apfel.

Man mache Raum! Er nehme seine Weite,

Wie's Brauch ist; achtzig Schritte geb' ich ihm,

Nicht weniger, noch mehr. Er rühmte sich,

Auf ihrer hundert seinen Mann zu treffen.

Jetzt, Schütze, triff und fehle nicht das Ziel!

Rudolf der H. Gott, das wird ernsthaft — falle nieder, Knabe,

Es gilt und fleh' den Landvogt um dein Leben!

Walt. Fürst (bei Seite zu Melchtal, der kaum seine Ungebuld bezwingt).

Haltet an Euch, ich fleh' Euch drum, bleibt ruhig!

Berta (zum Landvogt). Laßt es genug sein, Herr! Unmenschlich ist's,

Mit eines Vaters Angst also zu spielen.

Wenn dieser arme Mann auch Leib und Leben

Verwirkt durch seine leichte Schuld, bei Gott!

Er hätte jetzt zehnfachen Tod empfunden.

Entlast ihn ungekränkt in seine Hütte,

Er hat Euch kennen lernen; dieser Stunde

Wird er und seine Kindeskinde denken.

Gesler. Öffnet die Gasse! — Frisch, was zauderst du?

Dein Leben ist verwirkt, ich kann dich töten;

Und sieh, ich lege gnädig dein Geschick

In deine eigne, kunstgeübte Hand.

Der kann nicht klagen über harten Spruch,

Den man zum Meister seines Schicksals macht.

Du rühmst dich eines sichern Blicks. Wohlan!

Hier gilt es, Schütze, deine Kunst zu zeigen;  
Das Ziel ist würdig und der Preis ist groß!  
Das Schwarze treffen in der Scheibe, das  
Kann auch ein anderer; der ist mir der Meister,  
Der seiner Kunst gewiß ist überall,  
Dem's Herz nicht in die Hand tritt noch ins Auge.

Walt. Fürst (wirft sich vor ihm nieder). Herr Landvogt, wir erkennen Eure  
Hoheit;

Doch laffet Guad' für Recht ergehen, nehmt  
Die Hälfte meiner Habe, nehmt sie ganz!  
Nur dieses Gräßliche erlasset einem Vater!

Walt. Tell. Großvater, knie nicht vor dem falschen Mann!  
Sagt, wo ich hinstehn soll! Ich fürcht' mich nicht;  
Der Vater trifft den Vogel ja im Flug,  
Er wird nicht fehlen auf das Haupt des Kindes.

Stauffacher. Herr Landvogt, rühret Euch nicht des Kindes Unschuld?

Rösselmann\*). O denket, daß ein Gott im Himmel ist,  
Dem Ihr müßt Rede stehn für Eure Taten!

Gesler (zeigt auf den Knaben). Man bind' ihn an die Linde dort!

Walt. Tell. Mich binden?

Nein, ich will nicht gebunden sein. Ich will  
Still halten wie ein Lamm und auch nicht atmen.  
Wenn Ihr mich bindet, nein, so kann ich's nicht,  
So werd' ich toben gegen meine Bande.

Rudolf der H. Die Augen nur laß dir verbinden, Knabe!

Walt. Tell. Warum die Augen? Denket Ihr, ich fürchte  
Den Pfeil von Vaters Hand? Ich will ihn fest  
Erwarten und nicht zucken mit den Wimpern. —  
Frisch, Vater, zeig's, daß du ein Schütze bist!  
Dem Wütrich zum Verdrusse schieß und triff!

(Er geht an die Linde, man legt ihm den Apfel auf.)

Melchthal (zu den Landleuten). Was? Soll der Frevel sich vor unsern Augen  
Vollenden? Wozu haben wir geschworen?

Stauffacher. Es ist umsonst. Wir haben keine Waffen;  
Ihr seht den Wald von Lanzen um uns her.

Melchthal. O, hätten wir's mit frischer Tat vollendet!  
Verzeih's Gott denen, die zum Aufschub rieten!

\*) Pfarrer aus Uri.

Gesler (zum Tell). Uns Werk! Man führt die Waffen nicht vergebens.

Gefährlich ist's, ein Mordgewehr zu tragen,  
Und auf den Schützen springt der Pfeil zurück.

Dies stolze Recht, das sich der Bauer nimmt,  
Beleidiget den höchsten Herrn des Landes.

Gewaffnet sei niemand, als wer gebietet.

Freut's Euch, den Pfeil zu führen und den Bogen,

Wohl, so will ich das Ziel Euch dazu geben.

Tell (spannt die Armbrust, legt den Pfeil auf). Öffnet die Gasse! Platz!

Stauffacher. Was, Tell? Ihr wolltet — nimmermehr! — Ihr zittert,

Die Hand erhebt Euch, Eure Knie wanken —

Tell (läßt die Armbrust sinken). Mir schwimmt es vor den Augen!

Weiber.

Gott im Himmel!

Tell (zum Landvogt). Erlasset mir den Schuß! Hier ist mein Herz!

(Er reißt die Brust auf.)

Ruft Eure Reisigen und stoßt mich nieder!

Gesler. Ich will dein Leben nicht, ich will den Schuß. —

Du kannst ja alles, Tell, an nichts verzagt du;

Das Steuerruder führst du wie den Bogen;

Dich schreckt kein Sturm, wenn es zu retten gilt.

Setz, Retter, hilf dir selbst — du rettetest alle!

(Tell steht in furchterlichem Kampfe, mit den Händen zuckend und die rollenden Augen bald auf den Landvogt, bald zum Himmel gerichtet. — Plötzlich greift er in seinen Koller, nimmt einen zweiten Pfeil heraus und steckt ihn in sein Koller. Der Landvogt bemerkt alle diese Bewegungen.)

Walt. Tell (unter der Linde). Vater, schieß zu! Ich fürcht' mich nicht.

Tell.

Es muß!

(Er rafft sich zusammen und legt an.)

Rudenz (der die ganze Zeit über in der heftigsten Spannung gestanden und mit Gewalt an sich gehalten, tritt hervor).

Herr Landvogt, weiter werdet Ihr's nicht treiben,

Ihr werdet nicht — es war nur eine Prüfung —

Den Zweck habt Ihr erreicht. Zu weit getrieben,

Verfehlt die Strenge ihres weisen Zwecks,

Und allzu straff gespannt, zerspringt der Bogen.

Gesler. Ihr schweigt, bis man Euch aufruft!

Rudenz.

Ich will reden!

Ich darf's! Des Königs Ehre ist mir heilig;

Doch solches Regiment muß Haß erwerben.

Das ist des Königs Wille nicht — ich darf's

Behaupten — solche Grausamkeit verdient  
Mein Volk nicht, dazu habt Ihr keine Vollmacht.

Gesler. Ha, Ihr erkühnt Euch?

Rudenz. Ich hab' stillgeschwiegen

Zu allen schweren Taten, die ich sah;  
Mein sehend Auge hab' ich zugeschlossen,  
Mein überschwellend und empörtes Herz  
Hab' ich hinabgedrückt in meinen Busen.  
Doch länger schweigen wär' Verrat zugleich  
An meinem Vaterland und an dem Kaiser.

Berta (wirft sich zwischen ihn und den Landvogt).

O Gott, Ihr reizt den Wütenden noch mehr!

Rudenz. Mein Volk verließ ich, meinen Blutsverwandten

Entsagt' ich, alle Bande der Natur  
Zerriß ich, um an Euch mich anzuschließen;  
Das Beste aller glaubt' ich zu befördern,  
Da ich des Kaisers Macht befestigte;  
Die Binde fällt von meinen Augen — schauernd  
Seh' ich an einen Abgrund mich geführt;  
Mein freies Urteil habt Ihr irr' geleitet,  
Mein redlich Herz verführt; — ich war daran,  
Mein Volk in bester Meinung zu verderben.

Gesler. Verwegner, diese Sprache deinem Herrn?

Rudenz. Der Kaiser ist mein Herr, nicht Ihr. Frei bin ich

Wie Ihr geboren und ich messe mich  
Mit Euch in jeder ritterlichen Tugend.  
Und stündet Ihr nicht hier in Kaisers Namen,  
Den ich verehere, selbst wo man ihn schändet,  
Den Handschuh würf' ich vor Euch hin, Ihr solltet  
Nach ritterlichem Brauch mir Antwort geben. —  
Ja, winkt nur Euern Reifigen; ich stehe  
Nicht wehrlos da wie die —

(auf das Volk zeigend)

ich hab' ein Schwert,

Und wer mir naht —

Stauffacher (ruft). Der Apfel ist gefallen!

(Indem sich alle nach dieser Seite gewandt und Berta zwischen Rudenz und den Landvogt  
sich geworfen, hat Tell den Pfeil abgedrückt.)

Rösselmann. Der Knabe lebt!

Viele Stimmen. Der Apfel ist getroffen!

(Walter Fürst schwankt und droht zu sinken, Berta hält ihn.)

Gefßler (erstaunt). Er hat geschossen? Wie? Der Rasende!

Berta. Der Knabe lebt! Kommt zu Euch, guter Vater!

Walter Tell (kommt mit dem Apfel gesprungen).

Vater, hier ist der Apfel — wußt' ich's ja,

Du würdest deinen Knaben nicht verlegen!

(Tell stand mit vorgebogenem Leibe, als wollt' er dem Pfeile folgen. Die Armbrust entsinkt seiner Hand. Da er den Knaben kommen sieht, eilt er ihm mit ausgebreiteten Armen entgegen und hebt ihn mit heftiger Inbrunst zu seinem Herzen hinauf. In dieser Stellung sinkt er kraftlos zusammen. Alle stehen gerührt.)

Berta. O gü't'ger Himmel!

Walter Fürst (zu Vater und Sohn). Kinder, meine Kinder!

Stauffacher. Gott sei gelobt!

Leuthold.

Das war ein Schuß! Davon

Wird man noch reden in den spä'ten Zeiten.

Rudolf der H. Erzählen wird man von dem Schützen Tell,

Solang' die Berge stehn auf ihrem Grunde.

(Reicht dem Landvogt den Apfel.)

Gefßler. Bei Gott, der Apfel mitten durchgeschossen!

Es war ein Meisterschuß, ich muß ihn loben.

Rösselmann. Der Schuß war gut, doch wehe dem, der ihn

Dazu getrieben, daß er Gott versuchte!

Stauffacher. Kommt zu Euch, Tell, steht auf, Ihr habt Euch männlich

Gelöst und frei könnt Ihr nach Hause gehen!

Rösselmann. Kommt, kommt und bringt der Mutter ihren Sohn!

(Sie wollen ihn wegführen.)

Gefßler. Tell, höre!

Tell (kommt zurück). Was befehlt Ihr, Herr?

Gefßler.

Du stecktest

Noch einen zweiten Pfeil zu dir — ja, ja,

Ich sah es wohl — was meintest du damit?

Tell (verlegen). Herr, das ist also bräuchlich bei den Schützen.

Gefßler. Nein, Tell, die Antwort laß' ich dir nicht gelten;

Es wird was anders wohl bedeutet haben.

Sag' mir die Wahrheit frisch und fröhlich, Tell!

Was es auch sei, dein Leben sichr' ich dir.

Wozu der zweite Pfeil?

Tell.

Wohlan, o Herr,

Weil Ihr mich meines Lebens habt gesichert —

So will ich Euch die Wahrheit gründlich sagen.

(Er zieht den Pfeil aus dem Koller und sieht den Landvogt mit einem furchtbaren Blicke an.)

Mit diesem zweiten Pfeil durchschob ich — Euch,  
Wenn ich mein liebes Kind getroffen hätte,  
Und Euer — wahrlich, hätt' ich nicht gefehlt.  
Geßler. Wohl, Tell! Des Lebens hab' ich dich gesichert,  
Ich gab mein Ritterwort, das will ich halten;  
Doch weil ich deinen bösen Sinn erkannt,  
Will ich dich führen lassen und verwahren,  
Wo weder Mond noch Sonne dich bescheint,  
Damit ich sicher sei vor deinen Pfeilen.  
Ergreift ihn, Knechte! Bindet ihn!

(Tell wird gebunden.)

Stauffacher.

Wie, Herr?

So könntet Ihr an einem Manne handeln,  
An dem sich Gottes Hand sichtbar verkündigt?  
Geßler. Laß sehn, ob sie ihn zweimal retten wird! —  
Man bring' ihn auf mein Schiff! Ich folge nach  
Sogleich, ich selbst will ihn nach Rüßnacht führen.

Rüßelmann. Das dürft Ihr nicht, das darf der Kaiser nicht,  
Das widerstreitet unsern Freiheitsbriefen!

Geßler. Wo sind sie? Hat der Kaiser sie bestätigt?

Er hat sie nicht bestätigt, diese Günst  
Muß erst erworben werden durch Gehorsam.  
Rebellen seid ihr alle gegen Kaisers  
Gericht und nährt verwegene Empörung.  
Ich kenn' euch alle, ich durchschau' euch ganz!  
Den nehm' ich jetzt heraus aus eurer Mitte;  
Doch alle seid ihr theilhaft seiner Schuld.  
Wer klug ist, lerne schweigen und gehorchen.

(Er entfernt sich, Berta, Rudenz, Harras und Knechte folgen. Frießhardt und Leuthold  
bleiben zurück.)

Walter Fürst (in heftigem Schmerz). Es ist vorbei; er hat's beschlossen, mich  
Mit meinem ganzen Hause zu verderben!

Stauffacher (zum Tell). O, warum mußtet Ihr den Wütrich reizen!

Tell. Bezwinde sich, wer meinen Schmerz gefühlt!

Stauffacher. O, nun ist alles, alles hin! Mit Euch  
Sind wir gefesselt alle und gebunden!

Landleute (umringen den Tell). Mit Euch geht unser letzter Trost dahin!  
Leuthold (näher sich). Tell, es erbarnt mich — doch ich muß gehorchen.  
Tell. Lebt wohl!

Walter Tell (sich mit heftigem Schmerz an ihn schmiegend).

O Vater, Vater, lieber Vater!

Tell (hebt die Arme zum Himmel).

Dort droben ist dein Vater. Den ruf an!

Stauffacher. Tell, sag' ich Eurem Weibe nichts von Euch?

Tell (hebt den Knaben mit Inbrunst an seine Brust).

Der Knab' ist unverletzt; mir wird Gott helfen.

(Reißt sich schnell los und folgt den Waffentnechten.)

## 52. Aus „Wilhelm Tell“.

(Vierter Aufzug. Dritte Szene.)

Tell (tritt auf mit der Armbrust).

Durch diese hohle Gasse muß er kommen,  
Es führt kein anderer Weg nach Küssnacht; hier  
Vollend' ich's; — die Gelegenheit ist günstig.  
Dort der Holunderstrauch verbirgt mich ihm,  
Von dort herab kann ihn mein Pfeil erlangen;  
Des Weges Enge wehret den Verfolgern.  
Mach' deine Rechnung mit dem Himmel, Vogt,  
fort mußt du, deine Uhr ist abgelaufen!  
Ich lebte still und harmlos, das Geschloß  
War auf des Waldes Tiere nur gerichtet,  
Meine Gedanken waren rein von Mord.  
Du hast aus meinem Frieden mich heraus  
Geschreckt, in gärend Drachengift hast du  
Die Milch der frommen Denkart mir verwandelt;  
Zum Ungeheuern hast du mich gewöhnt. —  
Wer sich des Kindes Haupt zum Ziele setzte,  
Der kann auch treffen in das Herz des Feinds.

Die armen Kindlein, die unschuldigen,  
Das treue Weib muß ich vor deiner Wut  
Beschützen, Landvogt! — Da, als ich den Bogenstrang  
Anzog, — als mir die Hand erzitterte, —  
Als du mit grausam teuflischer Lust  
Mich zwangst, aufs Haupt des Kindes anzulegen, —  
Als ich unmächtig flehend rang vor dir,  
Damals gelobt' ich mir in meinem Innern  
Mit furchtbar'm Eidschwur, den nur Gott gehört,  
Daß meines nächsten Schusses erstes Ziel  
Dein Herz sein sollte. — Was ich mir gelobt

In jenes Augenblickes Höllequalen,  
Ist eine heil'ge Schuld; ich will sie zahlen.  
Du bist mein Herr und meines Kaisers Vogt;  
Doch nicht der Kaiser hätte sich erlaubt,  
Was du. — Er sandte dich in diese Lande,  
Um Recht zu sprechen, — strenges, denn er zürnet, —  
Doch nicht, um mit der mörderischen Lust  
Dich jedes Greuels straflos zu erschrecken;  
Es lebt ein Gott, zu strafen und zu rächen.

Komm du hervor, du Bringer bitterer Schmerzen,  
Mein teures Kleinod jetzt, mein größter Schatz; —  
Ein Ziel will ich dir geben, das bis jetzt  
Der frommen Bitte undurchdringlich war; —  
Doch dir soll es nicht widerstehn. — Und du,  
Vertraute Bogensehne, die so oft  
Mir treu gedient hat in der Freude Spielen,  
Verlaß mich nicht im fürchterlichen Ernst!  
Nur jetzt noch halte fest, du treuer Strang,  
Der mir so oft den herben Pfeil besflügelt; —  
Entränn' er jetzt kraftlos meinen Händen,  
Ich habe keinen zweiten zu versenden.

(Wanderer gehen über die Szene.)

Auf diese Bank von Stein will ich mich setzen,  
Dem Wanderer zur kurzen Ruh' bereitet; —  
Denn hier ist keine Heimat. — Jeder treibt  
Sich an dem andern rasch und fremd vorüber  
Und fraget nicht nach seinem Schmerz. — Hier geht  
Der sorgenvolle Kaufmann und der leicht  
Geschürzte Pilger, der andächt'ge Mönch,  
Der düstre Räuber und der heitre Spielmann,  
Der Säumer mit dem schwer beladnen Roß,  
Der ferne herkommt von der Menschen Ländern;  
Denn jede Straße führt ans End' der Welt.  
Sie alle ziehen ihres Weges fort  
An ihr Geschäft, — und meines ist der Mord!

(Setzt sich.)

Sonst wenn der Vater auszog, liebe Kinder,  
Da war ein Freuen, wenn er wiederkam;  
Denn niemals kehrt' er heim, er bracht' euch etwas:

War's eine schöne Alpenblume, war's  
Ein seltner Vogel oder Ammonshorn,  
Wie es der Wandrer findet auf den Bergen. —  
Jetzt geht er einem andern Weidwerk nach;  
Am wilden Weg sitzt er mit Nordgedanken;  
Des Feindes Leben ist's, worauf er lauert.  
Und doch an euch nur denkt er, liebe Kinder,  
Auch jetzt. — Euch zu verteid'gen, eure holde Unschuld  
Zu schützen vor der Rache des Tyrannen,  
Will er zum Morde jetzt den Bogen spannen!

(Steht auf.)

Ich laure auf ein edles Wild. — Läßt sich's  
Der Jäger nicht verdrießen, tagelang  
Umherzustreifen in des Winters Strenge,  
Von Fels zu Fels den Wagesprung zu tun,  
Hinan zu klimmen an den glatten Wänden,  
Wo er sich anleimt mit dem eignen Blut,  
Um ein armselig Grattier zu erjagen:  
Hier gilt es einen köstlicheren Preis,  
Das Herz des Todfeinds, der mich will verderben.

(Man hört von fern eine heitere Musik.)

Mein ganzes Leben lang hab' ich den Bogen  
Gehandhabt, mich geübt nach Schützenregel;  
Ich habe oft geschossen in das Schwarze  
Und manchen schönen Preis mir heimgebracht  
Vom Freudenschießen. — Aber heute will ich den  
Meisterschuß tun und das Beste mir  
Im ganzen Umkreis des Gebirgs gewinnen.

Friedrich Schiller.

### 53. Zwei Briefe.

Wilhelm von Humboldt an Friedrich von Schiller.

Rom, 27. August 1803.

Ich schreibe Ihnen, lieber Freund, mit wehmütigem Herzen. Ich kann sagen, daß mich, seit ich lebe, jetzt das erste Unglück betroffen hat. Aber der erste Schlag ist auch fast der härteste, der mich je hätte treffen können. Unser ältester Knabe, Wilhelm, dessen Sie sich vielleicht dunkel erinnern, ist uns plötzlich an einem bözartigen Fieber gestorben. Das arme Kind war kaum einige Tage krank. Auf einige Fieberanfälle folgte plötzlich ein heftiges Nasenbluten. Wir waren auf dem Lande in Lariccia; aber

zufälligerweise hatten wir und haben noch einen deutschen Arzt bei uns, einen trefflichen Menschen, von außerordentlicher Kenntniss und Erfahrung, dem teilnehmendsten Gemüt und doch der größten Besonnenheit und Ruhe. Dieser — er heißt Kohlrausch und ist ein Hannoveraner — that, was er konnte; aber die Gewalt des Übels war zu heftig und in kaum 36 Stunden lebte er nicht mehr. Sein Tod war sanft, sehr sanft; er hatte fröhliche Phantasien, litt nichts und ahnete nichts. Er liegt jetzt bei der Pyramide des Caius Cestius, von der Ihnen Goethe erzählen kann. Ich habe mit diesem Kinde unendlich viel verloren. Unter allen, die ich habe, war er am liebsten um mich, er verließ mich fast nie, vorzüglich in den letzten Monaten beschäftigte ich mich regelmäßig mit ihm; er ging immer mit mir spazieren, er fragte nach allem, er kannte die meisten Orte, die meisten Ruinen; er war bei jedermann beliebt, weil er mit jedem und jetzt schon recht gut italienisch sprach. Das ist nun alles dahin und dahin gegangen! Dieser Tod hat mir auf der einen Seite alle Sicherheit des Lebens genommen. Wenn dies rasche, blühende, kraftvolle Leben so auf einmal untergehen konnte, was ist dann noch gewiß? Und auf der anderen habe ich wieder auf einmal eine so unendliche Sicherheit mehr gewonnen. Ich habe den Tod nie gefürchtet, habe nie kindisch am Leben gehangen; aber wenn man ein Wesen tot hat, das man liebte, so ist die Empfindung doch durchaus verschieden. Man glaubt sich einheimisch in zwei Welten.

Ich habe keine Stimmung, heute mehr zu schreiben, mein teurer, lieber Freund. Leben Sie herzlich wohl und bedauern Sie Ihren armen Freund! Meine Frau grüßt Sie und alle die Ihrigen innigst; Sie können denken, was sie leidet; aber sie hat sich mit außerordentlicher Stärke, Ruhe und Geistesgegenwart benommen. Theodor hat auch ein unangenehmes Nervenfieber. Aber er ist außer Gefahr und in der Besserung. Noch einmal: Mit Gott! Schreiben Sie mir recht bald!

Humboldt.

Friedrich von Schiller an Wilhelm von Humboldt.

Weimar, 12. September 1803.

Ihr schmerzlicher Verlust, mein teurer Freund, dessen ganze Größe wir recht wohl empfinden, da wir das liebe Kind vor zwei Jahren so hoffnungsvoll sich entwickeln gesehen, hat uns beide aufs innigste betrübt und ich gestehe gern, daß ich keinen Trost dagegen weiß als den die Zeit, die alle Wunden endlich heilt, herbeiführen wird. Jetzt kann ich nur darüber mit Ihnen klagen und Ihren ganzen Kummer mit Ihnen teilen. Sie waren berechtigt zu den schönsten Hoffnungen; wirklich vereinigte sich alles, diesem Kinde ein glückliches Los zu versprechen, und nun muß jede Hoffnung so gewaltsam zerstört werden. Auch mich hat, wie Sie, bis jetzt noch kein

harter Schlag getroffen und ich kann mich nicht erwehren, bei dieser Gelegenheit auch in mein eigenes Innere zu greifen und mir den möglichen Verlust dessen, was mir teuer ist, zu denken. Bei meiner schwachen Gesundheit hatte sich die feste Überzeugung in mir gebildet, daß ich nicht in diesen Fall kommen werde; aber Ihr Verlust, mein teurer Freund, überführt mich, daß alle Berechnungen trügen.

Wenn das italienische Klima doch vielleicht zu angreifend für Ihre Kinder und die gute Karoline wäre oder werden könnte, so wäre es vielleicht besser, alle jene Verhältnisse aufzugeben, da Sie doch Herr Ihres Schicksals sind. Es haben so viele Deutsche schon ein frühes Grab dort gefunden.

Mögen diese Zeilen Sie und die liebe Karoline in einer ruhigen Fassung finden! Aber wir wünschen sehr bald ein Wort von Carolinens Hand, um uns zu überzeugen, daß sie sich über diesen schweren Schlag erhoben habe. Eine starke Seele bei aller feinen, zarten Fühlbarkeit ist doch das glücklichste Geschenk des Himmels; es ist ihr verliehen und so wird sie das Unabänderliche zu ertragen wissen.

Geben Sie uns recht bald wieder Nachricht; warum müssen wir jetzt so weit voneinander sein; unser herzlichster Anteil würde Ihnen Ihren Kummer erleichtern! Erhalten Sie Ihre Gesundheit! Ewig der Ihrige  
Schiller.

#### 54. Goldene Worte.

Pflicht für jeden.

Immer strebe zum Ganzen, und kannst du selber kein Ganzes  
Werden, als dienendes Glied schließ an ein Ganzes dich an!

Der Schlüssel.

Willst du dich selber erkennen, so sieh, wie die andern es treiben;  
Willst du die andern verstehn, blick' in dein eigenes Herz!

Freund und Feind.

Teuer ist mir der Freund, doch auch den Feind kann ich nützen;  
Zeigt mir der Freund, was ich kann, lehrt mich der Feind, was  
ich soll.

Wahl.

Kannst du nicht allen gefallen durch deine Tat und dein Kunst-  
werk,  
Mach' es wenigen recht; vielen gefallen ist schlimm.

Friedrich Schiller.

## 55. Von der Güte.

Stellet euch einen Menschen vor, der zwar jedem bezahlt, was er schuldig ist, der niemanden um einen Heller betrügt, aber auch keinen Schritt weiter geht. Bei jeder Gelegenheit, wo er aufgefordert wird, zu irgend einer wohlthätigen Anstalt etwas beizutragen, sagt er: „Was geht das mich an? Ich bin nichts schuldig; ein jeder mag sehen, wie er für sich durchkommt; ich habe für mich zu sorgen.“ Jede kleine Gefälligkeit, um die ihn der Nachbar bittet und die dieser ihm immer wieder zu erzeigen bereit ist, schlägt er trotzig ab. Er dankt mürrisch kaum, wenn man ihm guten Morgen wünscht, läßt das Vieh ganz ruhig im Getreide fressen, das er auf seinem Wege mit zehn Schritten und einem Zuruf herausjagen könnte, und geht keinen Takt schneller, wenn er hört, sein Nachbar sei ins Wasser gefallen. Möchtet ihr wohl mit einem solchen Manne gern leben oder nur neben ihm wohnen? Freilich ist er noch besser als ein Dieb, ein Zankfüchtiger, ein Händelmacher, ein Verleumder, er tut niemandem etwas zuleide; aber er ist doch immer schon schlimm genug, er tut auch niemandem etwas Gutes.

Nehmet dagegen einen Mann, der alle, mit denen er zu tun hat, mit Freundlichkeit behandelt, sich mit seinem Nachbar herzlich freut, wenn dieser froh ist, sich mit ihm betrübt und ihn tröstet, wenn ihn ein Unglück trifft, der überall, wo er kann, ihm Gefälligkeiten erzeigt, ihm immer beisteht mit Rat und That, der über den Vorteil seines Nachbarn mit wacht, wie er wünscht, daß dieser auch über den seinigen mit wachen möchte, bei dem alle Hilfe finden, soweit seine Kräfte reichen und die Vorsorge für seine Familie es erlaubt: muß es nicht ein wahres gelobtes Land sein, neben und zwischen solchen Nachbarn zu wohnen, die einander auf alle Weise das Leben erleichtern und angenehm machen? So will es Gott, der uns als Menschen zusammen hier auf die Erde gesetzt hat; so will es unsere Vernunft, die dieses einseht; so will es jedes gute Herz, das die wohlthätigen Gefühle der wahren, reinen Natur empfindet; so will es die Religion, die Christus, der große Lehrer und das große Vorbild der Menschenliebe, gelehrt hat. Auch sind diese Gesinnungen und dieses Betragen durchaus unser eigener Vorteil. Es gehört nicht viel Nachdenken dazu, um einzusehen, daß Menschen, welche brüderlich gesinnt sind und freundschaftlich und wohlwollend beisammen leben, sich unendlich besser befinden, daß sie jeden frohen Tag angenehmer genießen und jede Unannehmlichkeit leichter ertragen und sie eher vermeiden als Menschen, welche kalt und sorglos, mürrisch und störrig, mißtrauisch und argwöhnisch beisammen sind, die einander als Glücksstörer ansehen, die sich jeden Genuß, jede Freude verkümmern, die zum Besten ihres Nächsten keinen Fuß vor den anderen setzen.

### 56. Der Wilde.

Ein Kanadier, der noch Europens  
 Übertünchte Höflichkeit nicht kannte  
 Und ein Herz, wie Gott es ihm gegeben,  
 Von Kultur noch frei, im Busen fühlte,  
 Brachte, was er mit des Bogens Sehne  
 Fern in Quebecks übereisten Wäldern  
 Auf der Jagd erbeutet, zum Verkaufe.  
 Als er ohne schlaue Rednerkünste,  
 So wie man ihm bot, die Felsenvögel  
 Um ein kleines hingegeben hatte,  
 Gilt' er froh mit dem geringen Lohne  
 Heim zu seinen tief verdeckten Horden  
 In die Arme seiner braunen Gattin.

Aber ferne noch von seiner Hütte  
 Überfiel ihn unter freiem Himmel  
 Schnell der schrecklichste der Donnerstürme.  
 Aus dem langen, rabenschwarzen Haare  
 Troff der Guß herab auf seinen Gürtel  
 Und das grobe Haartuch seines Kleides  
 Klebte rund an seinem hageren Leibe.  
 Schaurig zitternd unter kaltem Regen  
 Eilete der gute, wackre Wilde  
 In ein Haus, das er von fern erblickte.  
 „Herr, ach, laßt mich, bis der Sturm sich leget,“  
 Bat er mit der herzlichsten Gebärde  
 Den gesittet seinen Eigentümer,  
 „Obdach hier in Eurem Hause finden!“ —  
 „Willst du, mißgestaltetes Ungeheuer,“  
 Schrie ergrimmt der Pflanze ihm entgegen,  
 „Willst du, Diebsgesicht, mir aus dem Hause!“  
 Und ergriff den schweren Stock im Winkel.

Traurig schritt der ehrliche Hurone  
 Fort von dieser unwirthbaren Schwelle,  
 Bis durch Sturm und Guß der späte Abend  
 Ihn in seine friedliche Behausung  
 Und zu seiner braunen Gattin brachte.  
 Naß und müde setzt' er bei dem Feuer  
 Sich zu seinen nackten Kleinen nieder

Und erzählte von den bunten Städtern  
Und den Kriegern, die den Donner tragen,  
Und dem Regens Sturm, der ihn ereilte,  
Und der Grausamkeit des weißen Mannes.  
Schmeichelnd hingen sie an seinen Knien,  
Schlossen schmeichelnd sich um seinen Nacken,  
Trockneten die langen, schwarzen Haare  
Und durchsuchten seine Weidmannstasche,  
Bis sie die versprochenen Schätze fanden.

Kurze Zeit darauf hatt' unser Pflanzler  
Auf der Jagd im Walde sich verirret.  
Über Stock und Stein, durch Tal und Bäche  
Stieg er schwer auf manchen jähen Felsen,  
Um sich umzusehen nach dem Pfade,  
Der ihn tief in diese Wildnis brachte.  
Doch sein Spähn und Rufen war vergebens;  
Nichts vernahm er als das hohle Echo  
Längs den hohen, schwarzen Felsenwänden.  
Ängstlich ging er bis zur zwölften Stunde,  
Wo er an dem Fuß des nächsten Berges  
Noch ein kleines, schwaches Licht erblickte.  
Furcht und Freude schlug in seinem Herzen  
Und er faßte Mut und nahte leise.

„Wer ist draußen?“ brach mit Schreckenstone  
Eine Stimme tief her aus der Höhle  
Und ein Mann trat aus der kleinen Wohnung.

„Freund, im Walde hab' ich mich verirret,“  
Sprach der Europäer furchtjam schmeichelnd;  
„Gönnet mir, die Nacht hier zuzubringen,  
Und zeigt nach der Stadt, ich werd' Euch danken,  
Morgen früh mir die gewissen Wege!“

„Kommt herein!“ versetzt der Unbekannte,  
„Wärmt Euch, noch ist Feuer in der Hütte.“  
Und er führt ihn auf das Binsenslager,  
Schreitet finster trotzig in den Winkel,  
Holt den Rest von seinem Abendmahle,  
Hummer, Lachs und frischen Bärenschinken,

Um den späten Fremdling zu bewirten.  
Mit dem Hunger eines Weidmanns speiste  
Festlich wie bei einem Klosterschmause  
Neben seinem Wirt der Europäer.

Fest und ernsthaft schaute der Hurone  
Seinem Gaste spähend auf die Stirne,  
Der mit tiefem Schnitt den Schinken trennte  
Und mit Wollust trank vom Honigtranke,  
Den in einer großen Muschelschale  
Er ihm freundlich zu dem Mahle reichte.  
Eine Bärenhaut auf weichem Moose  
War des Pflanzers gute Lagerstätte  
Und er schlief bis in die hohe Sonne.

Wie der wilden Zone wild'ster Krieger  
Schrecklich stand mit Köcher, Pfeil und Bogen  
Der Hurone jetzt vor seinem Gaste  
Und erweckt ihn und der Europäer  
Griff bestürzt nach seinem Jagdgewehre;  
Und der Wilde gab ihm eine Schale,  
Angefüllt mit süßem Morgentranke.  
Als er lächelnd seinen Gast gelabet,  
Bracht' er ihn durch manche lange Windung  
Über Stock und Stein, durch Tal und Bäche,  
Durch das Dickicht auf die rechte Straße.  
Höflich dankte fein der Europäer;  
Finster blickend blieb der Wilde stehen,  
Sah starr dem Pflanzler in die Augen,  
Sprach mit voller, fester, ernster Stimme:  
„Haben wir vielleicht uns schon gesehen?“  
Wie vom Blitz getroffen, stand der Jäger  
Und erkannte nun in seinem Wirte  
Jenen Mann, den er vor wenig Wochen  
In dem Sturmwind aus dem Hause jagte,  
Stammelte verwirrt Entschuldigungen.  
Ruhig lächelnd sagte der Hurone:  
„Seht, ihr fremden, klugen, weißen Leute,  
Seht, wir Wilden sind doch bessere Menschen!“  
Und er schlug sich seitwärts in die Büsche.

## 57. Theodor Körner.

Theodor Körner, der Sohn des hochgebildeten Appellationsrates Körner, der Schillers treuester Freund war und mit ihm viele Jahre hindurch in Briefwechsel stand, dem schönsten, welchen unsere Literatur besitzt, wurde am 26. September 1791 zu Dresden geboren. (Von frühester Jugend an nährte man in dem Knaben die Begeisterung für den unsterblichen Dichter



Theodor Körner.

und darum ist auch seinem für die Poesie empfänglichen Herzen der große Dichter in jeder Beziehung Vorbild und leuchtendes Beispiel geblieben. Im Jahre 1810 bezog Körner, nachdem er sich zu Freiberg in Sachsen zwei Jahre dem Studium der Mineralogie gewidmet hatte, die Universität in Leipzig, wo auch seine ersten dichterischen Versuche erschienen. Um ihn mit einem Kreise edler und gebildeter Männer in Verbindung zu setzen, brachte ihn der Vater im Jahre 1811 nach Wien, wo sich damals der mit der Körnerschen Familie befreundete Wilhelm von Humboldt als preussischer Gesandter aufhielt, der neben einem klaren Blick und tiefer Gelehrsamkeit ein echt deutsches Herz voll der hu-

mannten Bildung besaß.) Körner, welcher überall schnell alle Herzen gewann, fand bald in jenem Kreise Aufnahme und schuf während seines kaum anderthalbjährigen Aufenthaltes in Wien die ganze Reihe seiner dramatischen Dichtungen, von denen namentlich das Trauerspiel „Zriny“, worin er mit den glühendsten Worten den Opfermut fürs Vaterland und die Treue bis in den Tod schildert, zündend in alle Herzen schlug. Der große Beifall, den seine Dramen fanden, errang dem einundzwanzigjährigen Jünglinge eine Auszeichnung seltener Art; er wurde nämlich zum Hoftheaterdichter in Wien ernannt und erlangte dadurch eine Stellung, die ebenso angenehm wie ehrenvoll und vorteilhaft war. Auch beglückte ihn die Liebe zu einem Mädchen von seltener Schönheit, die von den Eltern Körners mit Freuden als die zukünftige Gattin des Sohnes begrüßt wurde. Die Verbindung beider ward auf eine nicht zu ferne Zeit festgesetzt. Alles schien sich zu vereinen, unserem Dichter das höchste Glück zu bieten.

Da erscholl plötzlich die Kunde, daß das französische Heer in den Eisfeldern Rußlands den Untergang gefunden; ihr folgte bald der preußische Aufruf zu den Waffen. Und als sich nun das deutsche Volk überall zum Kampfe rüstete, da klang es durch des Dichters Seele:

„Ja, es gibt noch eine deutsche Jugend,  
Die allmächtig ihre Ketten reißt.“

Alles hingebend, war er der ersten einer, der sich mit dem Schwerte gürdete zum Kampfe für's Vaterland. Vorher schrieb er seinem Vater. Der Brief zeigt das ganze, große, edle Herz des Jünglings und lautet: „Deutschland steht auf; der preußische Adler erweckt in allen treuen Herzen durch seine kühnen Flügelschläge die große Hoffnung einer deutschen, wenigstens norddeutschen Freiheit. Meine Kunst seufzt nach ihrem Vaterlande, laß mich ihr würdiger Jünger sein! Ja, liebster Vater, ich will Soldat werden, will das hier gewonnene glückliche und sorgenfreie Leben mit Freuden hinwerfen, um, sei es auch mit meinem Blute, mir ein Vaterland zu erkämpfen. Nenn's nicht Übermut, Leichtsin, Wildheit! Vor zwei Jahren hätt' ich es so nennen lassen; jetzt, da ich weiß, welche Seligkeit in diesem Leben reifen kann, jetzt, da alle Sterne meines Glücks in schöner Milde auf mich niederleuchten, jetzt ist es bei Gott ein würdiges Gefühl, das mich treibt, jetzt ist es die mächtige Überzeugung, daß kein Opfer zu groß sei für das höchste menschliche Gut, für seines Volkes Freiheit. Vielleicht sagt Dein bestochenes väterliches Herz: Theodor ist zu größeren Zwecken da, er hätte auf einem anderen Felde Wichtigeres und Bedeutenderes leisten können. Aber, Vater, meine Meinung ist die: Zum Opfertode für die Freiheit und für die Ehre seiner Nation ist keiner zu gut, wohl aber sind viele zu schlecht dazu! Hat mir Gott wirklich etwas mehr als gewöhnlichen Geist eingehaucht, der unter Deiner Pflege denken lernte, wo ist der Augenblick, wo ich ihn mehr geltend machen kann? Eine große Zeit will große Herzen und ich fühl' die Kraft in mir, eine Klippe sein zu können in dieser Völkerbrandung; ich muß hinaus und dem Wogensturm die mutige Brust entgegendrücken.

Soll ich in feiger Begeisterung meinen siegenden Brüdern meinen Jubel nachleiern? Soll ich Komödien schreiben auf dem „Spott-Theater“, wenn ich den Mut und die Kraft mir zutraue, auf dem Theater des Ernstes mitzusprechen? Ich weiß, Du wirst manche Unruhe erleiden müssen, die Mutter wird weinen! Gott tröste sie! Ich kann's Euch nicht ersparen. Des Glückes Schoßkind rühmt' ich mich bis jetzt, es wird mich jetzt nicht verlassen. Daß ich mein Leben wage, das gilt nicht viel; daß aber dieses Leben mit allen Blütenkränzen der Liebe, der Freundschaft, der Freude geschmückt ist und daß ich es doch wage, daß ich die süße Empfindung hinwerfe, die mir in der Überzeugung lebte, Euch keine Unruhe, keine Angst zu bereiten, das ist ein Opfer, dem nur ein solcher Preis entgegengestellt werden darf.

Toni hat mir auch bei dieser Gelegenheit ihre große, edle Seele bewiesen. Sie weint wohl, aber der geendigte Feldzug wird ihre Tränen schon trocknen. Die Mutter soll mir ihren Schmerz vergeben; wer mich liebt, soll mich nicht verkennen und Du wirst mich Deiner würdig finden.“)

Den 19. März 1813 ließ sich Körner in Breslau in das Lützow'sche Korps aufnehmen, in welchem er bald zum Leutnant befördert wurde. Als Adjutant Lützows focht er bei Rügen, wo er schwer verwundet wurde und nur durch seine Geistesgegenwart der Gefangenschaft entging. Unerkannt fand er in Leipzig bei Freunden Aufnahme und Pflege, ging dann zur Wiederherstellung seiner Gesundheit nach Karlsbad und trat hierauf freudigen Mutes wieder in sein Korps ein. Zum letztenmal sang und focht er am 26. August 1813 zwischen Schwerin und Gadebusch unweit Rosenberg. Er dichtete hier nach einem langen und beschwerlichen Nachtmarsch bei den ersten Strahlen der Sonne sein herrliches Schwertlied, las es den Freunden vor, entflamte sie damit zu todesfreudiger Begeisterung, sprengte zum Kampfe vor und — fiel, getroffen von einer feindlichen Kugel. Unter einer alten, gewaltigen Eiche bei dem Dorfe Wöbbelin wurde er feierlich mit allen militärischen Ehren begraben; tief erschüttert umstanden sämtliche Offiziere und Soldaten des Korps das Grab, über dessen Hügel sich jetzt ein eisernes Denkmal mit immer frischen Kränzen erhebt. Die herrlichste Opfergabe legte der ehrwürdige Vater des Helden auf das geweihte Grab: eine Sammlung der schönsten, meistens unter dem Geklirr der Waffen geschriebenen Lieder, womit der Held auch andere zu Helden gemacht hat: „Leier und Schwert.“

D. U. Hoff.

### 58. Letzter Trost.

(Beim Rückzug der vereinigten Heere über die Elbe 1813.)

Was zieht ihr die Stirne finster und kraus?  
 Was starrt ihr wild in die Nacht hinaus,  
 Ihr freien, ihr männlichen Seelen?  
 Jetzt heult der Sturm, jetzt braust das Meer,  
 Jetzt zittert das Erdreich um uns her;  
 Wir wollen uns die Not nicht verhehlen.

Die Hölle braust auf in neuer Glut,  
 Umsonst ist geflossen viel edles Blut,  
 Noch triumphieren die Bösen.  
 Doch nicht an der Rache des Himmels verzagt!  
 Es hat nicht vergebens blutig getagt:  
 Rot muß ja der Morgen sich lösen.

Und galt es früherhin Mut und Kraft,  
Jetzt alle Kräfte zusammengerafft!  
Sonst scheitert das Schiff noch im Hafen.  
Erhebe dich, Jugend, der Tiger dräut!  
Bewaffne dich, Landsturm, jetzt kommt deine Zeit!  
Erwache, du Volk, das geschlafen!

Und die wir hier rüstig zusammenstehn  
Und fest dem Tod in die Augen sehn,  
Woll'n nicht vom Rechte lassen,  
Die Freiheit retten, das Vaterland,  
Oder freudig sterben, das Schwert in der Hand  
Und Knechtschaft und Wütriche hassen.

Das Leben gilt nichts, wo die Freiheit fällt.  
Was gibt uns die weite, unendliche Welt  
für des Vaterlands heiligen Boden? —  
frei wollen wir das Vaterland wiedersehn  
Oder frei zu den glücklichen Vätern gehn!  
Ja, glücklich und frei sind die Toten!

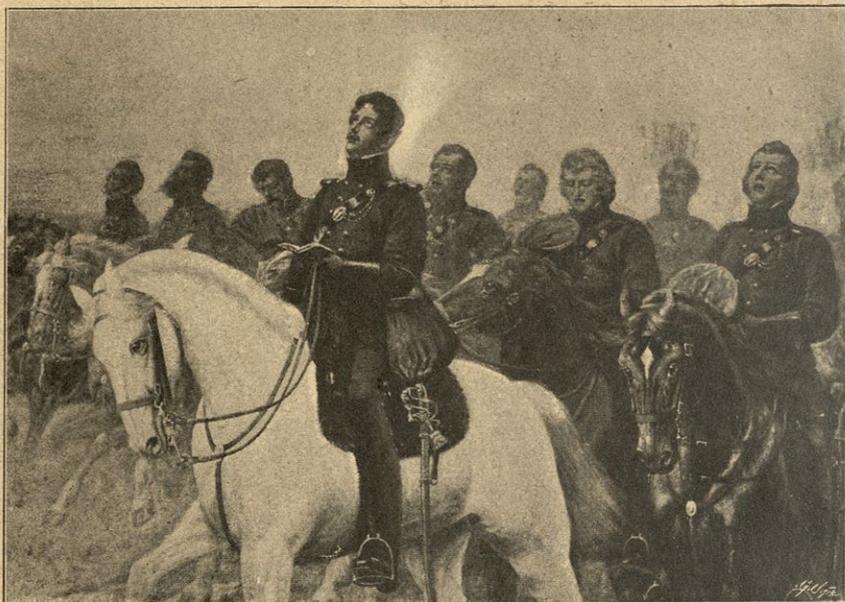
Drum heule, du Sturm, drum brause, du Meer,  
Drum zittre, du Erdreich, um uns her;  
Ihr sollt uns die Seele nicht zügeln!  
Die Erde kann neben uns untergehn;  
Wir woll'n als freie Männer bestehn  
Und den Bund mit dem Blute besiegeln.

Theodor Körner.

### 59. Gebet während der Schlacht.

Vater, ich rufe dich!  
Brüllend umwölkt mich der Dampf der Geschütze,  
Sprühend umzucken mich rasselnnde Blitze,  
Lenker der Schlachten, ich rufe dich!  
Vater du, führe mich!

Vater du, führe mich!  
Führ' mich zum Siege, führ' mich zum Tode;  
Herr, ich erkenne deine Gebote;  
Herr, wie du willst, so führe mich!  
Gott, ich erkenne dich!



Gebet während der Schlacht. Von M. Weise. (Verl. Rich. Bong, Berlin.)

Gott, ich erkenne dich!

So im herbstlichen rauschen der Blätter  
Wie im Schlachtendonnerwetter,  
Urquell der Gnade, erkenn' ich dich.

Vater du, segne mich!

Vater du, segne mich!

In deine Hand befehl' ich mein Leben,  
Du kannst es nehmen, du hast es gegeben;  
Zum Leben, zum Sterben segne mich!

Vater, ich preise dich!

Vater, ich preise dich!

's ist ja kein Kampf für die Güter der Erde;  
Das Heiligste schützen wir mit dem Schwerte,  
Drum fallend und siegend preis' ich dich.

Gott, dir ergeb' ich mich!

Gott, dir ergeb' ich mich!

Wenn mich die Donner des Todes begrüßen,  
Wenn meine Adern geöffnet fließen,  
Dir, mein Gott, dir 'ergeb' ich mich!

Vater, ich rufe dich!

Theodor Körner.

## 60. Monolog des Briny.

(Aus dem Trauerspiele „Briny“.)

So ständ' ich denn im letzten Glühn des Lebens,  
Die nächste Stunde bringt mir Nacht und Tod.  
So ständ' ich denn am Ziele meines Strebens,  
Stolz auf die Blüten, die das Glück mir bot!  
Ich fühl' es klar, ich kämpfte nicht vergebens;  
Durch Todesnacht bricht ew'ges Morgenrot.  
Und muß ich hier mit meinem Blute zahlen,  
Ein Gott vergift mir seines Lichtes Strahlen!

Die Stimme des Jahrhunderts wird verhallen  
Und das Geschlecht versinken, das mich kennt;  
Doch Enkel werden zu den Trümmern wallen,  
Wo dankbar dann mich manche Lippe nennt.  
Wer mutig für sein Vaterland gefallen,  
Der baut sich selbst ein ewig Monument  
Im treuen Herzen seiner Landesbrüder  
Und dies Gebäude stürzt kein Sturmwind nieder. .

Ich folgte unbewußt dem dunklen Drange,  
Der mit des Jünglings früh'ster Tat erwacht. —  
Von edlem Feuer lodert mir die Wange,  
Der Sturm der Weihe hat es angefacht.  
So waffn' ich mich zu meinem letzten Gange,  
Und was mein kühnster Traum sich nicht gedacht:  
Um aller Kronen schönste darf ich werben,  
Darf für mein Volk und meinen Glauben sterben!

Was taten sie, die wir im Lied vergöttern,  
Von denen noch der Nachwelt Hymne spricht?  
Sie hielten aus in Kampf und Sturmeswettern  
Und standen treu bei Tugend, Recht und Pflicht;  
Das Schicksal kann die Heldenbrust zerschmettern,  
Doch einen Heldenwillen beugt es nicht!  
Gemächlich mag der Wurm im Staube liegen,  
Ein edles Herz muß kämpfen und wird siegen.

Theodor Körner.

## 61. Auf dem Schlachtfelde von Aspern.

Schlachtfeld, wo der Todesengel würgte, Wo der Deutsche seine Kraft verbürgte, Heil'ger Boden, dich grüßt mein Gesang! Frankreichs stolze Adler sahst du zittern, Sahst des Wüttrichs Eisenkraft zer- splintern, Die sich frech die halbe Welt bezwang. Euch, ihr Manen der gefallnen Helden, Deren Blick im Siegesdonner brach, Ruf' ich in den Frühling eurer Welten Meines Herzens ganzen Jubel nach.	Sonnenhauch in düstern Nebel- jahren! Deine Strahlen laß uns treu bewahren Als Vermächtnis einer stolzen Zeit! Überall im großen deutschen Lande, Von der Dittsee bis zum Donaustrande Macht dein Name alle Herzen weit. Aspern Klingt's und Karl Klingt's siegestrunken, Wo nur deutsch die Lippe lallen kann. Nein, Germania ist nicht gesunken, Hat noch einen Tag und einen Mann.
-------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------	------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------

Und solange deutsche Ströme sausen  
Und solange deutsche Vieder brausen,  
Gelten diese Namen ihren Klang.  
Was die Tage auch zerschmettert haben,  
Karl und Aspern ist ins Herz gegraben,  
Karl und Aspern donnert im Gesang.  
Mag der Staub gefallner Helden modern,  
Die dem großen Tode sich geweiht,  
Ihres Ruhmes Flammenzüge lodern  
In dem Tempel der Unsterblichkeit.

Theodor Körner.

## 62. Muttersprache.

Muttersprache, Mutterlaut,  
Wie so wonnesam, so traut!  
Erstes Wort, das mir erschallet,  
Süßes, erstes Liebeswort,  
Erster Ton, den ich gelasset,  
Klingest ewig in mir fort!

Ach, wie trüb ist meinem Sinn,  
Wenn ich in der Fremde bin,  
Wenn ich fremde Zungen üben,  
Fremde Worte brauchen muß,  
Die ich nimmermehr kann lieben,  
Die nicht klingen als ein Gruß!

Sprache, schön und wunderbar,  
Ach, wie klingest du so klar!  
Will noch tiefer mich vertiefen  
In den Reichtum, in die Pracht;  
Ist mir's doch, als ob mich riesen  
Väter aus des Grabes Nacht.

Klinge, klinge fort und fort,  
Heldensprache, Liebeswort,  
Steig empor aus tiefen Schlüften,  
Längstverschollnes altes Lied,  
Leb' aufs neu' in heil'gen Schriften,  
Daß dir jedes Herz erglüht!

Überall weht Gottes Hauch,  
Heilig ist wohl mancher Brauch;  
Aber soll ich beten, danken,  
Geb' ich meine Liebe kund,  
Meine seligsten Gedanken,  
Sprech' ich wie der Mutter Mund.

Max von Schenkendorf.

### 63. Das Vaterland.

Es sind elende und kalte Klügler aufgestanden in diesen Tagen, die sprechen in der Wichtigkeit ihrer Herzen: „Vaterland und Freiheit, leere Namen ohne Sinn, schöne Klänge, womit man die Einfältigen betört! Wo es dem Menschen wohlgeht, da ist sein Vaterland, wo er am wenigsten geplagt wird, da blüht seine Freiheit.“

Der Mensch aber soll lieben bis in den Tod und von seiner Liebe nimmer lassen, noch scheiden. Darum, o Mensch, hast du ein Vaterland, ein heiliges Land, ein geliebtes Land, eine Erde, wonach deine Sehnsucht ewig dichtet und trachtet.

Wo dir Gottes Sonne zuerst erschien; wo dir die Sterne des Himmels zuerst leuchteten; wo seine Blitze dir zuerst seine Allmacht offenbarten und seine Sturmwinde dir mit heiligem Schrecken durch die Seele brausten: da ist deine Liebe, da ist dein Vaterland.

Und seien es kahle Felsen und öde Inseln und wohnen Armut und Mühe dort mit dir, du mußt das Land ewig lieb haben; denn du bist ein Mensch und sollst es nicht vergessen, sondern behalten in deinem Herzen.

Auch ist die Freiheit kein leerer Traum und kein wüster Wahn, sondern in ihr lebt dein Mut und dein Stolz und die Gewißheit, daß du vom Himmel stammst.

Da ist Freiheit, wo du leben darfst, wie es dem tapferen Herzen gefällt; wo du in den Sitten und Weisen und Gesetzen deiner Väter leben darfst; wo dich beglückt, was schon deine Ureltern beglückte; wo keine fremden Henker über dich gebieten und keine fremden Treiber dich treiben, wie man das Vieh mit dem Stecken treibt.

Dieses Vaterland und diese Freiheit sind das Allerheiligste auf Erden, ein Schatz, der eine unendliche Liebe und Treue in sich verschließt, das edelste Gut, das ein guter Mensch auf Erden besitzt und zu besitzen begehrt.

Ernst Moritz Arndt.

### 64. Wer ist ein Mann?

Wer ist ein Mann? Wer beten kann  
Und Gott dem Herrn vertraut;  
Wenn alles bricht, er zaget nicht:  
Dem Frommen nimmer graut.

Wer ist ein Mann? Wer glauben kann  
Inbrünstig, wahr und frei;  
Denn diese Wehr bricht nimmermehr,  
Sie bricht kein Mensch entzwei.

Wer ist ein Mann? Wer lieben kann  
Von Herzen fromm und warm;  
Die heil'ge Gut gibt hohen Mut  
Und stärkt mit Stahl den Arm.

Dies ist der Mann, der streiten kann  
Für Weib und liebes Kind;  
Der kalten Brust fehlt Kraft und Lust  
Und ihre Tat wird Wind.

Dies ist der Mann, der sterben kann  
Für Freiheit, Pflicht und Recht!  
Dem frommen Mut deucht alles gut,  
Es geht ihm nimmer schlecht.

Dies ist der Mann, der sterben kann  
Für Gott und Vaterland!  
Er läßt nicht ab bis an das Grab  
Mit Herz und Mund und Hand.

So, deutscher Mann, so, freier Mann,  
Mit Gott, dem Herrn, zum Krieg!  
Denn Gott allein kann Helfer sein,  
Von Gott kommt Glück und Sieg.

Ernst Moritz Arndt.

### 65. Die Leipziger Schlacht.

„Wo kommst du her in dem roten Kleid  
Und färbst das Gras auf dem grünen Plan?“  
Ich komm' aus blutigem Männerstreit,  
Ich komme rot von der Ehrenbahn,  
Wir haben die blutige Schlacht geschlagen,  
Drob müssen die Mütter und Bräute klagen;  
Da ward ich so rot.

„Sag' an, Gesell, und verkünde mir,  
Wie heißt das Land, wo ihr schlugt die Schlacht?“  
Bei Leipzig trauert das Mordrevier,  
Das manches Auge voll Tränen macht:  
Da flogen die Kugeln wie Winterflocken  
Und Tausenden mußte der Atem stocken  
Bei Leipzig, der Stadt.

„Wie heißen, die zogen ins Todesfeld  
Und ließen fliegende Banner aus?“  
Es kamen Völker aus aller Welt,  
Die zogen gegen Franzosen aus,  
Die Russen, die Schweden, die tapfern Preußen  
Und die nach dem glorreichen Osterreich heißen,  
Sie zogen all aus.

„Wem ward der Sieg in dem harten Streit?  
Wem ward der Preis mit der Eisenhand?“  
Die Welschen hat Gott wie die Spreu zerstreut,  
Die Welschen hat Gott verweht wie Sand;  
Viele Tausende decken den grünen Rasen,  
Die übrig geblieben, entflohen wie Hasen,  
Napoleon mit.

„Nimm Gottes Lohn, habe Dank, Gesell!  
Das war ein Klang, der das Herz erfreut!  
Das klang wie himmlische Zimbeln hell!  
Hab' Dank der Mär von dem blutigen Streit!  
Laß Witwen und Bräute die Toten beklagen,  
Wir singen noch fröhlich in spätesten Tagen  
Die Leipziger Schlacht.“

O Leipzig, freundliche Lindenstadt,  
Dir ward ein leuchtendes Ehrenmal;  
Solange rollet der Zeiten Rad,  
Solange scheineth der Sonnenstrahl,  
Solange die Ströme zum Meere reisen,  
Wird noch der späteste Enkel preisen  
Die Leipziger Schlacht.

Ernst Moritz Arndt.

## 66. Geharnischte Sonette.

### 1.

O daß ich stünd' auf einem hohen Turme,  
Weit sichtbar rings in allen deutschen Reichen,  
Mit einer Stimme, Donnern zu vergleichen,  
Zu rufen in den Sturm mit mehr als Stürme:

Wie lang willst du dich winden gleich dem Wurme,  
Krumm unter deines Feinds Triumphrads Speichen?  
Hat er die harte Haut noch nicht mit Streichen  
Dir g'nug gerieben, daß dich's endlich wurme?

Die Berge, wenn sie könnten, würden rufen:  
„Wir selber fühlten mit fühllosem Rücken  
Lang g'nug den Druck von eures Feindes Hüfen.“

Des Steins Geduld bricht endlich auch in Stücken,  
Den Götter zum Getretensein doch schufen —  
Volk, mehr als Stein, wie lang darf man dich drücken?

2.

Ihr Ritter, die ihr haust in euern Forsten,  
Ist euch der Helmbusch von dem Haupt gefallen?  
Versteht ihr nicht den Panzer mehr zu schnallen?  
Ist ganz die Rüstung eures Muts zerborsten?

Was sitzet ihr daheim in euern Horsten,  
Ihr alten Adler, habt ihr keine Krallen?  
Hört ihr nicht dorthier die Verwüstung schallen?  
Seht ihr das Untier nicht mit seinen Borsten?

Schwingt eure Keulen, denn es ist ein Keuler;  
Er wühlt, er droht, voll Gier nach schnödem Futter  
Stürzt er den Stamm, nicht bloß des Stammes Blätter.

Es ist ein Wolf, ein nimmerjatter Heuler,  
Er frisst das Lamm, er frisst des Lammes Mutter;  
Helft, Ritter, wenn ihr Ritter seid, seid Retter!

Friedrich Rückert.

### 67. Frühlingsglaube.

Die linden Lüfte sind erwacht,  
Sie säuseln und weben Tag und Nacht,  
Sie schaffen an allen Enden.  
O frischer Duft, o neuer Klang!  
Nun, armes Herze, sei nicht bang!  
Nun muß sich alles, alles wenden.  
Die Welt wird schöner mit jedem Tag,  
Man weiß nicht, was noch werden mag,  
Das Blühen will nicht enden.  
Es blüht das fernste, tiefste Tal.  
Nun, armes Herz, vergiß der Qual!  
Nun muß sich alles, alles wenden.

Ludwig Uhland.

### 68. Frühlingsfeier.

Süßer, goldner Frühlingsstag,  
Inniges Entzücken!  
Wenn mir je ein Lied gelang,  
Sollt' es heut' nicht glücken?

Doch warum in dieser Zeit  
An die Arbeit treten?  
Frühling ist ein hohes Fest,  
Laßt mich ruhn und beten!

Ludwig Uhland

### 69. Lob des Frühlings.

Saatengrün, Veilchenduft,  
Verchenwirbel, Amfelschlag,  
Sonnenregen, linde Luft!

Wenn ich solche Worte sänge,  
Braucht es dann noch großer Dinge,  
Dich zu preisen, Frühlingsstag?

Ludwig Uhland.

### 70. Des Sängers Fluch.

Es stand in alten Zeiten ein Schloß, so hoch und hehr,  
Weit glänzt' es über die Lande bis an das blaue Meer;  
Und rings von duft'gen Gärten ein blütenreicher Kranz,  
Drin sprangen frische Brunnen im Regenbogenglanz.

Dort saß ein stolzer König, an Land und Siegen reich,  
Er saß auf seinem Throne so finster und so bleich;  
Denn was er sinnt, ist Schrecken, und was er blickt, ist Wut,  
Und was er spricht, ist Geißel, und was er schreibt, ist Blut.

Einst zog nach diesem Schlosse ein edles Sängerpaa'r,  
Der ein' in goldnen Locken, der andre grau von Haar;  
Der Alte mit der Harfe, der saß auf schmuckem Roß,  
Es schritt ihm frisch zur Seite der blühende Genoß.

Der Alte sprach zum Jungen: „Nun sei bereit, mein Sohn!  
Denk unsrer tiefsten Lieder, stimm' an den vollsten Ton!  
Nimm alle Kraft zusammen, die Lust und auch den Schmerz!  
Es gilt uns heut', zu rühren des Königs steinern Herz.“

Schon stehn die beiden Säger im hohen Säulensaal  
Und auf dem Throne sitzen der König und sein Gemahl;  
Der König, furchtbar prächtig, wie blut'ger Nordlichtschein,  
Die Königin, süß und milde, als blickte Vollmond drein.

Da schlug der Greis die Saiten, er schlug sie wundervoll,  
Daß reicher, immer reicher der Klang zum Ohre schwall;  
Dann strömte himmlisch helle des Jünglings Stimme vor,  
Des Alten Sang dazwischen wie dumpfer Geisterchor.

Sie singen von Lenz und Liebe, von sel'ger, goldner Zeit,  
Von Freiheit, Männerwürde, von Treu' und Heiligkeit;  
Sie singen von allem Süßen, was Menschenbrust durchbebt,  
Sie singen von allem Hohen, was Menschenherz erhebt.

Die Hölflingschar im Kreise verlernet jeden Spott,  
Des Königs trog'ge Krieger, sie beugen sich vor Gott.  
Die Königin, zerflossen in Wehmut und in Lust,  
Sie wirft den Sängern nieder die Rose von ihrer Brust.

„Ihr habt mein Volk verführet, verlockt ihr nun mein Weib?“  
Der König schreit es wütend, er hebt am ganzen Leib;  
Er wirft sein Schwert, das blitzend des Jünglings Brust durchdringt,  
Draus statt der goldnen Lieder ein Blutstrahl hoch aufspringt.

Und wie vom Sturm zerstoben ist all der Hörer Schwarm.  
Der Jüngling hat verröchelt in seines Meisters Arm;  
Der schlägt um ihn den Mantel und setzt ihn auf das Roß,  
Er bind't ihn aufrecht feste, verläßt mit ihm das Schloß.

Doch vor dem hohen Tore, da hält der Sängergreis,  
Da faßt er seine Harfe, sie, aller Harfen Preis,  
An einer Marmorsäule, da hat er sie zersehlt;  
Dann ruft er, daß es schaurig durch Schloß und Gärten gellt:

„Weh euch, ihr stolzen Hallen, nie töne süßer Klang  
Durch eure Räume wieder, nie Saite noch Gesang,  
Nein, Seufzer nur und Stöhnen und scheuer Sklavenschritt,  
Bis euch zu Schutt und Moder der Rachegeist zertritt!

Weh euch, ihr duft'gen Gärten im holden Maienlicht!  
Euch zeig' ich dieses Toten entstelltes Angesicht,  
Daß ihr darob verdorret, daß jeder Quell versiegt,  
Daß ihr in künft'gen Tagen versteinet, verödet liegt!

Weh dir, verruchter Mörder, du Fluch des Sängertums!  
Umsonst sei all dein Ringen nach Kränzen blut'gen Ruhms,  
Dein Name sei vergessen, in ew'ge Nacht getaucht,  
Sei, wie ein letztes Röcheln, in leere Luft verhaucht!“

Der Alte hat's gerufen, der Himmel hat's gehört:  
Die Mauern liegen nieder, die Hallen sind zerstört;  
Noch eine hohe Säule zeugt von verschwundner Pracht;  
Auch diese, schon geborsten, kann stürzen über Nacht.

Und rings statt duft'ger Gärten ein ödes Heidefeld,  
Kein Baum verstreuet Schatten, kein Quell durchdringt den Sand;  
Des Königs Namen meldet kein Lied, kein Heldenbuch;  
Verjunken und vergessen! Das ist des Sängers Fluch.

Ludwig Uhland.

### 71. Roland Schildträger.

Der König Karl saß einst zu Tisch  
Zu Nachen mit den Fürsten.  
Man stellte Wildbret auf und Fisch  
Und ließ auch keinen dürsten;  
Viel Goldgeschirr von klarem Schein,  
Manch roten, grünen Edelstein  
Sah man im Saale leuchten.

Da sprach Herr Karl, der starke Held:  
„Was soll der eitle Schimmer?  
Das beste Kleinod dieser Welt,  
Das fehlt uns noch immer.  
Dies Kleinod, hell wie Sonnenschein,  
Ein Riese trägt's im Schilde sein  
Tief im Ardennerwalde.“

Graf Richard, Erzbischof Turpin,  
Herr Haimon, Naims von  
Bayern,  
Milon von Anglant, Graf Garin,  
Die wollten da nicht feiern.  
Sie haben Stahlgewand begehrt  
Und hießen satteln ihre Pferd',  
Zu reiten nach dem Riesen.

Jung Roland, Sohn des Milon,  
sprach:  
„Lieb Vater, hört, ich bitte:  
Vermeint Ihr mich zu jung und schwach,  
Daß ich mit Riesen stritte;  
Doch bin ich nicht zu winzig mehr,  
Euch nachzutragen Euern Speer  
Samt Eurem guten Schilde.“

Die sechs Genossen ritten bald  
Bereint nach den Ardenen;  
Doch als sie kamen in den Wald,  
Da täten sie sich trennen.  
Roland ritt hinterm Vater her;  
Wie wohl ihm war, des Helden Speer,  
Des Helden Schild zu tragen!

Bei Sonnenschein und Mondenlicht  
Streiften die kühnen Degen,  
Doch fanden sie den Riesen nicht  
In Felsen noch Gehegen.  
Zur Mittagsstund' am vierten Tag  
Der Herzog Milon schlafen lag  
In einer Eiche Schatten.

Roland sah in der Ferne bald  
Ein Blitzen und ein Leuchten,  
Davon die Strahlen in dem Wald  
Die Hirsch' und Reh' aufscheuchten;  
Er sah, es kam von einem Schild,  
Den trug ein Riese, groß und wild,  
Vom Berge niedersteigend.

Roland gedacht' im Herzen sein:  
„Was ist das für ein Schrecken!  
Soll ich den lieben Vater mein  
Im besten Schlaf erwecken?  
Es wachet ja sein gutes Pferd,  
Es wacht sein Speer, sein Schild und  
Schwert,  
Es wacht Roland, der junge.“

Roland das Schwert zur Seite  
band,  
Herrn Milons starkes Waffnen,  
Die Lanze nahm er in die Hand  
Und tät den Schild aufraffen;  
Herrn Milons Roß bestieg er dann  
Und ritt ganz jachte durch den Tann,  
Den Vater nicht zu wecken.

Und als er kam zur Felsenwand,  
Da sprach der Rief' mit Lachen:  
„Was will doch dieser kleine Fant  
Auf solchem Roße machen?  
Sein Schwert ist zwier so lang wie er,  
Vom Roße zieht ihn schier der Speer,  
Der Schild will ihn erdrücken.“

Jung Roland rief: „Wohlauf zum Streit!

Dich reuet noch dein Necken.  
Hab' ich die Tartſche lang und breit,  
Kann ſie mich beſſer decken;  
Ein kleiner Mann, ein großes Pferd,  
Ein kurzer Arm, ein langes Schwert  
Muß eins dem andern helfen.“

Der Rieſe mit der Stange ſchlug,  
Auslangend in die Weite;  
Jung Roland ſchwenkte ſchnell genug  
Sein Roß noch auf die Seite.  
Die Lanze er auf den Rieſen ſchwang,  
Doch von dem Wunderſchilde ſprang  
Auf Roland ſie zurücker.

Jung Roland nahm in großer  
Haſt

Das Schwert in beide Hände,  
Der Rieſe nach dem ſeinen faßt',  
Er war zu unbehende;  
Mit ſlinkem Hiebe ſchlug Roland  
Ihm unterm Schild die linke Hand,  
Daß Hand und Schild entrollten.

Dem Rieſen ſchwand der Mut dahin,  
Wie ihm der Schild entriſſen;  
Das Kleinod, das ihm Kraft verleiht,  
Mußt' er mit Schmerzen miſſen.  
Zwar lief er gleich dem Schild nach,  
Doch Roland in das Knie ihn ſtach,  
Daß er zu Boden ſtürzte.

Roland ihn bei den Haaren griff,  
Hieb ihm das Haupt herunter,  
Ein großer Strom von Blute lief  
Ins tiefe Thal hinunter;  
Und aus des Toten Schild hernach  
Roland das lichte Kleinod brach  
Und freute ſich am Glanze.

Dann barg er's unterm Kleide gut  
Und ging zu einem Quelle,  
Da wuſch er ſich von Staub und Blut  
Gewand und Waffen helle.  
Zurück ritt der jung' Roland  
Dahin, wo er den Vater fand  
Noch ſchlafend bei der Eiche.

Er legt' ſich an des Vaters Seit',  
Vom Schlafe ſelbſt bezwungen,  
Bis in der kühlen Abendzeit  
Herr Milon aufgesprungen:

„Wach' auf, wach' auf, mein Sohn  
Roland!  
Nimm Schild und Lanze ſchnell zur Hand,  
Daß wir den Rieſen ſuchen!“

Sie ſtiegen auf und eilten ſehr,  
Zu ſchweifen in der Wilde.  
Roland ritt hinterm Vater her  
Mit deſſen Speer und Schilde.  
Sie kamen bald zu jener Stätt',  
Wo Roland jüngſt geſtritten hätt';  
Der Rieſe lag im Blute.

Roland kaum ſeinen Augen glaubt',  
Als nicht mehr war zu ſchauen  
Die linke Hand, dazu das Haupt,  
So er ihm abgehauen,  
Nicht mehr des Rieſen Schwert und  
Speer,

Auch nicht ſein Schild und Harniſch mehr,  
Nur Kumpf und blut'ge Glieder.

Milon beſah den großen Kumpf:  
„Was iſt das für 'ne Leiche?  
Man ſieht noch am zerhau'nen Stumpf,  
Wie mächtig war die Eiche.  
Das iſt der Rieſe. Frag' ich mehr?  
Verſchlafen hab' ich Sieg und Ehr',  
Drum muß ich ewig trauern.“ —

Zu Nachen vor dem Schloſſe ſtund  
Der König Karl gar bange:  
„Sind meine Helden wohl geſund?  
Sie weilen allzulange.  
Doch, ſeh' ich recht, auf Königswort!  
So reitet Herzog Haimon dort,  
Des Rieſen Haupt am Speere.“

Herr Haimon ritt in trübem Mut  
Und mit geſenktem Spieße  
Legt' er das Haupt, beſprengt mit Blut,  
Dem König vor die Füße:  
„Ich fand den Kopf im wilden Hag  
Und fünfzig Schritte weiter lag  
Des Rieſen Kumpf am Boden.“

Wald auch der Erzbischof Turpin  
Den Riesenhandschuh brachte,  
Die ungefüge Hand noch drin;  
Er zog sie aus und lachte:  
„Das ist ein schön Reliquienstück;  
Ich bring' es aus dem Wald zurück,  
Fand es schon zugehauen.“

Der Herzog Nains von Bayerland  
Kam mit des Riesen Stange:

„Schaut an, was ich im Walde fand,  
Ein Waffen, stark und lange!  
Wohl schwig' ich von dem schweren  
Druck:

Hei, bayrisch Bier, ein guter Schluck,  
Sollt' mir gar köstlich munden!“

Graf Richard kam zu Fuß daher,  
Ging neben seinem Pferde;  
Das trug des Riesen schwere Wehr,  
Den Harnisch samt dem Schwerte:  
„Wer suchen will im wilden Tann,  
Manch Waffenstück noch finden kann,  
Ist mir zu viel gewesen.“

Der Graf Garin tät ferne schon  
Den Schild des Riesen schwingen.  
„Der hat den Schild, des ist die Kron',  
Der wird das Kleinod bringen!“  
„Den Schild hab' ich, ihr lieben Herr'n!  
Das Kleinod hätt' ich gar zu gern,  
Doch das ist ausgebrochen.“

Zuletzt tät man Herrn Milon sehn,  
Der nach dem Schlosse lenkte;  
Er ließ das Köflein langsam gehn,  
Das Haupt er traurig senkte.  
Roland ritt hinterm Vater her  
Und trug ihm seinen starken Speer  
Zusamt dem festen Schilde.

Doch wie sie kamen vor das  
Schloß

Und zu den Herr'n geritten,  
Macht' er von Vaters Schilde los  
Die Bierat in der Mitten;  
Das Riesenkleinod setzt' er ein,  
Das gab so wunderklaren Schein  
Als wie die liebe Sonne.

Und als nun diese helle Blut  
Im Schilde Milons brannte,  
Da rief der König frohgemut:  
„Heil Milon von Anglante!  
Der hat den Riesen übermannt,  
Ihm abgeschlagen Haupt und Hand,  
Das Kleinod ihm entrißen.“

Herr Milon hatte sich gewandt,  
Sah staunend all die Helle:  
„Roland, sag' an, du junger Fant,  
Wer gab dir das, Gefelle?“ —  
„Um Gott, Herr Vater, zürnt mir nicht,  
Daß ich erschlug den groben Wicht,  
Derweil Ihr eben schliefet!“

Ludwig Uhland.

## 72. Uhlands Lieder und erzählende Gedichte.

Der Gesang ist heute die geselligste der Künste. Das arme Volk liest wenig, am wenigsten Gedichte; fast allein durch den Gesang wird ihm das Tor geöffnet zu der Schatzkammer deutscher Poesie. An Kunstwert stehen Uhlands erzählende Gedichte seinen Liedern ohne Zweifel gleich; aber die Bedeutung des Mannes für die Gesittung unseres Volkes beruht vornehmlich auf den Liedern. Sie haben dem Sänger den schönsten Nachruhm gebracht, der dem lyrischen Dichter beschieden ist. Sie leben in ihrer leichten, sangbaren Form im Munde von Tausenden, die seinen Namen nie gehört, sie klingen wieder, wo immer Deutsche fröhlich in die Weite ziehen oder zum heiteren Gelage sich scharen. Es war eine Stunde seliger Genug-

tuung, als er einmal auf der Wanderung durch die Hardt in den Klostertrümmern von Limburg unerkant rastete und seine eigenen Lieder, von jugendlichen Stimmen gesungen, durch das Gewölbe



Ludwig Uhland.

schallten. Alle die hoffnungsvollen Anfänge freier, volkstümlicher Geselligkeit, welche heute das Nahen einer menschlicheren Gesittung verkünden, alle die fröhlichen Fahrten und Feste unserer Sänger und Turner und Schützen danken einen guten Teil ihres poetischen Reizes dem schwäbischen Sänger; kein Wunder, daß er sich selber an solcher Volksfreude nicht satt sehen konnte. Fast deucht es uns ein Märchen, daß es einst eine Zeit gegeben, wo am Beiwachtfeuer deutscher Soldaten das Lied noch nicht erklang: „Ich hatt' einen Kameraden“, daß einst deutsche Handwerksburschen über den Rhein gezogen sind, die noch

nicht sangen von den „drei Burschen“.

Doch sehen wir näher zu, so finden wir auch in den einfachsten dieser Lieder einen entscheidenden Zug, eine kunstvolle Steigerung, einen schlagenden Abschluß, der das Gedicht alsbald auf die Höhe der Kunstpoesie erhebt und mit so großer Innigkeit und Frische den durchgebildeten Verstand des Künstlers zeigt.

Demselben Lehrer, dem deutschen Volksliede, hat Uhland auch die Kunst der gemüthlich bewegten Erzählung abgesehen. Er vermag es, einen kleinen anekdotenhaften Zug mit so viel schalkhafter Anmut zu einer Ballade zu erweitern, wie vor ihm nur Goethe. Sein Eigenstes und Schönstes schuf er in der erzählenden Dichtung dann, wenn er sich ein Herz faßte und die trotzige, reckenhafte Kraft der deutschen Heldenzeit derb und mit Laune darstellte wie in den Rolandsliedern, wohl seinen besten Balladen. Und wie das Volkslied nicht in die Grenzen eines Landes gebannt bleibt, sondern der Sang von der Liebe Lust und Leid, von Heldenzorn und Heldentod durch alle Völker wandert und in der Fremde sich umbildet, so hat auch Uhland sein deutsches Wesen nicht verleugnet, wenn er fremdländische Sagenstoffe besang.

Heinrich von Treitschke.

### 73. Kaiser Rudolfs Ritt zum Grabe.

Auf der Burg zu Germersheim,  
Stark an Geist, am Leibe schwach,  
Sitzt der greise Kaiser Rudolf,  
Spielend das gewohnte Schach.

Und er spricht: „Ihr guten Meister,  
Ärzte, sagt mir ohne Zagen:  
Wann aus dem zerbrochenen Leib  
Wird der Geist zu Gott getragen?“

Und die Meister sprechen: „Herr,  
Wohl noch heut' erscheint die Stunde!“  
Freundlich lächelnd spricht der Greis:  
„Meister, Dank für diese Kunde!“

„Auf nach Speier, auf nach Speier!“  
Ruft er, als das Spiel geendet,  
„Wo so mancher deutsche Held  
Biegt begabten, sei's vollendet!“

Bläst die Hörner, bringt das Roß,  
Das mich oft zur Schlacht getragen!“  
Zaudernd stehn die Diener all;  
Doch er ruft: „Folgt ohne Zagen!“

Und das Schlachtroß wird gebracht.  
„Nicht zum Kampf, zum ew'gen Frieden,“  
Spricht er, „trage, treuer Freund,  
Setz den Herrn, den lebensmüden!“

Weinend steht der Diener Schar,  
Als der Greis auf hohem Rosse,  
Rechts und links ein Kopellan,  
Zieht, halb Leich', aus seinem Schlosse.

Trauernd neigt des Schlosses Lind'  
Vor ihm ihre Äste nieder,  
Vögel, die in ihrer Hut,  
Singen wehmuthsvolle Lieder.

Mancher eilt des Wegs daher,  
Der gehört die bange Sage,  
Sieht des Helden sterbend Bild  
Und bricht aus in laute Klage.

Aber nur von Himmelslust  
Spricht der Greis mit jenen zweien;  
Lächelnd blickt sein Angesicht,  
Als ritt' er zur Lust im Maien.

Von dem hohen Dom zu Speier  
Hört man dumpf die Glocken schallen.  
Ritter, Bürger, zarte Frauen  
Weinend ihm entgegen wallen.

In den hohen Kaisersaal  
Ist er rasch noch eingetreten,  
Sitzend dort auf goldnem Stuhl  
Hört man für sein Volk ihn beten.

„Reichet mir den heil'gen Leib!“  
Spricht er nun mit bleichem Munde;  
Drauf verzüngt sich sein Gesicht  
Um die mitternächt'ge Stunde.

Da auf einmal wird der Saal  
Hell von überird'ischem Lichte  
Und entschlummert sitzt der Held,  
Himmelsruh' im Angesichte.

Glocken dürfen's nicht verkünden,  
Boten nicht zur Leiche bieten,  
Alle Herzen längs des Rheins  
Fühlen, daß der Held verschieden.

Nach dem Dome strömt das Volk,  
Schwarz, unzähligen Gewimmels,  
Der empfing des Helden Leib,  
Seinen Geist der Dom des Himmels.  
Justinus Kerner.

### 74. Der reichste Fürst.

Preisend mit viel schönen  
Reden  
Ihrer Länder Wert und Zahl,  
Säßen viele deutsche Fürsten  
Einst zu Worms im Kaisersaal.

„Herrlich,“ sprach der Fürst von  
Sachsen,  
„Ist mein Land und seine Macht;  
Silber hegen seine Berge  
Wohl in manchem tiefen Schacht.“

„Seht mein Land in üpp'ger Fülle,  
Sprach der Kurfürst von dem Rhein,  
„Goldne Saaten in den Thälern,  
Auf den Bergen edlen Wein!“

Eberhard, der mit dem Barte,  
Württembergs geliebter Herr,  
Sprach: „Mein Land hat kleine Städte,  
Trägt nicht Berge silberschwer;

„Große Städte, reiche Klöster,  
Ludwig, Herr zu Bayern, sprach,  
„Schaffen, daß mein Land den euern  
Wohl nicht steht an Schätzen nach.“

Doch ein Kleinod hält's verborgen:  
Daß in Wäldern, noch so groß,  
Ich mein Haupt kann kühnlich legen  
Jedem Untertan in Schoß!“

Und es rief der Herr von Sachsen,  
Der von Bayern, der vom Rhein:  
„Graf im Bart, Ihr seid der reichste!  
Euer Land trägt Edelstein!“

Justinus Kerner.

### 75. Eine Brockenreise.

Die Sonne ging auf, die Nebel flohen wie Gespenster beim dritten Hahnenchrei. Ich stieg bergauf und bergab und vor mir schwebte die schöne Sonne, immer neue Schönheiten beleuchtend. Der Geist des Gebirges begünstigte mich ganz offenbar und ließ mich diesen Morgen seinen Harz sehen, wie ihn gewiß nicht jeder sah. Aber auch mich sah der Harz, wie mich nur wenige gesehen; in meinen Augenwimpern flimmerten ebenso kostbare Perlen wie in den Gräsern des Tales. Morgentau feuchtete meine Wangen, die rauschenden Tannen verstanden mich, ihre Zweige taten sich voneinander, bewegten sich hinauf und herab gleich stummen Menschen, die mit den Händen ihre Freude bezeigen, und in der Ferne klang's wunderbar geheimnißvoll wie Glockengeläute einer verlorenen Waldkirche. Man sagt, das seien die Herdenglöckchen, die im Harze so lieblich, klar und rein gestimmt sind.

Nach dem Stande der Sonne war es Mittag, als ich auf eine solche Herde stieß, und der Hirt, ein freundlicher, blonder, junger Mensch, sagte mir, der große Berg, an dessen Fuße ich stand, sei der alte, weltberühmte Brocken. Viele Stunden ringsum liegt kein Haus und ich war froh genug, daß mich der junge Mensch einlud, mit ihm zu essen. Wir setzten uns nieder zu einer Mahlzeit, die aus Käse und Brot bestand; die Schäfchen erhaschten die Krumen, die lieben, blanken Kühe standen um uns herum, klingelten mit ihren Glöckchen und lachten uns an mit ihren großen vergnügten Augen. Wir tafelten recht königlich, nahmen darauf freundlich Abschied und fröhlich stieg ich den Berg hinauf.

Bald empfing mich eine Waldung himmelhoher Tannen, für die ich in jeder Hinsicht Respekt habe. Diesen Bäumen ist nämlich das Wachsen

nicht ganz leicht gemacht worden und sie haben es sich in der Jugend sauer werden lassen. Der Berg ist hier mit vielen Granitblöcken überfät und die meisten Bäume mußten mit ihren Wurzeln diese Steine umranken oder sprengen und mühsam den Boden suchen, woraus sie Nahrung schöpfen könnten. Auf den Zweigen der Tannen kletterten Eichhörnchen und unter denselben spazierten Hirsche. Allerliebste schossen die goldenen Sonnenlichter durch das dichte Tannengrün. Eine natürliche Treppe bildeten die Baumwurzeln. Überall schwellende Moosbänke; denn die Steine sind fußhoch von den schönsten Moosarten wie mit hellgrünen Sammetpolstern bewachsen. Hier und da sieht man, wie das Wasser unter den Steinen silberhell hinrieselt und die nackten Baumwurzeln und Fasern bespült. An manchen Orten sprudelt das Wasser aus den Steinen und Wurzeln stärker hervor und bildet kleine Wasserfälle. Da läßt sich's gut sitzen. Es murmelt und rauscht so wunderbar, die Vögel singen Sehnuchtslaute, die Bäume flüstern wie mit tausend Zungen, wie mit tausend Augen schauen uns an die seltsamen Bergblumen, sie strecken nach uns aus die wundersamen, breiten, gezackten Blätter, spielend flimmern hin und her die lustigen Sonnenstrahlen, die sinnigen Kräutlein erzählen sich grüne Märchen, es ist alles wie verzaubert, es wird immer heimlicher und heimlicher.

Je höher man den Berg hinauffteigt, desto kürzer und zwerghafter werden die Tannen, sie scheinen immer mehr und mehr zusammenzuschrumpfen, bis nur Heidelbeer- und Rotbeersträucher und Bergkräuter übrig bleiben. Da wird es auch schon fühlbar kälter. Die wunderlichen Gruppen der Granitblöcke werden hier erst recht sichtbar; diese sind oft von erstaunlicher Größe. Das mögen wohl die Spielbälle sein, die die bösen Geister einander zuwerfen in der Walpurgisnacht. In der That, wenn man die obere Hälfte des Brockens besteigt, kann man sich nicht erwehren, an die ergößlichen Blockberggeschichten zu denken. Es ist ein äußerst erschöpfender Weg und ich war froh, als ich endlich das lang-ersehnte Brockenhaus zu Gesichte bekam.

Heinrich Heine.

### 76. Liedergruß.

Leise zieht durch mein Gemüt  
Liebliches Geläute.  
Klinge, kleines Frühlingslied,  
Kling' hinaus ins Weite!

Kling hinaus bis an das Haus,  
Wo die Blumen sprießen!  
Wenn du eine Rose schau'st,  
Sag', ich lass' sie grüßen.

Heinrich Heine.

### 77. An meine Mutter.

Ich bin's gewohnt, den Kopf recht hoch zu tragen,  
Mein Sinn ist auch ein bißchen starr und zähe;  
Wenn selbst der König mir ins Antlitz sähe,  
Ich würde nicht die Augen niederschlagen.

Doch, liebe Mutter, offen will ich's sagen:  
Wie mächtig auch mein stolzer Mut sich blähe,  
In deiner selig süßen, trauten Nähe  
Ergreift mich oft ein demutsvolles Zagen.

Ist es dein Geist, der heimlich mich bezwinget,  
Dein hoher Geist, der alles kühn durchdringet  
Und blitzend sich zum Himmelslichte schwinget?

Quält mich Erinnerung, daß ich verübet  
So manche Tat, die dir das Herz betrübet,  
Das schöne Herz, das mich so sehr geliebet?

Heinrich Heine.

### 78. Das Grab im Busento.

Nächtlich am Busento lispeln bei Cosenza dumpfe Lieder,  
Aus den Wassern schallt es Antwort und in Wirbeln klingt es wieder.

Und den Fluß hinauf, hinunter ziehn die Schatten tapfrer Goten,  
Die den Marich beweinen, ihres Volkes besten Toten.

Allzufrüh und fern der Heimat mußten hier sie ihn begraben,  
Während noch die Jugendlocken seine Schultern blond umgaben.

Und am Ufer des Busento reichten sie sich um die Wette;  
Um die Strömung abzuleiten, gruben sie ein frisches Bette.

In der wogenleeren Höhlung wühlten sie empor die Erde,  
Senkten tief hinein den Leichnam mit der Rüstung auf dem Pferde;

Deckten dann mit Erde wieder ihn und seine stolze Habe,  
Daß die hohen Stromgewächse wüchsen aus dem Heldengrave.

Abgelenkt zum zweiten Male, ward der Fluß herbeigezogen:  
Mächtig in ihr altes Bette schäumten die Busentowogen.

Und es sang ein Chor von Männern: „Schlaf in deinen Heldenehren!  
Keines Römers schnöde Habsucht soll dir je dein Grab versehren!“

Sangen's und die Lobgesänge tön'ten fort im Gotenheere;  
Wälze sie, Busentowelle, wälze sie von Meer zu Meere!

August Platen.

### 79. Die Kreuzschau.

Der Pilger, der die Höhen überstiegen,  
Sah jenseits schon das ausgespannte Tal  
In Abenglut vor seinen Füßen liegen.

Auf duft'ges Gras im milden Sonnenstrahl  
Streckt' er ermattet sich zur Ruhe nieder,  
Indem er seinem Schöpfer sich befahl.

Ihm fielen zu die matten Augenlider,  
Doch seinen wachen Geist enthob ein Traum  
Der ird'schen Hülle seiner trägen Glieder.

Der Schild der Sonne ward im Himmelsraum  
Zu Gottes Angesicht, das Firmament  
Zu seinem Kleid, das Land zu dessen Saum.

„Du wirst dem, dessen Herz dich Vater nennt,  
Nicht, Herr, im Zorn entziehen deinen Frieden,  
Wenn seine Schwächen er vor dir bekennt.

Daß, wer auf Erden lebt, sein Kreuz hienieden  
Auch duldbend tragen muß, ich weiß es lange,  
Doch sind der Menschen Last und Leid verschieden.

Mein Kreuz ist allzuschwer; sieh, ich verlange  
Die Last nur angemessen meiner Kraft;  
Ich unterliege, Herr, zu hartem Zwange.“

Wie er so sprach zum Höchsten kinderhaft,  
Kam brausend her der Sturm und es geschah,  
Daß aufwärts er sich fühlte hingerafft.

Und wie er Boden faßte, fand er da  
Sich einsam in der Mitte räum'ger Hallen,  
Wo ringsum sonder Zahl er Kreuze sah.

Und eine Stimme hört' er dröhnend hallen:  
„Hier aufgespeichert ist das Leid; du hast  
Zu wählen unter diesen Kreuzen allen.“

Versuchend ging er da, unschlüssig fast,  
Von einem Kreuz zum anderen umher,  
Sich auszuprüfen die bequemre Last.

Dies Kreuz war ihm zu groß und das zu schwer,  
So schwer und groß war jenes andre nicht,  
Doch, scharf von Kanten, drückt' es desto mehr.

Das dort, das warf wie Gold ein gleißend Licht,  
Das lockt' ihn, unversucht es nicht zu lassen;  
Dem goldnen Glanz entsprach auch das Gewicht.

Er mochte dieses heben, jenes fassen,  
Zu keinem neigte noch sich seine Wahl,  
Es wollte keines, keines für ihn passen.

Durchmustert hatt' er schon die ganze Zahl —  
Verlorne Müß', vergebens war's geschehen!  
Durchmustern muß' er sie zum andernmal.

Und nun gewahrt' er, früher übersehen,  
Ein Kreuz, das leidlicher ihm schien zu sein,  
Und bei dem einen blieb er endlich stehen.

Ein schlichtes Marterholz, nicht leicht, allein  
Ihm paßlich und gerecht nach Kraft und Maß:  
„Herr,“ rief er, „so du willst, dies Kreuz sei mein!“

Und wie er's prüfend mit den Augen maß —  
Es war dasselbe, das er sonst getragen,  
Wogegen er zu murren sich vermaß.  
Er lud es auf und trug's nun sonder Klagen.

Adalbert Chamisso.

## 80. Hoffnung.

Und dräut der Winter noch so  
Mit trozigen Gebärden  
Und streut er Eis und Schnee umher,  
Es muß doch Frühling werden.

Und drängen die Nebel noch so dicht  
Sich vor den Blick der Sonne,  
Sie wecket doch mit ihrem Licht  
Einmal die Welt zur Sonne.

Blast nur, ihr Stürme, blast mit  
Macht,  
Mir soll darob nicht hängen;  
Auf leisen Sohlen über Nacht  
Kommt doch der Lenz gegangen.

Da wacht die Erde grünend auf,  
Weiß nicht, wie ihr geschehen,  
Und lacht in den sonnigen Himmel hinauf  
Und möchte vor Lust vergehen.

Sie flücht sich blühende Kränze ins Haar  
 Und schmückt sich mit Rosen und Ähren  
 Und läßt die Brunnlein rieseln klar,  
 Als wären es Freudenpäpnen.

Drum still, und wie es frieren mag,  
 O Herz, gib dich zufrieden!  
 Es ist ein großer Maientag  
 Der ganzen Welt beschieden.

Und wenn dir oft auch bangt und graut,  
 Als sei die Höll' auf Erden,  
 Nur unverzagt auf Gott vertraut!  
 Es muß doch Frühling werden.

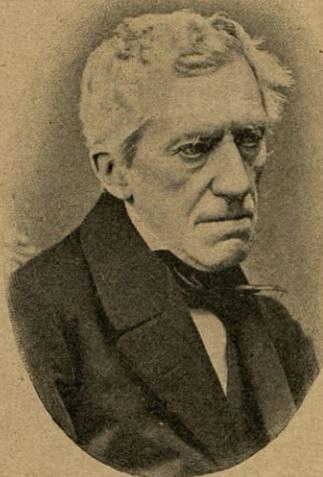
Em. Geibel.

### 81. Franz Grillparzer.

Weit über die Grenzen Österreichs hinaus ist die Bewunderung für den Dichter Franz Grillparzer gedungen, der am 15. Januar 1791 zu Wien geboren worden. Sein Vater war ein Rechtsanwalt, von dem er wohl die ernste Auffassung des Lebens geerbt, während er gleich dem Dichter Goethe seinem Mütterchen die Lust zu fabulieren verdankte. „Die Welt wird lernen müssen, seinen Namen auszusprechen,“ hatte der englische Dichter Byron einst von Grillparzer in Bezug auf dessen für Ausländer schwer auszusprechenden Namen gesagt. Und so ist es auch gekommen.

Sein erstes Werk, durch das er sofort berühmt wurde, war die „Ahnfrau“; dann folgten „Sappho“, „Des Meeres und der Liebe Wellen“, die Trilogie\*) „Das goldene Vlies“, welche die Argonautensage behandelt, „König Ottokars Glück und Ende“, „Der Traum ein Leben“, „Ein treuer Diener seines Herrn“. Nach seinem Tode erschienen:

„Ein Bruderzwist im Hause Habsburg“, „Die Jüdin von Toledo“ und „Libussa“. Auch ein Lustspiel „Wehe dem, der lügt“, viele meisterhafte Gedichte und eine Anzahl profaischer Schriften, darunter die Novelle „Der arme Spielmann“, ver-



Franz Grillparzer.

\*) Aus drei Teilen bestehend.

danke wir diesem Sänger. Die meisten seiner Dramen sind mit rauschendem Erfolge im Burgtheater, der vornehmsten Bühne Wiens, gegeben worden. Merkwürdig ist, daß gerade jene Stücke, welche die warme Liebe fürs Vaterland und die treue Anhänglichkeit an das Herrscherhaus am begeistertsten schildern, erst spät und nach vielen Schwierigkeiten zur Aufführung gelangten. So ist es dem Drama „König Ottokars Glück und Ende“ ergangen. Vielleicht wäre dieses Stück, das die Begründung des Habsburgerreiches und den glänzenden Sieg Rudolfs I. über seinen Gegner Ottokar von Böhmen schildert, niemals aufgeführt worden und wohl ganz in Vergessenheit geraten, wenn nicht die damalige Kaiserin Karolina Augusta während eines Unwohlseins ein neues Stück zur Lektüre verlangt und zufällig dieses erhalten hätte. Es gefiel ihr so gut, daß sie sofort dessen Aufführung beim Kaiser durchsetzte.

An seinem 80. Geburtstag wurden dem Dichter Grillparzer sowohl von dem Kaiser als auch von der Bevölkerung hohe Ehren dargebracht. Die Stadt Wien ernannte ihn zu ihrem Ehrenbürger und der Bürgermeister brachte ihm selbst die Ehrenurkunde in die im vierten Stockwerke befindliche Wohnung, welche so dürftig in ihrer Ausstattung war, daß einer der Gemeinderäte, die den Bürgermeister begleiteten, auf dem Rückwege sagte: „So wohnt Oesterreichs größter Dichter!“!

Schon früher war Grillparzer vom Kaiser zum lebenslänglichen Mitgliede des Herrenhauses ernannt worden. An seinem 80. Geburtstage richtete der Monarch ein Handschreiben an den Jubilar und verlieh ihm neben dem Großkreuze des Franz Josephs-Ordens einen außerordentlichen Jahresgehalt von 3000 fl. aus seiner Privatkasse.

Leider sollte es dem Dichter nicht lange vergönnt sein, sich dieses Zeichens allerhöchster Huld sowie des Gedankens zu freuen, daß allmählich seine Bedeutung als Dichter überall anerkannt wurde. Am 21. Januar 1872 schloß er die müden Augen für immer. Kein Dichter unseres Vaterlandes wurde unter so allgemeiner Theilnahme zur letzten Ruhe geleitet wie Franz Grillparzer.

Dem Dichter hat die dankbare Vaterstadt im Jahre 1889 ein würdiges Denkmal gesetzt. In demselben Jahre bildete sich in Wien, von Schriftstellern und Gelehrten angeregt, eine Grillparzer-Gesellschaft, die sich die Aufgabe gestellt hat, die Kenntniß der unsterblichen Werke Grillparzers und die Verehrung für den Dichter in immer weitere Kreise zu tragen.

## 82. Aus „König Ottokars Glück und Ende“.

### Österreichs Land und Volk.

— — — Es ist ein gutes Land,  
 Wohl wert, daß sich ein Fürst sein unterwinde.  
 Wo habt Ihr dergleichen schon gesehen?  
 Schaut ringsumher, wohin der Blick sich wendet,  
 Lacht's wie dem Bräutigam die Braut entgegen!  
 Mit hellem Wiesengrün und Saatengold,  
 Von Lein und Safran gelb und blau gestickt,  
 Von Blumen süß durchwürzt und edlem Kraut,  
 Schweift es in breitgestreckten Tälern hin —  
 Ein voller Blumenstrauß, soweit es reicht,  
 Vom Silberband der Donau rings umwunden —  
 Hebt sich's empor zu Hügeln voller Wein,  
 Wo auf und auf die goldne Traube hängt  
 Und schwellend reift in Gottes Sonnenglanze;  
 Der dunkle Wald voll Jagdlust krönt das Ganze.  
 Und Gottes lauer Hauch schwebt drüber hin  
 Und wärmt und reift und macht die Pulse schlagen,  
 Wie nie ein Puls auf kalten Steppen schlägt.  
 Drum ist der Österreicher froh und frank,  
 Trägt seinen Fehl, trägt offen seine Freuden,  
 Beneidet nicht, läßt lieber sich beneiden.  
 Und was er tut, ist frohen Muts getan.  
 's ist möglich, daß in Sachsen und beim Rhein  
 Es Leute gibt, die mehr in Büchern lasen;  
 Allein was not tut und was Gott gefällt,  
 Der klare Blick, der offne, richt'ge Sinn,  
 Da tritt der Österreicher hin vor jeden,  
 Denkt sich sein Teil und läßt die andern reden.  
 O gutes Land, o Vaterland! Inmitten  
 Dem Kind Italien und dem Manne Deutschland  
 Liegst du, der wangenrote Jüngling, da;  
 Erhalte Gott dir deinen Jugendsinn  
 Und mache gut, was andere verdarben!

### Ottokars Unterwerfung.

Obwohl die Österreicher dem Kaiser Rudolf zujubelten, als er in die Lande der Ostmark kam, so wollte er doch eine Entscheidungsschlacht vermeiden und lud Ottokar zu einem gütlichen Gespräche auf der Donauinsel Raumburg ein. Infolge kluger Vermittlung nimmt Ottokar trotz inneren Widerstrebens die Einladung an.

Rechts im Vordergrunde steht ein Feldstuhl. Der Kaiser Rudolf läßt sich nieder, sein Gefolge steht um ihn.

König Ottokar kommt in glänzender Rüstung, in reichgesticktem Mantel, statt des Helms die Krone auf dem Haupte. Hinter ihm der Kanzler und Gefolge.

Ottokar (vom Hintergrunde her auftretend). Ich suche nun schon lange rechts und links;

Wo habt ihr euern Kaiser, edle Herren?

Ihr da, Herr Merenberg? Trifft man Euch hier?

Ich denk', Euch schon noch anderswo zu treffen!

Nun, wo ist Rudolf? Ah!

(Er erblickt ihn und geht auf ihn zu.)

Gott grüß' Euch, Habsburg!

Rudolf (der aufsteht, zu denen, die um ihn stehen). Warum steht ihr entblößten Hauptes da?

Kommt Ottokar zu Habsburg, Mensch zum Menschen,

So mag auch Hinz und Kunz sein Haupt bedecken,

Ist er doch ihresgleichen: Mensch. — Bedeckt euch!

Doch kommt der Lehensmann zum Lehensherrn,

Der Böhmen pflicht'ger Fürst zu Deutschlands Kaiser,

(unter sie tretend)

Dann weh' dem, der die Ehrfurcht mir verlegt!

(Mit starken Schritten auf ihn losgehend.)

Wie geht's Euch, Ottokar? Was führt Euch her?

Ottokar (der betroffen einen Schritt zurückgetreten ist). Zur — Unterredung hat man mich geladen.

Rudolf. Ja so, Ihr kommt zu reden in Geschäften?

Ich dacht', es wär' ein freundlicher Besuch.

Zur Sache denn! Wie kommt's, mein Fürst von Böhmen,

Daß Ihr erst jetzt auf meinen Ruf erscheint?

Ich ließ Euch laden schon zu dreienmalen,

Nach Nürnberg, dann nach Würzburg und nach Augsburg,

Daß Ihr die Lehen nähmt von Eurem Land;

Allein Ihr kamt nicht. Nur das letztmal

Erschien statt Euer der würd'ge Herr von Seckau;

Doch der nicht allzu würdig sich behahm.

Ottokar. Die Leh'n von Böhmen gab mir König Richard.

Rudolf. Ja, der von Cornwall. Ei, es gab 'ne Zeit,

Wo man in Deutschland für sein bares Geld

Noch mehr erhalten konnt' als Leh'n und Land!

Doch damit ist's vorbei. Ich hab's geschworen,

Geschworen meinem großen, gnäd'gen Gott,

Daß Recht soll herrschen und Gerechtigkeit  
Im deutschen Land; und so soll's sein und bleiben!  
Ihr habt Euch schlecht benommen, Herr von Böhmen,  
Als Reichsfürst gegen Kaiser und das Reich.  
Dem Erzbischof von Salzburg seid Ihr feindlich  
Mit Raub und Mord gefallen in sein Land  
Und Eure Völker haben drin gehauft,  
Daß Heiden sich der Greuel scheuen würden.

Ottokar. Die Fehde ward ihm ehrlich angesagt.

Rudolf. Hier aber gilt's nicht Fehde: Ruhe, Herr!  
Die Lande Österreich und Steiermark  
Mit Kärnten und mit Krain, der wind'schen Mark,  
Als ungerecht dem Reiche vorenthalten,  
Gebt wieder Ihr zurück in meine Hand!  
Ist hier nicht Feder und Papier? Wir wollen  
Die Handfest gleich in Ordnung bringen lassen!

Ottokar. Ha, beim allmächt'gen Gott! Wer bin ich denn?

Ist das nicht Ottokar, nicht das sein Schwert,  
Daß man in solchem Ton zu sprechen wagt?  
Wie aber dann, Herr, wenn statt aller Antwort  
Der Donau breiten Pfad zurück ich messe  
Und weiter frag' an meines Heeres Spitze?

Rudolf. Noch vor zwölf Monden kamt Ihr mir zurecht,  
Wenn Ihr der Waffen blut'gen Ausspruch wähltet!  
Ihr seid ein kriegserfahrender Fürst, wer zweifelt?  
Und Euer Heer, es ist gewohnt zu siegen,  
Von Gold und Silber starret Euer Schatz;  
Mir fehlt's an manchem, fehlt's an vielem wohl  
Und doch, Herr, seht, bin ich so festen Muts:  
Wenn diese mich verließen alle hier,  
Der letzte Knecht aus meinem Lager wiche,  
Die Krone auf dem Haupt, das Szepter in der Hand,  
Ging' ich allein in Euer trotzend Lager  
Und rief' Euch zu: Herr, gebet, was des Reichs!  
Ich bin nicht der, den Ihr voreinst gekannt;  
Nicht Habsburg bin ich, selber Rudolf nicht;  
In diesen Adern rollet Deutschlands Blut  
Und Deutschlands Pulsschlag klopft in diesem Herzen.  
Was sterblich war, ich hab' es ausgezogen  
Und bin der Kaiser nur, der niemals stirbt.

Als mich die Stimme der Erhöhung traf,  
Als mir, dem nie von solchem Glück geträumt,  
Der Herr der Welten auf mein niedrig Haupt  
Mit eins gesetzt die Krone seines Reichs,  
Als mir das Salböl von der Stirne troff,  
Da ward ich tief des Wunders mir bewußt  
Und hab' gelernt, auf Wunder zu vertrau'n.  
Kein Fürst des Reichs, der mächt'ger nicht als ich;  
Und jetzt gehorchen mir des Reiches Fürsten!  
Die Friedensstörer wichen meiner Stimme;  
Ich konnt' es nicht, doch Gott erschreckte sie.  
Fünf Schilling leichtes Geld in meinem Säckel,  
Setzt' ich in Ulm zur Heerfahrt mich ins Schiff;  
Der Bayernherzog trogte, er erlag;  
Mit wenig Kriegern kam ich her ins Land;  
Das Land, es sandte selbst mir seine Krieger,  
Aus Guern Reihen traten sie zu mir  
Und Österreich bezwingt mir Österreich.  
Geschworen hab' ich, Ruh' und Recht zu schirmen,  
Beim allessehenden, dreiein'gen Gott.  
Nicht so viel, sieh, nicht eines Haares Breite  
Sollst du von dem behalten, was nicht dein!  
Und so tret' ich im Angesicht des Himmels  
Vor dich hin, rufend: Gib, was du vom Reich!

Ottokar. Die Lande hier sind mein!

Rudolf. Sie waren's nie!

Ottokar. Mein Weib, Margrete, brachte sie mir zu.

Rudolf. Wo ist Margrete nun?

Ottokar. Wo immer, gleichviel!

Sie gab mir dies ihr Land.

Rudolf. Soll ich sie selber

Als Richtrin stellen zwischen uns? — Sie ist im Lager!

Ottokar. Im Lager hier?

Rudolf (mit geändertem Tone). Die Ihr so schwer beleidigt,  
An Rechten und an Freuden hart beraubt,  
Heut' morgens kam sie, milden Sinnes, bittend  
Um Schonung für den Mann, der ihrer nie geschont.

Ottokar. Die Mühe konnte sich die Frau ersparen.

Wo Ottokar, da braucht's der Bitten nicht.

Rudolf (stark). Wohl brauch't's der Bitten, mein Herr Fürst  
von Böhmen;

Denn sprech' ich nur ein Wort, seid Ihr verloren.

Ottokar. Verloren?

Rudolf. Ja! Von Böhmen abgeschnitten.

Ottokar. Indes Ihr Wien belagert, mach' ich's frei.

Rudolf. Herr, Wien ist über.

---

Ottokar. Ich weiß, daß ich verraten bin.

Doch triumphiere nicht! Noch spott' ich dein.

Aus Steiermark naht mir ein stattlich Heer

Mit Milota, dem treuerprobten Führer;

Im Rücken faßt er deine Mietlingschar,

Indes wie Donnerwolken Ottokar

Von vorneher die schwachen Halme knickt

Und kein Entrinnen bleibt als in die Donau.

Rudolf. O sprich nicht weiter, allzu rascher Fürst!

Ottokar. Erkennst du nun, wie weit du noch vom Ziel?

Rudolf. Auf Milota bau' deine Hoffnung nicht!

Ottokar. Mein Grund steht fest; an dir ist's wohl zu zittern.

In Waffen sehn wir uns. Leb' wohl!

Rudolf.

Du gehst?

Du gibst die Lande nicht?

Ottokar (zum Abgehen gewendet). Ob ich sie gebe?

Rudolf. Nun wohl, so sprich denn selbst mit Milota,

Ob du mit Grund ihm so viel magst vertrauen!

(Milota tritt auf in Ketten.)

So brachten mir die Herren ihn von Steier,

In Ketten, weil er grimmig sie gedrückt.

Nehmt ihm die Fesseln ab! — Hier ist das Banner

Von Steiermark und hier ist Osterreichs Banner!

(Landesherren von Osterreich und Steiermark treten auf des Kaisers Seite vor mit Banner und Farben ihres Landes.)

Sie gaben selbst sich in des Reiches Schutz.

Steht nicht so traurig da, mein Fürst von Böhmen!

Schaut um Euch her! Die Wolken sind entflohn

Und klar seht Ihr nun alles, wie es ist.

Wenn Osterreich verloren —

Ottokar.

Ha, noch nicht!



Rudolf. Täuscht Euch nicht selbst! Ihr fühlt's in Eurem Innern,  
 Daß es verloren ist, und zwar auf immer.  
 Ihr wart ein mächt'ger Fürst, ein großer König,  
 Eh' die Gelegenheit des Mehrbesitzes  
 In Euch entzündet auch den Wunsch dazu.  
 Ihr werdet's bleiben, mächtig, reich und groß,  
 Wenn auch verloren, was nicht halten konnte.  
 Denn Gott verhüte, daß ich einen Finger  
 Ausstrecke nach dem Gut, das Euch gehört!  
 Auch könnt' ich's nicht. Euch bleibt ein mächtig Heer,  
 Zu aller Art des Streites wohlgerüstet  
 Und zweifelhaft ist aller Schlachten Glück.  
 Allein tut's nicht! Verkennet nicht Gottes Hand,  
 Die Euch gewiesen, was sein heil'ger Wille!  
 Mich hat wie Euch der eitle Drang der Ehre  
 Mit sich geführt in meiner ersten Zeit;  
 An Fremden und Verwandten, Freund und Feind  
 Übt' ich der raschen Tatkraft jungen Arm,  
 Als wär' die Welt ein weiter Schauplatz nur  
 Für Rudolf und sein Schwert. In Bann gefallen,  
 Zog ich mit Euch in Preußens Heidenkrieg,  
 Focht ich die Ungarschlacht an Eurer Seite;  
 Doch murrte' ich innerlich ob jener Schranken,  
 Die Reich und Kirche allzu ängstlich setzen  
 Dem raschen Mut, der größern Spielraums wert.  
 Da nahm mich Gott mit seiner starken Hand  
 Und setzte mich auf jene Thronesstufen,  
 Die aufgerichtet stehn ob einer Welt.  
 Und gleich dem Waller, der den Berg erklimmen  
 Und nun hinabsieht in die weite Gegend  
 Und auf die Mauern, die ihn sonst gedrückt,  
 So fiel's wie Schuppen ab von meinen Augen  
 Und all mein Ehrgeiz war mit eins geheilt.  
 Die Welt ist da, damit wir alle leben,  
 Und groß ist nur der ein' allein'ge Gott.  
 Der Jugendtraum der Erde ist geträumt  
 Und mit den Riesen, mit den Drachen ist  
 Der Helden, der Gewalt'gen Zeit dahin.  
 Nicht Völker stürzen sich wie Berglawinen  
 Auf Völker mehr, die Gärung scheidet sich

Und nach den Zeichen sollt' es fast mich dünken,  
Wir stehn am Eingang einer neuen Zeit.  
Der Bauer folgt in Frieden seinem Pflug,  
Es rührt sich in der Stadt der fleiß'ge Bürger,  
Gewerb und Innung hebt das Haupt empor,  
In Schwaben, in der Schweiz denkt man auf Bünde  
Und raschen Schiffes strebt die muntre Hanse  
Nach Nord und Ost um Handel und Gewinn.  
Ihr habt der Euren Vorteil stets gewollt;  
Gönnt ihnen Ruh', Ihr könnt nichts Bess'res geben!  
O Ottokar! Es war 'ne schöne Zeit,  
Als wir, aus Preußen rückgekommen, saßen  
Im Söller Eures Schlosses am Grabschin,  
Von künft'gen Tagen, künft'gen Taten sprachen!  
Bei uns saß damals Königin Margrete —  
Wollt Ihr sie sehn? Margrete sehen?

Ottokar.

Herr!

Rudolf. Daß Ihr den Friedensengel von Euch stießt,  
Der sanft versöhnend ob Euch waltete,  
Die rasche Blut mit Segenswort besprach  
Und treulich, eine liebe Schwester, sorgte!  
Mit ihr habt Ihr das Glück von Euch verbannt.  
Ihr seid in Eurem Haus nicht glücklich, Ottokar. —  
Wollt Ihr Margreten sehn? Sie ist im Lager.

Ottokar. Nein, Herr! Allein die Lehen will ich nehmen.

Rudolf. Von Böhmen und von Mähren?

Ottokar.

Ja, Herr Kaiser!

Rudolf. Dem Reich erstatten —?

Ottokar.

Östreich, Steiermark,

Was ich vom Reich, was sich von mir getrennt.

Ich habe viel für sie getan. Der Undank,  
Der Menschen Schlechtheit ekelte tief mich an.

Rudolf. So kommt ins Zelt!

Ottokar.

Warum nicht hier?

Rudolf.

Es werden

Des Reiches Lehen kniend nur genommen.

Ottokar. Ich knien?

Rudolf.

Das Zelt verbirgt uns jedem Auge.

Dort sollt Ihr knien vor Gott und vor dem Reich,  
Vor keinem, der ein Sterblicher wie wir.

Ottokar. Wohlan!

Rudolf. Ihr wollt? Gesegnet sei die Stunde!

Geht Ihr voran, ich folg' Euch freudig nach;

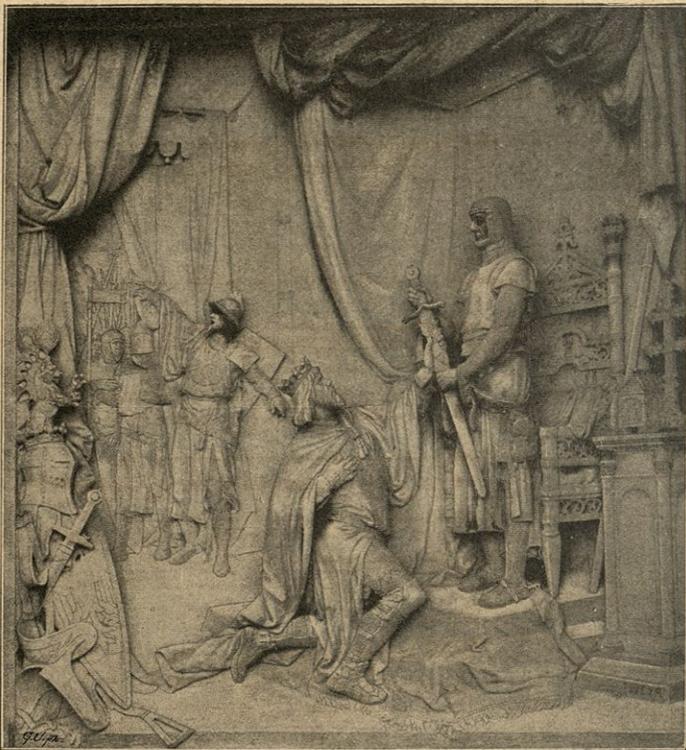
Wir beide feiern einen großen Sieg!

(Sie gehen ins Zelt, die Vorhänge fallen zu.)

Milota (der zu den Seinigen hinüber geht). Nun, Gott sei Dank!

Das macht mich wieder frei!

Der letzten Zeit will ich mein' Tage denken.



Belehnung Ottokars mit Böhmen und Mähren. (Relief des Wiener Grillparzer-Monumentes von Weyr.) Photogr. Aug. Stauda, Wien.

Zawisch von Rosenberg (kommt). Wo ist der König?

Milota.

In des Kaisers Zelt.

Er nimmt die Leh'n.

Zawisch.

Ho, ho und so verborgen?

Das müssen alle sehn, die treuen Herzens find.

(Er haut mit dem Schwert die Zeltschnüre ab, die Vorhänge fallen und man sieht Ottokar vor Rudolf knien, der ihm eben mit dem Schwerte die Lehen von Böhmen erteilt hat.)

Zawisch. Der König kniet!

Die Böhmen (unter sich). Der König kniet!

Ottokar.

Ha, Schmach!

(Er springt auf und eilt in den Vordergrund.)

Rudolf (der ihm folgt, mit der Fahne von Mähren in der Hand).

Wollt Ihr die Leh'n nicht auch auf Mähren nehmen?

(Ottokar läßt sich auf ein Knie nieder.)

Rudolf (indem er ihm die Fahne von Mähren gibt). So leih' ich Euch die  
Markgrafschaft von Mähren

Und neh'm' Euch in des Reiches Eid und Pflicht  
Im Namen Gottes und durch meine Macht.

Steht auf, Herr König, und mit diesem Ruf  
Begrüß' ich Euch als Leh'nsmann und als Bruder.

Ihr aber, die ihr Östreich angehört

Und Lehen tragt von seines Landes Fürsten,

Kommt mit nach Wien, um dort den Eid der Treue,

Den Lehenseid in unsre Hand zu leisten!

Ihr folgt uns doch, geehrter Herr und König?

(Ottokar neigt sich.)

Nun, ich erwart' Euch, wenn's Euch wohlgefällt.

Ihr schwingt die Fahnen, laßt den Jubel tönen

Dem blutlos schönen Sieg der holden Eintracht!

Franz Grillparzer.

### 83. Ein altes Lied.

Als ich noch ein Knabe war,

Rein und ohne Falte,

Klang das Lied mir wunderbar,

Jenes „Gott erhalte“.

Selbst in Mitte der Gefahr,

Von Getös' umrungen,

Hört' ich's weit entfernt, doch klar

Wie von Engelszungen.

Und nun müd' und wegeskrank,

Alt, doch auch der Alte,

Sprech' ich Hoffnung aus und Dank

Durch das „Gott erhalte“.

Franz Grillparzer.

### 84. Der Postillon.

Liebtlich war die Maiennacht,

Silberwölklein flogen,

Ob der holden Frühlingsspracht

Freudig hingezogen.

Schlummernd lagen Wies' und Hain,

Jeder Pfad verlassen;

Niemand als der Mondenschein

Wachte auf der Straßen.

Leise nur das Lüftchen sprach  
Und es zog gelinder  
Durch das stille Schlafgemach  
All der Frühlingskinder.

Heimlich nur das Bächlein schlich,  
Denn der Blüten Träume  
Dufteten gar wonniglich  
Durch die stillen Räume.

Rauher war mein Postillon,  
Ließ die Geißel knallen,  
Über Berg und Thal davon  
Frisch sein Horn erschallen.

Und von stinken Rossen vier  
Scholl der Hufe Schlagen,  
Die durchs blühende Revier  
Trabten mit Behagen.

Wald und Flur im schnellen Zug  
Raum gegrüßt — gemieden;  
Und vorbei wie Traumesflug  
Schwand der Dörfer Frieden.

Mitten in dem Maienglück  
Lag ein Kirchhof innen,  
Der den raschen Wanderblick  
Hielt zu ernstem Sinnen.

Hingelehnt an Bergesrand  
War die bleiche Mauer  
Und das Kreuzbild Gottes stand  
Hoch in stummer Trauer.

Schwager ritt auf seiner Bahn  
Stiller jetzt und trüber;  
Und die Kofse hielt er an,  
Sah zum Kreuz hinüber:

„Halten muß hier Roß und Rad,  
Mag's Euch nicht gefährden;  
Drüben liegt mein Kamerad  
In der kühlen Erden.

Ein gar herzliebter Gesell!  
Herr, 's ist ewig schade.  
Keiner blies das Horn so hell  
Wie mein Kamerade.

Hier ich immer halten muß,  
Dem dort unterm Rasen  
Zum getreuen Brudergruß  
Sein Leiblied zu blasen.“

Und dem Kirchhof sandt' er zu  
Frohe Wanderfänge,  
Daß es in die Grabesruh'  
Seinem Bruder dränge.

Und des Hornes heller Ton  
Klang vom Berge wieder,  
Ob der tote Postillon  
Stimmt' in seine Lieder.

Weiter ging's durch Feld und Hag  
Mit verhängtem Zügel;  
Lang mir noch im Ohre lag  
Sener Klang vom Hügel!

Nikolaus Lenau.

## 85. Die Heideschenke.

Ich zog durchs weite Ungarland;  
Mein Herz fand seine Freude,  
Als Dorf und Busch und Baum ver-  
schwand  
Auf einer stillen Heide.

Die Heide war so still, so leer,  
Am Abendhimmel zogen  
Die Wolken hin, gewittersther,  
Und leise Blitze flogen.

Da hört' ich in der Ferne was,  
In dunkler, meilenweiter;  
Ich legte 's Ohr ans knappe  
Gras,  
Mir war, als kämen Reiter.

Und als sie kamen näherwärts,  
Begann der Grund zu zittern,  
Stets hänger wie ein zages Herz  
Vor nahenden Gewittern.

Her tobte nun ein Pferdehauf,  
Von Hirten angetrieben  
Zu raslos wildem Sturmeslauf  
Mit lauten Geißelhieben.

Der Rappe peitscht den Grund  
geschwind  
Zurück mit starken Hufen,  
Wirft aus dem Wege sich den Wind,  
Hört nicht sein scheltend Rufen.

Gezungen ist in strenge Hast,  
Des Wildfangs tolles Jagen,  
Denn klammernd herrscht des Reiters  
Kraft  
Um seinen Bauch geschlagen.

Sie flogen hin, woher mit Macht  
Das Wetter kam gedrungen;  
Verschwanden — ob die Wolkennacht  
Mit einmal sie verschlungen.

Doch meint' ich nun und immer noch  
Zu hören und zu sehen  
Der Hufe donnerndes Gepösch,  
Der Mähnen schwarzes Wehen.

Die Wolken schienen Roffe mir,  
Die eilend sich vermengten,  
Des Himmels hallendes Revier  
Im Donnerlauf durchsprengten,

Der Sturm ein wackerer Roffeknecht,  
Sein muntres Viedel singend,  
Daß sich die Herde tummle recht,  
Des Blitzes Geißel schwingend.

Schon rannten sich die Roffe heiß,  
Matt war der Hufe Klopfen  
Und auf die Heide sank ihr Schweiß  
In schweren Regentropfen.

Nun brach die Dämmerung herein,  
Mir winkt' von fernen Hügeln  
Herüber weißer Wände Schein,  
Die Schritte zu beflügeln.

Es schwieg der Sturm, das Wetter  
schwand;  
Froh, daß es fortgezogen,  
Sprang übers ganze Heideband  
Der junge Regenbogen.

Die Hügel nahen allgemach;  
Die Sonne wies im Sinken  
Mir noch von Rohr das braune  
Dach,  
Bieß hell die Fenster blinken.

Am Giebel tanzte wie berauscht  
Des Weines grüner Zeiger,  
Und als ich freudig hingen=  
lauscht,  
Hört' ich Gesang und Geiger.

Bald kehrt' ich ein und setzte mich  
Allein mit meinem Krüge;  
An mir vorüber drehte sich  
Der Tanz im raschen Fluge.

Die Dirnen waren frisch und jung  
Und hatten schlanke Leiber,  
Gar stink im Drehen, leicht im Sprung,  
Die Burtsche — waren Räuber.

Die Hände klatschten und im Takt  
Hell klirrt des Spornes Eisen;  
Das Lied frohlocket und es klagt  
Schwermütig kühne Weisen.

Ein Räuber singt: „Wir sind so frei,  
So selig, meine Brüder!“  
Am Jubeln seines Mundes vorbei  
Schleicht eine Träne nieder.

Der Hauptmann sitzt, auf seinen Arm  
Das braune Antlitz senkend;  
Erscheint entrückt dem lauten Schwarm,  
Wie an sein Schicksal denkend.

Stets wilder in die Seelen geigt  
Nun die Zigeunerbande,  
Der Freude süßes Rasen steigt  
Laut auf zum höchsten Brande.

Und selbst des Hauptmanns Angesicht  
Hat Freude überkommen;  
Da dacht' ich an das Hochgericht  
Und ging hinaus beklommen.

Die Heide war so still, so leer,  
Am Himmel nur war Leben;  
Ich sah der Sterne strahlend Heer,  
Des Mondes Bülle schweben.

Der Hauptmann auch entschlich dem  
Haus;  
Mit wachsamem Gebärde  
Rings horcht er in die Nacht hinaus,  
Dann horcht er in die Erde,

Ob er nicht höre schon den Tritt  
Greilender Gefahren,  
Ob leise nicht der Grund verriet  
Ansprengende Husaren.

Er hörte nichts, da blieb er stehn,  
Um in die hellen Sterne,  
Um in den hellen Mond zu sehn,  
Als möcht' er sagen gerne:

„O Mond im weißen Unschuldskleid!  
Ihr Sterne dort unzählig!  
In eurer stillen Sicherheit,  
Wie wandert ihr so selig!“

Er lauschte wieder — und er  
sprang  
Und rief hinein zum Hause  
Und seiner Stimme Macht verschlang  
Urpölslich das Gebrause.

Und eh' das Herz mir dreimal schlug,  
So saßen sie zu Pferde  
Und auf und davon im schnellsten Flug,  
Daß rings erbehte die Erde.

Doch die Zigeuner blieben hier,  
Die feurigen Gesellen,  
Und spielten alte Lieder mir  
Rakoczy's, des Rebellen.

Nikolaus Lenau.

### 86. An mein Vaterland.

Wie fern, wie fern, o Vaterland,  
Bist du mir nun zurück!  
Dein liebes Angesicht verschwand  
Mir wie ein Jugendglück.

Ich steh' allein und denk' an dich;  
Ich schau' ins Meer hinaus  
Und meine Träume mengen sich  
Ins nächtliche Gebraus.

Und lausch' ich recht hinab zur  
Flut,  
Ergreift mich Freude schier;  
Da wird so heimisch mir zu Mut,  
Als hört' ich was von dir.

Mir ist, ich hör' im Winde gehn  
Dein heilig Eichenlaub,  
Wo die Gedanken still verwehn  
Den süßen Stundenraub.



Nikolaus Lenau.

Im ungestümen Wogendrang  
Brant mir dein Felsenbach,  
Mit dumpfem, vorwurfsvollem Klang  
Ruft er dem Freunde nach.

Und deiner Herden Glockenschall  
Zu mir herüberzieht  
Und leise der verlorne Hall  
Von deinem Alpenlied.

Der Vogel im Gezweige singt,  
Wehmütig rauscht der Hain  
Und jedes Blatt am Baume klingt  
Und ruft: „Gedenke mein!“

Als ich am fremden Grenzfluß  
Still stand auf deinem Saum,  
Als ich zum trüben Scheidegruß  
Umfing den letzten Baum

Und meine Zähre trennungssüß  
In seine Rinde lief:  
Gelobt' ich dir die ew'ge Treu'  
In meinem Herzen tief.

Nun denk' ich dein so sehnjuchtschwer,  
Wo manches Herz mir hold,  
Und ströme dir ins dunkle Meer  
Den warmen Tränenold.

R. Lenau.

### 87. Anastasius Grün.

Anastasius Grün hat wie kein zweiter Dichter Österreichs erweckend, mahnend, warnend und umgestaltend in die Zeit eingegriffen. Er war das zürnende und strafende Gewissen Österreichs, der Herold der Größe und des Ruhms unseres Vaterlandes. Was die Welt am Wesen und Charakter der österreichischen Völker liebt und ehrt, das kam in seinen Liedern wie in seinem Leben zur herrlichsten Blüte und Entfaltung. Darum wird sein Vermächtnis die Zeiten überdauern, sein Lied wird treuer als die Jahrbücher der Geschichte fernen Jahrhunderten erzählen von allem, was uns teuer und heilig war, wonach wir rangen, wofür wir litten und kämpften, wird erzählen von der Pracht und Größe unseres Vaterlandes, von unserem Biedersinn und Frohgemüt, von unserer Treue und Tüchtigkeit, wird den innersten Kern unserer Eigenart aller Zukunft enthüllen. Mit dem Herzblute seines Volkes sind Anastasius Grüns Lieder geschrieben; darum sind sie auch tief in das Bewußtsein unseres Volkes eingedrungen. Ohne ihn würde uns der hellste trostspendende Stern am Dichterkhimmel Österreichs fehlen.



Anastasius Grün.

Anton Alexander Graf von Auersperg, der sich als Dichter Anastasius Grün nannte, steht neben Nikolaus Lenau und Grillparzer an der Spitze der deutschösterreichischen Poeten. Er wurde am 11. April 1806 zu Laibach in Krain geboren. Seine erste Erziehung erhielt er im elterlichen Hause auf dem Schlosse Thurn am Hart. Im Sommer des Jahres 1813 übergab ihn sein Vater zur weiteren Ausbildung dem Theresianum in Wien; von dort trat er später in die Ingenieur-Akademie über. Durch den plötzlichen Tod seines Vaters fielen ihm, dem einzigen männlichen Erben, die Güter Gurkfeld und Thurn am Hart zu. Nachdem er an den Universitäten in Graz und Wien studiert hatte, übernahm er 1831 die Verwaltung seiner Güter und lebte viele Jahre hindurch in stiller Zurückgezogenheit nur der Muse. In dieser Zeit erschienen seine meisten Dichtungen. Seinen Ruf und Ruhm als Sänger der Freiheit in Österreich begründete er durch die 1831 in Hamburg veröffentlichten „Spaziergänge eines Wiener Poeten“, ferner durch den „Schutt“ und seine „Gedichte“. Schon vorher hatte er den Romanzenkranz „Der letzte Ritter“, herausgegeben. Von seinem Erbschlosse aus bereiste er wiederholt das nahe Italien und begab sich nach Frankreich, Belgien und England. Im Jahre 1861 wurde er vom Kaiser zum lebenslänglichen Mitgliede des Herrenhauses ernannt. Hier gab er als Staatsmann und Volksvertreter glänzende Beweise seiner hohen Begabung.

Fast unzählbar waren die Ehrenbezeugungen, die ihm am 11. April 1876 bei der Feier seines 70. Geburtstages zu teil wurden. Dieser Ehrentag wird den Deutschösterreichern, insbesondere den Steiermärkern, in deren Mitte der Jubilar weilte, unvergeßlich bleiben. Allein die Schicksalsgötter schienen dem schlichten Dichter den Glanz nicht zu gönnen, mit dem ihn die Liebe und die Verehrung der Zeitgenossen umgaben. Denn schon hielten sie das Grabtuch bereit, um die Gestalt des gefeierten Sängers und Patrioten mit all seinen Ruhmeskränzen für immer zu verhüllen. Wenige Monate nach seinem 70. Geburtsfeste ereilte ihn der Tod. Am 12. September 1876 hauchte er sein edles Leben aus, das dem Wohle seines Volkes, dem Ruhme seines Vaterlandes geweiht war.

Möge es unserem heißgeliebten Österreich in den Tagen des Kammers und der Not niemals an einem treuen, redlichen Tröster, in den Zeiten der Üppigkeit, des Taumels und des Selbstvergessens nicht an einem Warner fehlen, der uns Pflicht und Ehre ins Gedächtnis ruft, zu keiner Zeit an einem Dichter und Patrioten, wie Anastasius Grün einer gewesen!

D. U. Rolff.

## 88. Aus dem Romanzenkranz „Der letzte Ritter“.

### Die Martinswand.

Willkommen, Tirolerherzen, die ihr so bieder schlagt,  
Willkommen, Tirolergletscher, die ihr den Himmel tragt,  
Ihr Wohnungen der Treue, ihr Täler voller Duft,  
Willkommen, Quellen und Triften, Freiheit und Bergesluft!

Wer ist der kecke Schütze im grünen Jagdgewand,  
Den Gamsbart auf dem Hütlein, die Armbrust in der Hand,  
Des Aug' so flammend glüheth wie hoher Königsblick,  
Des Herz so still sich freuet an kühnem Jägerglück?

Das ist der Max von Habsburg auf lustiger Gamsenjagd;  
Seht ihn auf Felsen schweben, wo's kaum die Gams waget!  
Der schwingt sich auf und klettert in pfeilbeschwingtem Lauf;  
Hei, wie das geht so lustig durch Kluft und Wald hinauf!

Jetzt über Steingerölle, jetzt über tiefe Gruft,  
Jetzt kriechend hart am Boden, jetzt fliegend durch die Luft!  
Und jetzt? — Halt ein, nicht weiter! Jetzt ist er festgebannt,  
Kluft vor ihm, Kluft zur Seite und oben jähe Wand.

Der Max, der sich schwingt zur Sonne, hält hier die erste Raft,  
Des Fittichs Kraft ist gebrochen und Schwindel hat ihn erfaßt.  
Wollt' einer von hier zum Tale hinab ein Stieglein bau'n,  
Müßt', traun, ganz Tirol und Steier die Steine dazu behau'n.

Wohl hat die Mutter Maxen erzählt von der Martinswand,  
Daß schon beim leisen Gedanken das Aug' in Nebeln schwand.  
Jetzt kann er's sehn, ob dem Bilde sie treue Farben geborgt.  
Daß er's nie weiter plaudre, dafür ist schon gesorgt.

Da steht der Kaiserprosse; Fels ist sein Throngezelt,  
Sein Zepter Moosgeflechte, an das er schwindelnd sich hält;  
Auch ist eine Aussicht droben, so schön und weit zu sehn,  
Daß ihm vor lauter Schauen die Sinne fast vergehn.

Tief unten ein grüner Teppich, das schöne Tal des Inn,  
Wie Fäden durchs Gewebe ziehn Straß' und Strom dahin;  
Die Bergkolosse liegen rings eingeschrumpft zuhauf  
Und schau'n wie Friedhofshügel zu Maxen mahnend auf.

Jetzt stößt er, Hilfe rufend, mit Macht hinein ins Horn,  
 Daß es in Lüften gellert, als dröhnte Gewitterzorn;  
 Ein Teufelchen, das kichert im nahen Felsenpalt;  
 Es dringt ja nicht zu Tale des Hilferufs Gewalt.

Ins Horn nun stößt er wieder, daß es fast plazend bricht.  
 Ho, ho, nicht so gelärmel! Da hilft das Schreien nicht,  
 Denn liebt' ihn sein Volk nicht, was er auch bieten mag,  
 Herr Max, er bliebe sitzen bis an den jüngsten Tag.

Was nicht das Ohr vernommen, das hat das Aug' erkannt;  
 Die unten jahn ihn schweben auf pfadlos steiler Wand,  
 Gebet und Glocken rufen für ihn zum Himmelsdom,  
 Von Kirche zu Kirche wallfahrt der bange Menschenstrom.

Jetzt an dem Fluß des Fessens erscheint ein bunter Chor,  
 Ein Priester inmitten, weisend das Sakrament empor;  
 Max sieht nicht das bunte Wimmeln auf ferner Talesflur,  
 Er sieht das blitzende Glänzen der Goldmonstranze nur.

„Fahr wohl nun, Welt und Leben! Schwer fällt der Abschied mir,  
 O unerforschlich Wesen, du winkst, ich folge dir!  
 Ich schien ein Baum voll Blüten, dein Blitz hat ihn erschlagen;  
 Ach, gerne hätt' er früher noch süße Frucht getragen!

Ich schien ein Bauherr, türmend den Dom zu deinem Ruhm.  
 Nicht durft' er ganz vollenden der Liebe Heiligtum;  
 Ein Priester, plötzlich stürzend tot an des Altars Stufen,  
 Er hätte gern erst Segen noch übers Volk gerufen.

So mag dies Herz denn brechen, von Lieb' und Segen voll,  
 So modre nun mein Busen, der tatenfreudig schwoll;  
 Verwelke, Hand, denn nimmer krönt deine Müh' Gedeihn;  
 Nur Gottes bester Engel kann hier mein Retter sein.“

Er spricht's und hebt zum Himmel nun Angesicht und Arm  
 Und in die Knie sinkt er und betet still und warm.  
 Da klopf't auf seine Schulter, er fährt erschreckt empor.  
 „Komm heim, du bist gerettet!“ so ruft es an sein Ohr.

Und einen Bergmann sieht er froh lächelnd vor sich stehn,  
 Der faßt ihn fest beim Arme und winkt ihm, fürder zu gehn;  
 Mit Leitern, Stahl und Seilen wird kühn ein Pfad gebahnt;  
 Wo Maxens Fußtritt strauchelt, stützt ihn des Retters Hand.

Der läßt ihn auf den Rücken, wo Klüfte schwindelnd drohn;  
Wohl sind der Treue Schultern des Fürsten schönster Thron.  
Rasch geht's zu Tal, wo jauchzend Tirol empfängt die zwei;  
Kein Spötter kann belächeln die seltne Reiterei.

Wohl kündigt uns die Sage aus grauer Ahnenzeit  
Von einem Himmelsboten, der schützend ihn befreit;  
Zawohl, ein Engel war es, ein Schutzgeist, stark und kühn;  
Des treuen Volkes Liebe, so nennt zu deutsch man ihn.

Ein Kreuz auf hohem Felsen blickt nieder in das Land  
Und zeigt den Ort, wo bebend einst Habsburgs Sprosse stand,  
Noch lebt die edle Kunde und jubelt himmelwärts  
Aus manches Sängers Munde durch aller Tiroler Herz.

Anastasius Grün.

### 89. Der letzte Dichter.

„Wann werdet ihr, Poeten,  
Des Dichtens einmal müd'?  
Wann wird einst ausgejungen  
Das alte, ew'ge Lied?

Ist nicht schon längst geleeret  
Des Überflusses Horn,  
Gepflückt nicht alle Blumen,  
Erschöpft nicht jeder Born?“ —

Solang' der Sonnenwagen  
Im Azurgleis noch zieht  
Und nur ein Menschenantlitz  
Zu ihm empor noch sieht;

Solang' der Himmel Stürme  
Und Donnerkeile hegt  
Und bang' vor ihrem Grimme  
Ein Herz noch zitternd schlägt;

Solang' nach Ungewittern  
Ein Regenbogen sprüht,  
Ein Busen noch dem Frieden  
Und der Versöhnung glüht;

Solang' die Nacht den Aether  
Mit Sternensaat besät  
Und noch ein Mensch die Züge  
Der goldnen Schrift versteht;

Solang' der Mond noch leuchtet,  
Ein Herz noch sehnt und fühlt;  
Solang' der Wald noch rauschet  
Und einen Müden küßt;

Solang' noch Venze grünen  
Und Rosenlauben blühen,  
Solang' noch Wangen lächeln  
Und Augen Freude sprühen;

Solang' noch Gräber trauern  
Mit den Zypressen dran,  
Solang' ein Aug' noch weinen,  
Ein Herz noch brechen kann:

So lange wallt auf Erden  
Die Göttin Poesie  
Und mit ihr wandelt jubelnd,  
Wem sie die Weihe lieh.

Und singend einst und jubelnd  
Durchs alte Erdenhaus  
Zieht als der letzte Dichter  
Der letzte Mensch hinaus.

Noch hält der Herr in Händen  
Die Schöpfung ungekniet  
Wie eine frische Blume,  
Auf die er lächelnd blickt.

Wenn diese Riesenblume  
Dereinstens abgeblüht  
Und Erden, Sonnenbälle  
Als Blütenstaub versprüht:

Erst dann fragt, wenn zu fragen  
Die Lust euch noch nicht mied,  
Ob endlich ausgefungen  
Das alte, ew'ge Lied!

Anastafius Grün.

### 90. Am Strande.

Auf hochgestapelte Ballen blickt  
Der Kaufherr mit Ergötzen;  
Ein armer Fischer daneben sickt  
Betrübt an zerrissenen Netzen.

Manch rüstig stolzbewimpelt Schiff!  
Manch morsches Wrack im Sande!  
Der Hafen hier und dort das Riff,  
Jetzt flut, jetzt Ebb' am Strande.

Hier Sonnenblick, Sturmwolken dort;  
Hier Schweigen, dorten Lieder,  
Und Heimkehr hier, dort Abschiedswort;  
Die Segel auf und nieder.

Zwei Jungfrau'n sitzen am Meeresstrand;  
Die eine weint in die Fluten,  
Die andre mit dem Kranz in der Hand  
Wirft Rosen in die Fluten.

Die eine, trüber Wehmut Bild,  
Stöhnt mit geheimem Beben:  
„O Meer, o Meer, so trüb und wild  
Wie gleichst du so ganz dem Leben!“

Die andre, lichter Freude Bild,  
Kost selig lächelnd daneben:  
„O Meer, o Meer, so licht und mild,  
Wie gleichst du so ganz dem Leben!“

Fortbraust das Meer und überklingt  
Das Stöhnen wie das Kosen;  
Fortwogt das Meer und ach, verschlingt  
Die Tränen wie die Rosen.

Anastafius Grün.

## 91. Sprüche.

Die Seele warm,                      Von Stahl der Arm;  
Das Auge klar,                      Fürs andre sorgen  
Die Lippe wahr,                      Dein Heut', dein Morgen.

\*

Dein „Ja“ sei lang bedacht, doch heilig,  
Dein „Nein“ sprich mild, doch nicht zu eilig!  
So wird das „Ja“ den Freund erfreuen,  
Dein „Nein“ dich selber niemals reuen.

\*

Wohlleben zehrt,                      Wohlwollen währt,  
Wohlreden ehrt,                      Wohltun nährt.

\*

Kein Füllhorn, das von allen Schätzen regnet,  
Ist reicher als die Mutterhand, die segnet.

\*

Anastasius Grün.

## 92. Ratschläge.

1.

Nimm, soweit die Kraft dir reicht,  
Wär' dein Herz auch am Verbluten,  
Nimm die bösen Tage leicht,  
Aber ernst und schwer die guten!

Soll dich fliehen bald der Schmerz,  
Lange dir die Freude bleiben,  
Mußt du diese dir in Erz  
Und in Sand den andern schreiben.

2.

Lasse dir des Lebens Tage,  
Mensch, wie liebe Freunde sein;  
Welche Bürden er auch trage,  
Jeder tret' willkommen ein!

Jeden, Mensch, entlaß mit Segen!  
Denn wenn einst dein Stündlein kam,  
Tritt dir jeder so entgegen,  
Wie er von dir Abschied nahm.

Jeden grüße fromm ergehen,  
Wie der Freund dem Freunde tut,  
Und wie Freundeslaunen eben  
Trag geduldig seine Gut!

Was du jedem mitgegeben,  
Bringt dann jeder dir zurück,  
Sieht dich an, wie im Entschweben  
Ihn berührte einst dein Blick.

Jeder, der dir will entrinne,  
Nehm' von dir ein freundlich Wort,  
Nehm' ein löbliches Beginnen  
Zur Erinnerung mit sich fort!

Lasse, Mensch, des Lebens Tage  
Dir wie liebe Freunde sein;  
Denn es holt nicht Wunsch noch Klage  
Die verlorne wieder ein.

3.

Die Wahrheit diene treu zu jeder Frist  
Und Lüge dünke immer dir gefährlich;  
Wenn du mit Falschen falsch erst bist,  
Wie lange bleibst du mit dir selbst noch ehrlich?

Friedrich Palm.

### 93. Gruß an mein Vaterland.

Gegrüßt, du Land der Treue,  
Mein teures Vaterland!  
Froh leist' ich dir aufs neue  
Den Eid mit Mund und Hand.

Gegrüßt, du Land der Treue,  
So stark in Zeit der Not,  
Begehrt du mein, so schene  
Ich Qualen nicht und Tod.

Gegrüßt, du Land der Treue,  
So reich an Korn und Wein,  
O Wonne sonder Neue,  
Dein eigen stets zu sein!

Gegrüßt, du Land der Treue,  
Das mir das Leben gab,  
Von deinen Eichen streue  
Ein Blatt nur auf mein Grab!

J. N. Vogl.

### 94. Ins Freie.

Wenn im Lenze frische Kränze  
Neubeschwingt die Welt sich schlingt,  
Wenn vom Schall der Spiel' und Tänze  
Dorf und Wiese froh erklingt,  
Wenn die Bächlein schneller gleiten,  
Wenn das Fischlein springt im See,  
Wenn die Herdenglocken läuten:  
Da zerschmilzt das alte Weh!

Wenn die grauen Nebel tauen,  
Wenn der Wald sich herbftlich malt,  
Wenn auf Hügeln und in Auen  
Traub' und Apfel goldig strahlt;  
Wenn gedehnt die Hörner dröhnen,  
Unterbrochen vom Hallo,  
Wenn die Winzerlieder tönen:  
Ha, das macht die Seele froh!

Wenn die fahlen Blitze strahlen  
Durch die Pracht der Sommernacht,  
Wenn, der Hände Fleiß zu zahlen,  
Frucht und Saat schon voller lacht,  
Wenn die Wandrer rüstig wallen,  
Schiffe ziehn im raschen Lauf,  
Schmitterlied und Sichel schallen:  
Ha, das weckt die Herzen auf!

Wenn dann wieder sein Gefieder  
Leis' ums Land der Winter spannt,  
Wenn die Eisbahn, auf und nieder  
Sausend, klirrend kommt gerannt;  
Wenn Lawinen kühn sich türmen,  
Lustig stäubt der Flocken Schwarm,  
Mag es sausen, mag es stürmen:  
Ha, das macht im Innern warm!

Drum, von Wunden zu gesunden,  
Nur hinaus aus dumpfem Haus!  
Alles Leid, so du empfunden,  
Heilt Natur dir liebend aus.  
Ob die ersten Lerchen schweben  
Oder Schnee bedeckt den Grund,  
Rasch ins Freie! Da ist Leben,  
Da wird Kopf und Herz gesund!

J. G. Seid.

## 95. Männerwaffen.

Nie ohne Waffe sei der Mann!  
 Ich meine nicht das Schwert,  
 So sehr es ihn auch ehren kann,  
 Wenn er es selber ehrt.  
 Doch andre Waffen gibt es noch,  
 Von Gott ihm umgeschmalt,  
 Die leihn ihm selbst im Sklavenjoch  
 Beherrschende Gewalt.

Solch eine Waff' — ist sein Gefühl,  
 Sein volles, warmes Herz,  
 Verschlossen eitlem Tränenspiel,  
 Geöffnet wahren Schmerz,  
 Das echter Freude gern sich freut  
 Und echte Liebe liebt  
 Und selbst für alle Herrlichkeit  
 Nicht einen Gran vergibt.

Solch eine Waff' — es ist sein Geist,  
 Der ruhig klare Sinn,  
 Der alles Niedre von sich weist,  
 Gefehrt zum Höchsten hin;  
 Der, wenn des Schicksals Druck ihn preßt,  
 Ein Fels entgegenstarrt,  
 Nicht haarbreit von dem Rechten läßt  
 Und treu sich selbst beharrt.

Solch eine Waffe — ist sein Wort,  
 Das Echo seines Sinns,  
 Ein festes Schloß, ein sicherer Hort,  
 Kein Spielball des Gewinns;  
 Zur rechten Stund', am rechten Plat,  
 Da hält es ehern stand,  
 In armer Zeit ein reicher Schatz  
 Und bessrer Zukunft Pfand.

Das sind die Waffen, die der Mann  
 Zu führen wissen soll,  
 Mit diesen kämpf' er furchtlos an,  
 Gerechten Stolzes voll.  
 Die leg' er im Gefecht der Welt  
 Nicht eingeschüchtert ab,  
 Die nehm' er als ein rechter Held  
 Einst mit sich in das Grab!

J. G. Seidl.

## 96. Der tote Soldat.

Auf ferner, fremder Aue,  
 Da liegt ein toter Soldat,  
 Ein ungezählter, vergess'ner,  
 Wie brav er gekämpft auch hat.

Es reiten viel' Generale  
 Mit Kreuzen an ihm vorbei;  
 Denkt keiner, daß, der da lieget,  
 Auch wert eines Kreuzleins sei.

Es ist um manchen Gefall'nen  
 Viel Frag' und Jammer dort,  
 Doch für den armen Soldaten  
 Gibt's weder Träne noch Wort. —

Doch ferne, wo er zu Hause,  
 Da sitzt beim Abendrot  
 Ein Vater voll banger Ahnung  
 Und sagt: »Gewiß, er ist tot!«

Da sitzt eine weinende Mutter  
Und schluchzet laut: »Gott helf'!  
Er hat sich angemeldet,  
Die Uhr blieb stehn um elf!«

Da starrt ein blasses Mädchen  
Hinaus ins Dämmerlicht:  
»Und ist er dahin und gestorben —  
Meinem Herzen stirbt er nicht!« —

Drei Augenpaare schicken,  
So heiß es ein Herz nur kann,  
Für den armen, toten Soldaten  
Ihre Tränen zum Himmel hinan.

Und der Himmel nimmt die Tränen  
In einem Wölkchen auf  
Und trägt es zur fernen Aue  
Hinüber im raschen Lauf

Und gießt aus der Wolke die Tränen  
Aufs Haupt des Toten als Tau,  
Daß er unbeweint nicht liege  
Auf ferner, fremder Au.

Johann Gabriel Seidl.

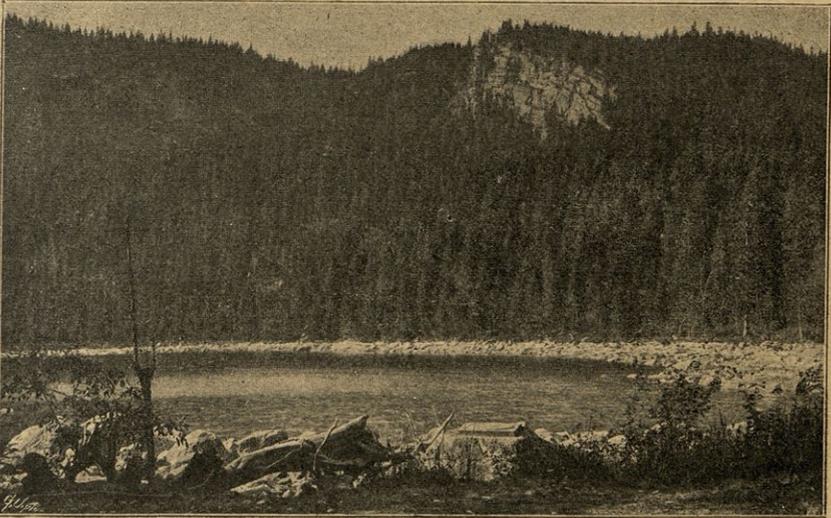
### 97. Der Blütensteiner See.

Wenn sich der Wanderer von der alten Stadt und dem Schlosse Krummau, dieser grauen Witwe der verbliebenen Rosenberger, westwärts wendet, so wird ihm zwischen unscheinbaren Hügeln bald hier, bald da ein Stück Dämmerblau hereinscheinen, Gruß und Zeichen von draußen ziehendem Gebirgslande, bis er endlich nach Ersteigung eines Kammes plötzlich die ganze blaue Wand, die vom Süden nach dem Norden streicht, vor sich sieht. Sie schließt ein Tal, aus dem ihn die jugendlichen Wasser der Moldau anglänzen. Im weiten und fruchtbaren Tale sind Dörfer umhergestreut und mitten unter ihnen steht der kleine Flecken Oberplan.

Dichte Waldbestände der eintönigen Fichte und Föhre führen stundenlang vorerst aus dem Moldautale empor, dann folgt, dem Seebache sacht entgegensteigend, offenes Land; aber es ist eine Lagerung zerrissener Gründe, aus tiefschwarzer Erde bestehend, dem dunklen Totenbette tausendjähriger Vegetation, worauf viele einzelne Granitfugeln liegen, wie bleiche Schädel von ihrer Unterlage sich abhebend, da sie vom Regen bloßgelegt, gewaschen

und rundgerieben sind. Der Seebach führt braunes Eisenwasser, aber so klar, daß im Sonnenscheine der weiße Grundsand glitzert wie lauter heraufschimmernde Goldkörner. Keine Spur von Menschenhand, geheimnisvolles Schweigen! Ein dichter Anflug junger Fichten nimmt uns nach einer Stunde Wanderung auf und tritt man von dem schwarzen Samte seines Grundes heraus, so steht man an dem noch schwärzeren See.

Ein Gefühl der tiefsten Einsamkeit überkam mich jedesmal unbefieglich so oft ich zu dem märchenhaften See hinauffstieg. Ein gespanntes Tuch, ohne eine einzige Falte, liegt er weich zwischen dem harten Geklippe, gesäumt



Der Blöckensteiner See. (Photogr. Jos. Seidel, Krummaw.)

von einem dichten Fichtenbände. Diesem Waldbände gegenüber steigt ein Felsentheater lotrecht auf wie eine graue Mauer, nach jeder Richtung denselben Ernst der Farbe bietend, nur geschnitten durch zarte Streifen grünen Mooßes und sparsam bewachsen von Schwarzföhren. Häufig brechen sie aus Mangel des Grundes los und stürzen in den See hinab, daher man, über ihn hinschauend, die jenseitige Wand entlang in gräßlicher Verwirrung die alten, ausgebleichten Stämme liegen sieht, die in traurigem, weiß leuchtendem Verhaec die dunklen Wasser säumen. Rechts treibt die Seewand einen mächtigen Granitgiebel empor, Blöckenstein geheiß; links schweift sie sich in ein sanftes Dach herum, von hohem Tannenwald bestanden und mit einem grünen Tuche des feinsten Mooßes überhüllet.

Da in diesem Becken nie ein Wind weht, so ruht das Wasser unbeweglich und der Wald und die grauen Felsen und der Himmel schauen aus seiner Tiefe heraus wie aus einem ungeheuren, schwarzen Glaspiegel. Über ihm steht ein Fleckchen der tiefen, eintönigen Himmelsbläue. Man kann hier tagelang weilen und sinnen und kein Laut stört die Gedanken, wenn nicht eine Tannenfrucht fällt oder ein Geier schreit. Oft, wenn ich an den Gestaden saß, schien es mir, als sei der See ein unheimlich Naturauge, das mich hier ansehe — tiefschwarz, überragt von der Stirn und Braue der Felsen, gesäumt von der Wimper dunkler Tannen, darin das Wasser, regungslos wie eine versteinerte Träne. Walbert Stifter.

### 98. Robert Hamerling.

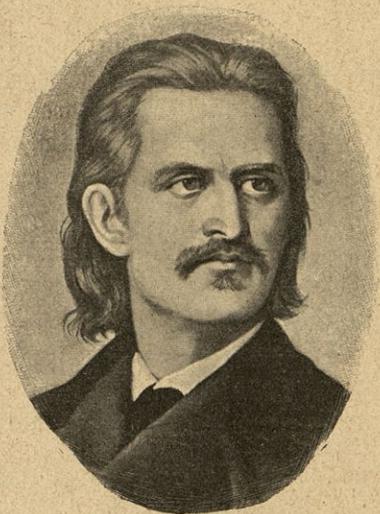
Robert Hamerling, der am 13. Juli 1889 nach jahrelangen, heldenhaft ertragenen Leiden auf seiner Besitzung Stiftinghaus bei Graz gestorben, hat mit hinreißender Begeisterung alles Hohe und Herrliche gepriesen, mit flammender Entrüstung alles Gemeine und Schlechte bekämpft. Wer singt ihm die köstlichen Lieder nach, die wie goldne Töne seiner Meisterharfe entquollen?

Die Milde und Lieblichkeit, die in des großen Goethe unsterblichen Gesängen lebt, aber auch der hohe Gedankenschwung in Schillers Dramen schienen auf Hamerling übergegangen zu sein. Überall erkannte sein Sehauge die göttliche Schönheit des Weltalls: im gewaltigen Brausen des Meeres wie im Säuseln des Bergwaldes, in den lieblichen Bildern der sonnigen Flur wie in den geheimnisvollen Wundern der Sternennacht, im Blumenduft, im Vogelgesang, im Wehen des Frühlingswindes und in unzähligen anderen Dingen, an denen der gewöhnliche Mensch achtlos vorübergeht. Und seine Dichterseele trank mit Wonnie diese überall ausgebreitete Schönheit der Gotteswelt und gab Kunde davon in entzückend schönen Versen, wie wir sie lesen in „Sinnen und Minnen“, in den „Blättern im Winde“, im „Schwanenlied der Romantif“.

Doch auch in die Menschheit warf der hohe Dichter seine prüfenden, wägenden Blicke, alles ward vor seinem Prophetengeiste offenbar, das Treiben der Gegenwart wie die Geschehnisse der fernsten Vergangenheit. Die Pracht und Herrlichkeit griechischer Bildung und Kunst ging ihm auf und er gab uns in seiner „Apasia“ ein glänzendes, farbenreiches Bild vom goldnen Zeitalter des Perikles und des Phidias, des Sophokles und des Sokrates. Im „Ahasver in Rom“ entrollte er mit Meisterhand ein Riesengemälde von Neros Zeit. Im „König von Sion“ schilderte er in gewaltigen Zügen die seltsamen Gestalten der Wiedertäufer von Münster. Diese drei

genialen Werke sichern Hamerlings Namen die Unsterblichkeit, solange in der deutschen Literatur der Sinn für das Große und Erhabene mächtig bleibt. Was er sonst noch geschrieben hat an kleineren Epen, an Dramen, Satiren, Sprüchen und Abhandlungen, lagert sich um die Gipfelpunkte seines Schaffens in weitem Bogen als ein Zeugnis seiner weitausgreifenden, alle Gebiete der Dichtkunst mit gleicher Sicherheit umspannenden Schöpferkraft.

Ein gar rührendes Vermächtnis spendete der schon dem Tode Verfallene seinen Freunden in dem Buche „Stationen meiner Lebenspilgerschaft“. Hier erzählt er von den bescheidenen Anfängen seiner ruhmvollen Dichterlaufbahn, von seinem schlichten Poetenleben, von seinem dreißigjährigen schweren Leiden, das ihn fast immer ans Zimmer, wenn nicht gar ans Schmerzenslager fesselte. Wohl mancher hat den glücklichen Dichter beneidet, der in seiner ländlichen Besitzung Stiftinghaus, frei von irdischen Sorgen, nur seinen dichterischen Arbeiten leben



Robert Hamerling.

konnte — nur wenige vertraute Freunde wußten, welch ein entsetzungs- und schmerzenreiches Leben der von unheilbarer Krankheit Gequälte dort führte. So erscheint uns Österreichs großer Poet als ein Leidensgenosse von Heinrich Heine, Otto Ludwig und Julius Moser. Aber wie wir Heine bewundern als den genialen Meister der Lyrik, wie wir Otto Ludwig lieben als den gedankentiefen Schöpfer dichterischer Gestalten voll Kraft und Leben, wie wir Moser hochhalten als den edlen Sänger volkstümlich gewordener Vaterlandslieder, so reichen wir auch Robert Hamerling einen dreifachen Lorbeerkrantz als dem gottbegnaden Meister des Liedes, als dem großen Epiker, dessen dichterische Gestalten unvergängliches Leben gewannen, als dem treuen Sohne seines Volkes, dessen Liebe zu ihm nur erlöschten konnte mit seinem letzten Atemzuge.

Über das alles hinaus war Hamerling einer der edelsten Menschen, die je die Erde beschritten, eine reine Seele, durch die nie ein Schatten unlauteren Empfindens geglitten.

Hugo Möbius.

### 99. Der Springer.

An einem Frühlingstag auf grüner Heide  
Trieb sich umher ein junger, toller Fant.  
Ein Turner ohne Zweifel war's; er übte  
Des Springens Künste. Jauchzend sprang er, schwang  
Zur Meterhöhh' sich auf. So trieb er's lang  
Und immer toller wuchs in ihm die Lust  
Zu springen, heisa, himmelhoch zu springen.  
„Dürft' ich nur etwas wünschen,“ ruft er schließlich,  
„Von einem Gnomen, wünscht' ich mir die Gabe,  
Im Sprung mich hundert Meter hoch zu schwingen.“

Da trat aus dem Gebüsch ein Männlein vor,  
Ein wunderliches — und das Männlein sprach:  
„Nicht unerreichbar ist, was du begehrst.  
An dieser Wurzel da — 's ist eine Springwurzel —  
Ein bißchen kaue, sauge! Traun, ihr Saft  
Verleiht die Gabe dir, die heißersehnte,  
Im Sprung dich hundert Meter hoch zu schwingen.“

So sprach der zauberkundige Versucher  
Und gierig nach der Wurzel greift der Fant.  
Ha, welche Kraft durchströmt die Muskeln ihm,  
Als er den Springwurzeljuft in sich gesogen;  
Ihm ist, als wär' geflügelt jeder Nerv.

Und jauchzend springt er, springt und schwingt empor  
Zur Schwindelhöhe sich von hundert Metern.  
Was lacht im Busche dort der zauberkund'ge  
Versucher tückisch, schadenfroh? Es ist  
Ein Schwung, ein Flug, des Sprunges erste Hälfte —  
Doch seine zweite ist ein Fall, ein Sturz:  
Sie folgt der Schwerkraft ehernem Gesetz.

Das hatte nicht bedacht der kühne Springer.  
Verliehn war ihm des Aufschwungs Zauberkraft,  
Nichts war gewährt, verheißen, ausbedungen  
Zu Gunsten einer sichern Wiederkunft  
Aus der ersprungnen Schwindelhöhh' zur Erde.  
Aufschlägt er, nach dem Sprung in stolzem Bogen  
Zum Erdreich wiederkehrend, auf den Grund,  
Den festen, mit verhundertzacher Wucht,  
Zerschmettert sich die Glieder, bricht den Hals.

Und die Moral der kläglichen Geschichte?  
Ach, die Moral, sie lautet: Mensch, zu steigen  
Verlange höher nicht, als du im Stande  
Zu fallen, ohne dir den Hals zu brechen!

Robert Hamerling.

### 100. Die Sterne.

Tausend goldne Sterne winken  
Aus des Himmels blauer Höh';  
Tausend goldne Sterne blinken  
Aus dem spiegelglatten See.

Nach der Tiefe hin, der feuchten,  
Lockt mich ihr demantner Kranz;  
Aber ach, die dort mir leuchten,  
Sind ein wesenloser Glanz.

Hoch hinan in blaue Ferne  
Winken sie mit goldnem Licht;  
Aufwärts, aufwärts zög' ich gerne,  
Doch mein Flug erreicht sie nicht.

Und so mögt ihr, goldne Sterne,  
Unres Glücks Sinnbilder sein:  
Was der Himmel hat, ist ferne,  
Was die Erde hat, ist Schein.

Robert Hamerling.

### 101. Ausfahrt.

Berggipfel erglühen,  
Waldwipfel erblühen,  
Vom Lenzhauch geschwellt!  
Zugvogel mit Singen  
Erhebt seine Schwingen:  
Ich fahr' in die Welt!

Mir ist zum Geleite  
In lichtgoldnem Kleide  
Frau Sonne bestellt;  
Sie wirft meinen Schatten  
Auf blumige Matten:  
Ich fahr' in die Welt!

Mein Hutschmuck die Rose,  
Mein Lager im Moose,  
Der Himmel mein Zelt!  
Mag lauern und trauern,  
Wer will, hinter Mauern:  
Ich fahr' in die Welt!

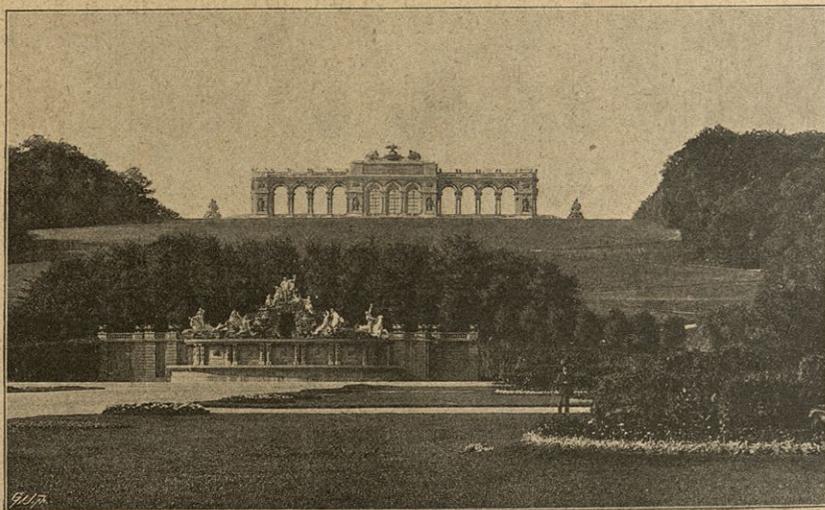
Josef Viktor von Scheffel.

### 102. Unter Palmen.

Es war gegen das Ende des Monats Oktober im Jahre 1752, als die Kaiserin Maria Theresia, auf den Arm ihres Gemahls gestützt, die prächtige Freitreppe der Gloriette zu Schönbrunn erstieg, um mit einem langen Blick auf den Garten wieder einmal für viele Monate Abschied zu nehmen von ihrer geliebten Sommerresidenz.

Der Herbst hielt eben seinen Einzug mit aller Pracht glänzender Farben und brennender Lichter, aber auch mit seinen wilden Stürmen und eifigen Regenschauern. — Heute aber war die Luft warm und der

Himmel tiefblau, fast wie in Sommertagen. In wunderbarer Klarheit erschien in der Ferne das Panorama Wiens und die sanft geschwungene Linie der Berge, in verführerischem Glanze tauchte im Vordergrunde der Garten auf mit seinen stolzen Alleen, Taxuswänden, Rasenflächen, Gebüsch, Springbrunnen, Statuen und künstlichen Ruinen wie das Labyrinth einer Zauberin. Drüben im Schlosse flammten die Fenster, vom Licht der sinkenden Sonne getroffen, wie von tausend Kerzen erhellt, und die Stufen der Treppe der Gloriette waren mit einem rosigen Schimmer übergossen. — Dies kleine, reizende Gebäude im edelsten Stil, auf einem Hügel gelegen, war der Lieblingsaufenthalt der Kaiserin. Sie hing überhaupt mit einer



Die Gloriette in Schönbrunn.

wahren Zärtlichkeit an Schönbrunn und verzögerte alljährlich, solange sie irgend konnte, ihre Rückkehr nach Wien.

Es war eine Eigentümlichkeit, die der Umgebung der Kaiserin oft ein Gegenstand des Scherzes war, daß Maria Theresia sich vor dem Winter fürchtete, — sie, die keine Furcht kannte.

Auch heute, auf den Stufen der Gloriette, lag der Gedanke an den nahenden Winter wie eine Wolke auf der kaiserlichen Stirn und die großen blauen Augen wanderten wehmütig grüßend von Baum zu Baum.

„Wie sind wir doch armselig mit unserer vielgepriesenen Macht,“ seufzte Maria Theresia, „nicht ein einziges Blatt vermögen wir festzuhalten, alles stirbt und vergeht vor unsern Augen, und wenn wir den alten Bäumen da Gold und Ordensbänder und Ämter aller Art zu Füßen werfen wollten,

sie würden die Köpfe schütteln, uns auslachen und — sterben. Was nützt es, Kaiserin zu sein, wenn man von seinem lieben Grün immer wieder Abschied nehmen muß; — da hatte es doch die Königin Semiramis besser in ihren hängenden Gärten, wohin sich keine Schneeflocke und kein Sturmwind verirrte. Wer mir doch aus ihrem Zauberreich einige immergrüne Bäume schenken wollte für mein Schönbrunn!“

Ein Jahr war vergangen seit jenem Herbstabend in Schönbrunn. Die Kaiserin hatte diesmal ihren geliebten Landsitz früher als sonst verlassen, die Erkrankung eines ihrer Kinder bestimmte sie, schon Ende September nach Wien zurückzukehren, und ehe die kleine Patientin genas, war der Winter hereingebrochen.

Und am Weihnachtsnachmittage eben geschah es, daß der Kaiser seine Gemahlin plötzlich aufforderte, mit ihm nach Schönbrunn hinaus zu fahren. Maria Theresia sah ihn erstaunt an, wirbelten doch draußen die Schneeflocken durch die Luft und die Finger des Windes malten Eisblumen an die Fenster.

Allein ohne eine Frage an ihn zu richten, nickte sie ihm also zu, ließ sich sofort ankleiden und in den Wagen packen.

Der Kaiser erschien auffallend heiter während der ganzen Fahrt. Er lachte und scherzte und sah immer und immer wieder nach, ob auch alles geschehen sei, die Kaiserin vor der Kälte zu schützen, und jeden Augenblick zog er den blauen, mit Hermelin besetzten Sammetmantel fester um ihre Schultern.

In Schönbrunn angekommen, hob er die Kaiserin aus dem Wagen. Man hatte kein Gefolge mitgenommen, nur wenige Diener standen zum Empfange bereit. Wie fremd erschien doch alles im Winterkleide — wie ernst sah heute die heitere Gloriette aus! — Aber was erhob sich dort so seltsam schimmernd und blitzend im Lichte der Wintersonne? — Träumte sie denn? — Sie schaute, die Hand ein wenig über die Augen gelegt, wieder und wieder hinüber: — wahrlich, ein Glaspalast war aufgeführt worden und eine Fülle von tiefem Grün leuchtete hinter den Scheiben. — Nach wenigen Augenblicken stand Maria Theresia, von einer wunderbar süßen, warmen Luft umfangen, zwischen den herrlichsten Pflanzen des Südens, unter jenen Palmen, wie sie die Gärten der Königin Semiramis geschmückt. — Ein Ruf der Freude entfloß ihren Lippen. Welche Herrlichkeit!

Da breiteten sie sich aus, die Kronen der stolzen Zimmetbäume, die Fächerpalme, die ernste Ölpalme — und ein Wald von prachtvollen Blattpflanzen. Fremde Wunderblumen öffneten ihre in den brennendsten Farben spielenden Kelche und hauchten berauschte Düfte, Blätter von einem

Schmelz, als stammten sie aus dem Paradiese, entfalteteten sich, leichte Ranken schlangen ihre feinen Zweige zu einem Blätterdach zusammen: Grün und Blumen, wohin das Auge blickte — es war wie ein Märchen. Und draußen hielt doch starrer Winterschlaf die Erde umfangen und die Schneeflocken führten ihre phantastischen Tänze auf!

„Beneidest du noch immer die Königin Semiramis?“ fragte endlich der Kaiser, entzückt über den Ausdruck der freudigen Überraschung in den Zügen Maria Theresias.

„Ich beneide weder eine Tote noch eine Lebende mehr,“ rief sie mit freudestrahlendem Lächeln. „Was könnte ich jetzt noch wünschen? Wie soll ich dir danken?“

Der Wintergarten zu Schönbrunn war und blieb das Entzücken der Kaiserin und zugleich die Lieblingserschöpfung ihres Gemahls. Sie wurde nicht müde, die fremdartigen Kinder einer heißen, unbekanntem Zone zu bewundern, das herrliche Grün anzustauen, über die Blumen sich zu neigen, die Riesenblätter mit den feinen Fingern zu liebkozen. Wie ein Kind freute sie sich dieses sinnigen und kostbaren Weihnachtsgeschenk ihres Gatten und wurde nicht müde, sich von ihm erzählen zu lassen, wie man die großen Bäume und Gewächse von den Inseln Martinique, Granada, St. Vincent, St. Eustach, von Kuba und Curacao herübergeholt, mit großen Ballen ihres Erdreichs ausgegraben und nach Marseille und Livorno eingeschifft habe. Maultiere brachten sie von dort langsam nach Schönbrunn, während andere Sendungen über Amsterdam anlangten. Die ausgezeichnetsten Gärtner aus Holland waren herübergerufen worden, um den Fremdlingen den Übergang in ihr neues Dasein zu erleichtern. Mit der Sorgfalt gewissenhafter Ärzte bewachten sie denn auch tagaus, tagein das geheimnisvolle Stilleben der wunderbaren Pflanzen, — aber manche seltene Blume starb rettungslos dahin, mancher stolze Baum verkümmerte im fremden, kalten Lande. — Und ein wirklicher Arzt erschien fast täglich in den Treibhäusern von Schönbrunn, ein berühmter Menschen- und Blumenkennner zugleich, der edle van Swieten, der kaiserliche Leibarzt. — Sorgfältig wurden sie also bewacht von den liebevollsten Augen, diese neuen Gärten der Semiramis, und — sie fürchtete sich nun nicht mehr vor dem Winter, die glückliche Kaiserin.

Später — als das Glück Maria Theresias mit dem Kaiser gestorben, waren es die lebenden Hände der kaiserlichen Witwe selbst, die in jedem Winter die schönsten Blüten brachen in dem geliebten Wintergarten, um sie auf den Sarg des Kaisers niederzulegen.

Und immer neue kostbare Pflanzensendungen ließ sie aus weitester Ferne herbeischaffen und ganz Europa redete bald von dem Wintergarten

in Schönbrunn. — Wie manche schwere Stunde brachte sie dort zu, die trauernde Witwe, ganz einsam oder nur in Begleitung ihres treuen van Swieten!  
Elise Polko.

### 103. Gotentreue.

Erschlagen war mit dem halben Heer  
Der König der Goten, Theodemer.

Die Hunnen jauchzten auf blutiger Wal,  
Die Geier stießen herab zu Tal.

Der Mond schien hell, der Wind piff kalt —  
Die Wölfe heulten im Föhrenwald.

Drei Männer ritten durchs Heidegefeld',  
Den Helm zerschroten, zerhackt den Schild.

Der erste über dem Sattel quer  
Trug seines Königs zerbrochenen Speer.

Der zweite des Königs Kronhelm trug,  
Den mittendurch ein Schlachtbeil schlug.

Der dritte barg im treuen Arm  
Ein verhüllt Geheimnis im Mantel warm.

So kamen sie an den Ister tief.  
Und der erste hielt mit dem Roß und rief:

»Ein zerhau'ner Helm, ein zerschellter Speer —  
Von dem Reich der Goten blieb nicht mehr!«

Und der zweite sprach: »In den Wellen dort  
Versenkt den traurigen Gotenhort!

Dann springen wir nach von dem Uferrand;  
Was säumst du, Meister Hildebrand?«

»Und tragt ihr des Königs Helm und Speer,  
Ihr treuen Gesellen, ich trage mehr!«

Auf schlug er seinen Mantel weich:  
»Ich trage der Goten Hort und Reich!

Und habt ihr gerettet Speer und Kron',  
Ich habe gerettet des Königs Sohn!

Erwache, mein Knabe! Ich grüße dich,  
Du König der Goten, Jung Dieterich!«

### 104. Der Sturm.

Es braust der Föhn vom warmen  
Süd,  
Daß sich die Bäume neigen.  
Ich kenne dich! — Des Frostes müd',  
Willst du die Kräfte zeigen.

Drum weckst du mich in dunkler  
Nacht,  
Daß alle Balken dröhnen,  
Das Haus in seinen Fugen kracht,  
Als wolltest du mich höhnen.

Satwohl! Du bringst dem Winter  
Krieg  
Im Donner der Lawinen  
Und kündest uns des Lenzes Sieg,  
Ist er noch kaum erschienen.

Es hersten deinem wilden Hauch  
Des Eises starre Spangen,  
Die bei des Nebels kaltem Rauch  
Der Ströme Lauf bezwangen.

Du weckst mit der Bosaune Laut  
Die Blumen aus den Tiefen,  
Ob auch die Weischen still und traut  
Am Herz der Erde schliefen.

Und ist der Boden reingefegt,  
Wirft du zum sanften Säuseln,  
Das kaum den klaren See bewegt  
Mit einem leichten Kräuseln.

Dann schaut der Himmel weit und  
klar  
Herab mit feinen Sternen,  
Die Gletscher leuchten wunderbar  
Aus ihren dunklen Fernen.

Von Rosen fängt die Nachtigall  
Bis zu des Morgens Helle,  
Bis mit der Lerche Jubelschall  
Die Sonne naht der Schwelle.

Adolf Pichler.

### 105. Der Ring des Polykrates.

Der glückliche Polykrates,  
Bang vor der Götter Neid,  
Hat seinen besten Fingerring  
Dem Dzean geweiht.

Und doch — versöhnen kann er nicht  
Das zürnende Geschick,  
Ihm gibt das Meer in Fischesmund  
Sein Opfergeld zurück.

Du, weiser als der Griechenfürst,  
Nicht in die öde Flut,  
Ins arme Volk, ins Menschenmeer  
Wirf deines Danks Tribut!

So zahlst du dem gestrengen Glück  
Den rechten Zins und Zoll  
Und kehrt in Dank und Segen dir  
Der Brüder Neid und Groll.

Karl Gerok.

### 106. Ein Vater an seinen Sohn.

Vor allem bedenke, für dich ist die segenvolle Zeit, die Zeit zum Lernen gekommen! Ich habe mir manches Vergnügen versagt und das dadurch erspart aufgehoben, um dir, wenn du Lust und Talent, besonders das letztere, hast, das Studieren zu ermöglichen.

Wenn du nun Student sein wirst, so sei Student, nämlich sei lustig und freue dich deines jungen Lebens! Lasse die Ideale kühn und hoch auflodern; das ist die Zeit, da du deine Seele in Schwung bringen mußt, soll sie nicht zu bald erlahmen und verrosten. Glaube an das Gute und Schöne, habe Zuversicht zur Menschheit! Der Student ist ein Seher, der in seinem

Geiste schon lebt, was den Menschen vielleicht erst in später Zukunft beschieden sein wird. Aber sei kein Schreier und Wirtshaustribun; mische dich nicht in Dinge, die du nicht verstehen kannst; dein Leitstern im Denken und Tun sei unser Friedrich Schiller! Halte Gemeinschaft mit heiteren Berufsgenossen, sei brüderlich; aber bleibe den Burschenschaften fern, die ihr Heil im Bierhumpen, in der langen Pfeife, in den weiten Stiefeln, im großen Hund und in der Mensur finden. Das sind armselige Dinge, das ist das studentische Philistertum, vor dem ich dich bewahren möchte.

Der Mittelpunkt des Studentenlebens — das vergiß nicht, mein Bursche — ist das Kollegium. Lerne, sei fleißig, aber ochse und hüffle nicht; wer einen offenen Kopf hat und denselben seinen Lehrgegenständen zuwendet, der hat das mechanische Eintrichtern nicht nötig. Wem es aber darauf ankommt, dem rate ich, er widme sich einem schlichten Handwerke.

Schulden machen wirst du nicht, weil sie niemand für dich zahlen würde. Sei aber auch kein Knauser, mein Freund; ein Studentenbeutel mag leer sein, aber niemals zugeschnürt, und ist er leer, so verliere deshalb den frohen Mut nicht.

Einen besonderen Rat will ich dir noch geben, für den du mir oft und mit Jubel danken wirst. Spare für Ferienreisen! Wenn du auch schmal gehalten bist, so wirst dir, wenn du willst, jeder Tag ein Scherflein ab, ohne daß du deshalb darben mußt. Aus diesem kleinen, täglichen Scherflein erwachsen dir herrliche Tage und Wochen. Wenn ich jetzt im Schatten des Baumes so für mich hin träume, so sehe ich dich, mein Junge, bisweilen auf der Wanderschaft, frisch und flink, im leichten, netten Gewande, das Ränzlein auf dem Rücken, den Stock in der Hand, lustig über Berg und Tal! Kind, die Welt ist unbeschreiblich schön, wenn man sie mit gesunden Gliedern durchwandert, mit jungen Augen anschaut! Geh hinein in unser Bergland und schau' die Pracht, die mich — deinen Vater — oft so selig gemacht hat, und besuche die schlichten, guten Menschen und sei freundlich mit ihnen und ehre sie, wengleich sie nicht so viel wissen wie du! Sie wissen dennoch mehr. Glaube es mir und schätze niemand gering außer den Schlechten und halte niemand für schlecht, außer du bist dreimal davon überzeugt worden!

Wenn du es verstehst, Menschen zu erfassen, aber nicht so, wie ihr Bild in dir selbst sich spiegelt, sondern wie sie sind, wenn du ein offenes Auge hast für das Gute und Große, das in ihrem Leben ist, so wirst du in den Ferien zunehmen an Weisheit, sowie du im Studienjahre an Wissen zugenommen hast.

Es gibt eine Liebe und Treue, die man jedem zuwenden muß, mit dem uns der Lebensweg — wenn auch nur für kurze Zeit — zusammenführt.

Sei höflich, sei offen und wohlmeinend gegen jedermann! Komme den Leuten mit Vertrauen entgegen, aber ganz vertraue dich keinem! Erinnerung dich des schönen Spruches: „Mit vielen theile deine Freuden, mit wenigen dein Leiden, mit einem nur dein Herz!“ Wie das letztere zu verstehen ist, darüber hoffe ich noch mit dir sprechen zu können. Lasse dir Gutes tun, aber bleibe nichts schuldig; auch der Ärmste hat Gelegenheit, seinen Wohltätern Freude zu bereiten. Bewahre dir, mein liebes Kind, dein dankbares Gemüth, das adelt dich und schützt dich dein ganzes Leben vor Weltbitterkeit und Menschenhaß. Verlasse dich aber niemals auf fremden Beistand, wo du dir selbst helfen kannst!

Den Schatz, der für dich in den Menschen liegt, wirst du früher erkennen als den, der in der Schönheit und Größe der Natur, besonders der landschaftlichen Natur für dein Gemüth bewahrt ist. Aber bereite dich für diese Offenbarung schon in deiner Jugend vor, wozu dir die Ferienreisen die schönste Gelegenheit bieten!

Ich freue mich im Gedanken, wie du reisen wirst, mein Sohn. Aber durchlaufe die Gegenden nicht, reise mit Bedacht! Weiche so wenig als möglich von dem mit einsichtsvollen Freunden aufgestellten Reiseplane ab! In den lieben Morgenstunden wandere, in der heißen Tageszeit ruhe und nähre deinen Geist in einem guten Buche oder einer anregenden Gesellschaft! Reise allein oder höchstens zu zweien! Mit mehreren tut's nicht gut. Im Einkehrhause sei bescheiden und mäßig, bewahre dich gesund!

Mir sind in meinem Leben viele und mannigfaltige Freuden beschieden gewesen und zu den schönsten und reinsten derselben gehören meine Fußwanderungen im Gebirge. Die wünsche ich auch dir.

Peter Rosegger.

### 107. Heimweh.

So weich und warm  
Hegt dich kein Arm,  
Wie wenn die Mutter dich umfängt.  
Kein Trost so traut  
Dich übertaut,  
Wie wenn ihr Aug' an deinem hängt.

Und wenn ergreift  
In treuem Geist  
Du manch ein Jugendbild bewahrst,  
Vor allem hoch  
Beglückt dich doch,  
Daß deiner Mutter Kind du warst.

Drum sei gesinnt  
So wie ein Kind,  
Daß sie dich sterbend segnet ein!  
Sonst, ob auch Lieb'  
Und Freundschaft blieb,  
Bist dennoch mutterselenallein.

Paul Heyje.

### 108. Gebet.

Herr, laß mich hungern dann und wann,  
Satt sein macht stumpf und träge  
Und schick' mir Feinde, Mann um Mann,  
Kampf hält die Kräfte rege.

Gib leichten Fuß zu Spiel und Tanz,  
Flugkraft in goldne Ferne  
Und häng' den Kranz, den vollen Kranz  
Mir höher in die Sterne!

Gustav Falke.

### 109. *Er ist's.*

*Frühling läßt sein blaues Band  
Wieder flattern durch die Lüfte;  
Süße, wohlbekannte Düfte  
Streifen ahnungsvoll das Land.  
Veilchen träumen schon,  
Wollen balde kommen. —  
Horch', von fern ein leiser Harfenton!  
Frühling, ja, du bist's!  
Dich hab' ich vernommen!*

Eduard Mörike.

### 110. Legende.

Als der Herr in Gethsemane  
Auf Knien lag im schwersten Weh,  
Als er sich hob, nach den Jüngern zu schauen,  
Ließ er die Tränen wiedertauen:  
Er fand sie schlafend und mit den Genossen  
Hatte selbst Petrus die Augen geschlossen.  
Zum zweitenmal sucht er die Seinen dann,  
Die liegen noch immer in Traumes Bann.  
Und zum dritten, allein im Schmerz,  
Zeigt er Gott das kämpfende Herz.  
Die heilige Stirn wird ihm feucht und naß:  
„Mein Vater, ist es möglich, daß . . .“  
Und durch ein Gartenmauerloch  
Schlüpft ein zottig Hündchen und kroch  
Dem Heiland zu Füßen und schmiegt sich ihm an,  
Als ob es ihm helfen will und kann.

Und der Herr hat mild lächelnd den Trost gespürt  
Und er nimmt's und drängt's an die Brust gerührt  
Und muß es mit seiner Liebe umfassen;  
Die Menschen hatten ihn verlassen.

Detlev von Liliencron.

### 111. Nis Randers.

Krachen und Heulen und berstende Nacht,  
Dunkel und Flammen in rasender Jagd —  
Ein Schrei durch die Brandung!

Und brennt der Himmel, so sieht man's gut:  
Ein Wrack auf der Sandbank! Noch wiegt es die Flut;  
Gleich holt sich's der Abgrund.

Nis Randers lugt — und ohne Haß  
Spricht er: „Da hängt noch ein Mann im Mast;  
Wir müssen ihn holen.“

Da faßt ihn die Mutter: „Du steigst mir nicht ein!  
Dich will ich behalten, du bleibst mir allein,  
Ich will's, deine Mutter!“

Dein Vater ging unter und Momme, mein Sohn;  
Drei Jahre verschollen ist Uwe schon,  
Mein Uwe, mein Uwe!“

Nis tritt auf die Brücke. Die Mutter ihm nach!  
Er weist nach dem Wrack und spricht gemach:  
„Und seine Mutter?“

Nun springt er ins Boot und mit ihm noch sechs:  
Hohes, hartes Friesengewächs;  
Schon sausen die Ruder.

Boot oben, Boot unten, ein Höllentanz!  
Nun muß es zerschmettern. . . ! Nein, es blieb ganz! . . .  
Wie lange? Wie lange?

Mit feurigen Geißeln peitscht das Meer  
Die menschenfressenden Kasse daher;  
Sie schnauben und schäumen.

Wie hechelnde Gafst sie zusammenzwingt!  
Eins auf den Nacken des andern springt  
Mit stampfenden Hufen!

Drei Wetter zusammen! Nun brennt die Welt  
Was da? — Ein Boot, das landwärts hält —  
Sie find es! Sie kommen! — —

Und Auge und Ohr ins Dunkel gespannt . . .  
Still — ruft da nicht einer? — Er schreit's durch die Hand:  
„Sagt Mutter, 's ist Uwe!“

Otto Ernst.

### 112. Goldene Worte.

Vertrauen ist Mut und Treue ist Kraft.

\*

Auch die Tugend ist eine Kunst und auch ihre Anhänger teilen sich  
in Ausübende und in bloße Liebhaber.

\*

Für das Können gibt es nur einen Beweis: das Tun.

\*

Was nennen die Menschen am liebsten dumm?  
Das Gescheite, das sie nicht verstehen.

\*

Die Herrschaft über den Augenblick ist die Herrschaft über das Leben.

\*

Glaube deinen Schmeichlern — du bist verloren;  
Glaube deinen Feinden — du verzweifelst.

\*

Marie von Ebner-Eschenbach.

Blüte edelsten Gemütes  
Ist die Rücksicht; doch zuzeiten  
Sind erfrischend wie Gewitter  
Goldne Rücksichtslosigkeiten.

Theodor Storm.

Es gibt nur ein Glück:  
Die Pflicht,  
Nur einen Trost:  
Die Arbeit,  
Nur einen Genuß:  
Das Schöne.

Carmen Sylva.

Nicht, wie lang du gelebt, — nur, wie du gelebt und gewirkt hast,  
Was du der Menschheit genützt, leihet dem Leben den Wert.

Daniel Sanders.

Schmerzt dich in tiefster Brust  
Das harte Wort „Du mußt“,  
So macht dich eins nur still,  
Das stolze Wort: „Ich will!“

\*

Arbeitstage  
Voll rüstiger Plage  
Sind die besten  
Von allen Festen.

\*

Wie man wohl richtig  
Sich selber ehrt?  
Nimm dich nicht wichtig,  
Aber halte dich wert!

\*

In allem reinlich!  
In allem peinlich!  
Nur niemals kleinlich!

Frida Schanz.







